VEREIN STIFTSMUSEUM MILLSTATT
GESCHICHTSVEREIN FÜR KÄRNTEN

Franz Nikolasch
(Hrsg.)

Symposium

zur

Geschichte von Millstatt

und Kärnten

(16. und 17. Juni 1995)

Memorialbauten vom frühen bis zum hohen Mittelalter aus archäologischer Sicht 2
Hans Losert

Kirchenbau, Arianismus und Gotenherrschaft in Norikum 49
Franz Glaser

Das paläographische Umfeld des sogenannten Domitianfragmentes 60
Karl Forstner

Steinerne Kirchenausstattungen in Karantanien 66
Kurt Karpf

Bemerkungen zur ältesten Millstätter Domitian-Überlieferung 80
Hans - Dietrich Kahl

Zur Verehrung des Domitian von Millstatt im 18. Jahrhundert in Wien 121
Günter Kohlprath

Memorialbauten vom frühen bis zum hohen Mittelalter aus archäologischer Sicht

Hans Losert

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis 2
Einleitung 3
Die Definition des Memorialbaus 3
Die Märtyrer und die Reliquien 4
Die kirchenrechtlichen Verordnungen zur Bestattung in der Kirche 5
Der Forschungsstand 6
Eine Auswahl von frühchristlichen Memorialbauten überwiegend des mediterranen Bereichs 7
Eine Auswahl von spätantiken Memorialbauten aus dem alpinen Bereich und aus dem Rheinland 10
Die Memorien des frühen bis hohen Mittelalters 14
Das Erdgrab 15
Die Bestattungen mit Grabsteinen bzw. Epitaphien 18
Die Steinplattengräber und Sarkophage 18
Die Gräber in zentraler Lage im Chor 20
Die Gräber in und an der Südmauer von Kirchen 23
Die Außenkrypten und axiale Kapellen im Osten von Kirchen 28
Die Memorialbauten westlich der Kirche 31
Der Memorialbau bei der Kirche 35
Die Memorialbauten der deutschen Könige und Kaiser 37
Einige Überlegungen zur Grablege Domitians in Millstatt 38
Literatur 40

Einleitung

Das Gedenken an die Heilstaten des Alten und Neuen Testaments ist ein Hauptinhalt des christlichen Glaubens. Schon sehr früh wurden die Märtyrer und wenig später auch alle Heiligen sowie verdiente Personen aus dem "profanen" Bereich in Gebet, Fürbitte und Erinnerung eingeschlossen. Die theologischen, philosophischen und psychologischen Dimensionen des Gedenkens begründete Augustinus im 10. und 11. Buch seiner *confessiones*. Die christliche Gemeinde betet dabei gleichermaßen für Lebende und Tote, so daß das Gedächtnis Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet. "Memoria ist Bewußtsein im umfassendsten und tiefsten Sinn, die Gegenwart aller Wirklichkeit und des Geistes selbst" und sie ist "Gegenwart der Vergangenheit" (zitiert nach Oexle 1993: 511). Im Mittelalter umfaßte die "Memoria nicht nur einen Vorgang des Denkens oder auch Empfindens, sondern es bezog sich dieser Begriff zudem auf Handlungen von außerordentlicher sozialer und rechtlicher Tragweite" (zitert nach Oexle 1984: 385). Sinn und Zweck der Memorien sind neben der Gewährleistung des Totengedächtnisses im Sinne der "Gegenwart des Toten" (Oexle 1984: 385) auch die Unterstützung und Sicherung der *redemptio animae*, der Erlösung der Seele im Hinblick auf das Jüngste Gericht.
Die Ausdrucksformen der Sorge der Lebenden für die Toten innerhalb der christlichen Kultur sind mannigfaltig (Ariès 1982, Braet, Verbeke 1982, Ohler 1990). Sie prägen das Kirchenjahr (Freise 1984), Liturgie und Theologie (Angenendt 1984, 1994, 1995, Tellenbach 1984), Grab- und Bestattungsbräuche (Kroos 1984) und ebenso eindrucksvoll Dichtung, bildende Kunst (Sauerländer, Wollasch 1984, Wischermann 1980) und die sakrale Architektur.
Das Gedenken an verehrte Personen aus dem profanen Bereich wurde schon in der Spätantike "käuflich" und fand bildhaften Ausdruck in den Kirchenstiftungen sowie in den repräsentativen Mausoleen der Oberschicht, deren Vertreter in dieser Zeit freilich häufig profane mit sakralen Ämtern verbanden. Beeindruckende Beispiele sind die Großbauten der konstantinischen Familie (siehe unten). Gedenken war traditionsfördernd und entwickelte sich auch außerhalb der Zentren zu einem der wirkungsvollsten Elemente der Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter. Dessen Sicherung durch fromme Stiftungen und eine besonders intensive Vergegenwärtigung des Toten etwa an Stifter- oder Gründergräbern führte nicht selten zu Wallfahrten. Zusätzliche Berichte von Wundern bildeten dann die Voraussetzung zur Entwicklung von Pilgerzentren. Nicht nur im Falle des Domitian von Millstatt (Nikolasch 1990, Nikolasch 1994) wurde die so verehrte Person im Laufe der Zeit in die Nähe von Heiligkeit erhoben, dem dann der Ruf nach Selig- bzw. Heiligsprechung folgte.

Die Definition des Memorialbaus

Unter einem Memorialbau, Martyrion oder einer Coemeterialkirche versteht man ein "Bauwerk, das an einem Ort entstand, der zur Erinnerung an einen Heiligen oder durch eine Reliquie ausgezeichnet war" (zitiert nach Binding 1993: 357). Wenn man diese Definition etwas weiter faßt, fallen im Mittelalter eigentlich alle geweihten Kirchen darunter, da deren Altäre seit karolingischer Zeit, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, immer mit Reliquien ausgestattet waren und man dieser jährlich an bestimmten Tagen besonders gedachte (Claussen 1950: 5, 7). Die Unterschiede zwischen Memorien und Mausoleen sind fließend, so daß hier allgemein auf bestimmte Formen von

Grablegen eingegangen werden soll. Die unterschiedlichsten Formen von Grabbauten, vor allem aber die Friedhöfe selbst (Schweizer 1956), wurden zu einem wichtigen Bestandteil der Sakraltopographie der christlichen Welt.
Memorialbauten mußten freilich nicht zwingend am Grab einer verehrten Person liegen. Sie entstanden ebenso an Orten, die man besonders mit dessen Wirken bzw. mit bestimmten Ereignissen verband. So entwickelte sich etwa das Pilgerheiligtum von **Qual'at Sim'an** in Syrien (Brenk 1985: 67, Lassus 1985: 226-227, Fig. 57) seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts um die Säule, auf der der heilige Symeon seine dreißigjährige Askese verbrachte. Die **Meinradszelle** als Ursprungsbau des **Klosters Einsiedeln** (Kanton Schwyz) wurde an der Stelle errichtet, an der Meinrad 861 das Martyrium erlitt (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 68).

Die Märtyrer und die Reliquien

Das Gebet zu den Märtyrern bzw. die Anfänge des **Märtyrerkults** fallen nach Kötting (1965: 8) "mit dem Verschwinden der Naherwartung der Wiederkunft Christi" seit der Mitte des 2. Jahrhunderts zusammen. Sehr frühe Zeugnisse stammen aus Kleinasien, wo in Smyrna zu dieser Zeit die Verehrung des Märtyrers Polykarp begann (Deichmann 1983: 55, Kötting 1965: 13). In Rom wurde der Märtyrerkult offenbar erst ab der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts unter Papst Felix (269-274) allgemeiner Brauch (Deichmann 1983: 55). Die Bestattung zunächst bei den Märtyrern, später in der Nähe von heiligen Bekennern, Einsiedlern, Asketen oder besonders geschätzten Personen war nach der Ansicht des Augustinus von besonderem Nutzen, da an solchen Orten immer wieder der Gebetseifer der Lebenden die hier Begrabenen dem Schutz der Heiligen anempfahl (Kötting 1965: 25-26, 1984: 75). Dazu kam, daß man sich deren Fürbitte am Tag der Auferwekung erhoffte. "Weil der Märtyrer am Mysterium des Todes Christi teilhat, wird er nach dem Glauben der Urkirche auch unmittelbar die Kraft der Auferstehung an sich erfahren und somit sofort mit Christus ins Paradies eingehen" (zitiert nach Schokenhoff 1993: 354). Die Gründe für diese Vorstellungen wurden schon bei Tertullian (* um 160, + um 222) formuliert.
Im Unterschied zum heidnischen Totenbrauchtum versammelten sich an den Gräbern der Christen nicht allein die Familienangehörigen, sondern Mitglieder der Gemeinde (Deichmann 1983: 55). Das Gebet für die Verstorbenen am Grabe und die Sorge der Gläubigen für die Toten scheint auf die Heiden besonderen Eindruck gemacht zu haben und wurde von diesen unter anderem für deren Erfolg verantwortlich gemacht (Brenk 1985: 22). So untersagte ein Dekret Kaiser Valerians aus dem Jahre 257 folgerichtig die Abhaltung von Gottesdiensten und den Besuch der Grabstätten (Kötting 1965: 13, 1984: 71).
Der **Reliquienverehrung** lag die Auffassung zugrunde, daß die Seele der verehrten Person nach dem Tode mit den Resten des Leibes in Verbindung blieb und in diesem eine besondere Kraft (*virtus*) hinterließ (ausführlich dazu Angenendt 1994, 1995). Gegenüber dem Zerteilen der Gebeine sind zumindest bis zur Jahrtausendwende gewisse Skrupel erkennbar, nachwachsende Teile, wie Fingernägel, Haare oder Zähne, durfte man dagegen abtrennen. Dazu kam schon früh die Verehrung von Sekundär- und Berührungsreliquien (*brandea*), also Dingen, die die verehrte Person besessen, berührt oder besprochen hatte, die mit dem Grab in direkter Verbindung standen oder mit diesem nachträglich in Kontakt gebracht wurden.

Während die **Altäre** offenbar noch in konstantinischer Zeit nicht in direkter Verbindung mit dem Märtyrergrab stehen mußten, das neben, vor oder hinter diesem, aber auch architektonisch getrennt sein konnte (Braun 1924, Deichmann 1983: 61-62), begann schon während der Spätantike ein Prozeß, der im frühen Mittelalter zumindest im Westen mit der Einheit von Altar und Reliquie endete. Zunächst wurden die Altäre zu den Reliquien gebracht, spätestens seit der Übertragung der Gebeine des Gervasius und Protasius durch Bischof Ambrosius von Mailand (* um 339, + 397, Bischof ab 374) in die *basilica Ambrosiana* beschritt man auch im Westen den umgekehrten Weg (Kötting 1965: 19-21, 1984: 73-74). Die Überführung der Märtyrer in der Nähe oder unter die Altäre der Stadt- bzw. Gemeindekirchen fand in der Überzeugung statt, daß das Opfer Christi und der Priester zusammengehören (Kötting 1965: 15). Die erste gesicherte Übertragung von Primärreliquien erfolgte 354, als der um 250 verstorbene Märtyrerbischof Babylas von Antiochien nach Daphne gebracht wurde (Kötting 1984: 73). Ein charakteristisches Beispiel einer Märtyrerkirche *intra muros* ist der zwischen 468 bis 483 von Papst Simplicius geweihte Zentralbau von **S. Stefano Rotondo** in Rom (Brenk 1985: 70, Schwarz, A. 1989: 52).
Eine weitere Etappe im Reliquienkult, die wohl mit Kreuzpartikeln im Orient begann, war die Verehrung von kleinsten Sekundär- und Berührungsreliquien (Kötting 1965: 23). Ein sehr früher Beleg ist die Kapelle **S. Croce in Gerusalemme** in Rom. Sie wurde um 326/28 im letzten Wohnsitz der Kaisermutter Helena, dem Sessorianischen Palast am Stadtrand, eingerichtet und mit einer Kreuzreliquie ausgestattet, die sie auf einer Pilgerreise in einer Höhle beim Berg Golgatha gefunden haben soll (Brandenburg 1985: 121, Nr. 2, Fig. 4, Schwarz, A. 1989: 33, 36, 38). Papst Hilarius (461-468) überführte diese später in den Lateran, wo ein kreuzförmiger antiker Raum zu deren Aufbewahrung als Kirche geweiht wurde (Untermann 1989: 53). Eine solche Praxis hatte vielerlei Vorteile. Man konnte an beliebiger Stelle durch Reliquien den heidnischen Kult verdrängen, versorgte auch Regionen, in denen keine Christenverfolgungen stattfanden und demzufolge auch keine Reliquien vorhanden waren, schaffte für sie eine würdigere Grabstätte (Kötting 1965: 15) und sorgte für das Bekanntwerden und wachsende Popularität der verschiedenen Märtyrer. Trotzdem standen der Translation von Körperreliquien zunächst Verordnungen über die traditionelle Unantastbarkeit der Gräber entgegen. Kaiserliche Dekrete von 357 und 384 und die Bestimmung, Martyrien am Grab zu errichten, hatten jedoch wenig Erfolg (ausführlich dazu Kötting 1965: 15-24, 1984: 73). Die Suche und Erhebung mutmaßlicher Märtyrer wurde zunehmend unkontrollierbar und der Handel mit deren sterblichen Überresten zu einem florierenden Geschäft. Seit dem 7. Jahrhundert gab es nur noch in ganz wenigen Ausnahmefällen eine Altarweihe ohne Reliquienübertragung (Claussen 1950: 7). Im zweiten Konzil von Nicaea wurde 787 schließlich vorgeschrieben, daß Altäre grundsätzlich mit Reliquien ausgestattet sein müssen (Kötting 1965: 24, Anmerkung 84). Die *sepultura ad sanctos* war nunmehr zumindest theoretisch an oder in nahezu allen Sakralbauten möglich.

Die kirchenrechtlichen Verordnungen zur Bestattung in der Kirche

Die Spannung zwischen dem Wunsch nach einer *sepultura ad sanctos* und der Sorge um das Verkommen der Kirchen zu reinen Begräbnisstätten ist gleichermaßen kennzeichnend für die Spätantike wie für das frühe Mittelalter. Dementsprechend waren die Auffassungen über Bestattungen von Personen, die nicht als Märtyrer oder im Ruf von Heiligkeit starben, im Kircheninnern ausgesprochen zwiespältig. Eine allgemein ver-

bindliche Rechtsauffassung konnte diesbezüglich weder erreicht noch durchgesetzt werden (Kötting 1965: 28-36, 1984: 76-77). Dies galt besonders für den ehemals weströmischen Reichsteil. Während Ambrosius von Mailand offenbar keine Bedenken gegen Gräber von Laien in Kirchen hatte (Kötting 1965: 28-29, 1984: 76), ging man anderenorts immer wieder gegen diesen Brauch vor und achtete darauf, daß wenigstens Gemeindekirchen frei davon blieben. Weitgehend uneingeschränkt blieb jedoch zunächst das Bestattungsrecht der Landesherren und der Bischöfe (Kötting 1965: 31-32, 1984: 76). Es wurde aber immer wieder der Versuch unternommen, Gräber völlig aus der Kirche zu verbannen. Dies gilt etwa für die Bestimmungen der ersten Synode von Braga aus dem Jahr 563 (Kötting 1965: 32, 1984: 77). Als Begründung verwies man unter anderem auf die nötige Erfurcht vor den Märtyrerreliquien, die eine gewisse Distanz erfordere. 578 wurden auf der Synode von Auxerre Gräber in Baptisterien sowie Bestattungen übereinander verboten (Kötting 1965: 36). Um 670 bestimmte eine Canonessammlung, wohl des Theodor von Canterbury, daß in einer geweihten Kirche keine Toten begraben werden sollen. Dennoch blieben diese weiterhin bevorzugte Begräbnisstätten, so daß Theodulf von Orleans 797 forderte, aus solchermaßen zu Friedhöfen entarteten Bauten den Altar zu entfernen und an anderer würdigerer Stelle wieder aufzustellen (Kötting 1984: 78). Die Synode in Aachen verbot 809 in besonders drastischer Weise Bestattungen innerhalb der Kirche (Kötting 1965: 33, 1984: 77). Bereits 813 wurde diese Bestimmung jedoch auf einer Synode in Mainz und durch ein Kapitular Karls des Großen (768-814) wieder entschärft, indem Bischöfe, Äbte, gute Priester und *fideles laici* von dieser Verordnung ausgenommen wurden (Kötting 1965: 35, 1984: 78). Für das Jahr 906 überliefert Regino von Prüm, daß Bestattungen im Atrium der Kirche, in der Vorhalle oder in der Exedra erlaubt, neben dem Altar jedoch verboten sind (Kötting 1965: 34, 1984: 77). Auch im hohen Mittelalter und in der Neuzeit wurden Bestattungen unter bestimmten Voraussetzungen innerhalb der Kirche geduldet. Eine greifende rechtliche Normierung konnte sich erst im 19. und 20. Jahrhundert durchsetzen.

Der Forschungsstand

Während wir über die spätantiken Memorialbauten durch die christliche Archäologie (in Auswahl: Brenk 1985, Deichmann 1970, 1983) vergleichsweise gut unterrichtet sind, fehlt seit der Studie von André Grabar (1946) und der Arbeit von Hilde Claussen über Heiligengräber im Frankenreich (1950) eine allgemeine Untersuchung der Erscheinungsformen des frühen bis hohen Mittelalters. Dagegen gibt es eine ganze Reihe von theologischen und historischen Arbeiten, die sich ausführlich mit diesem Thema beschäftigen (in Auswahl: Borgolte 1983, 1984, 1987, Kötting 1965, 1984, Krüger 1971, Oexle 1983, Petersohn (Hrsg.) 1994, Schmid 1984, Schmid-Wollasch (Hrsg.) 1984). Sowohl auf bau- und kunstgeschichtlicher wie auch auf archäologischer Seite standen jedoch bis in jüngere Zeit, von einigen Einzeluntersuchungen abgesehen, typologische und chronologische Fragen im Vordergrund. Es ist symptomatisch, daß nicht selten bei Grundrissen und Baubeschreibungen selbst für die Beurteilung der Architektur bedeutende Gräber fehlen. Es hat den Anschein, daß für diesen Mißstand ein gewisser Mangel an Bereitschaft zu interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Theologen, Historikern und Archäologen mitverantwortlich ist.

Eine Auswahl von frühchristlichen Memorialbauten überwiegend des mediterranen Bereichs

In vorkonstantinischer Zeit lagen die christlichen Nekropolen zusammen mit denen der heidnischen Bevölkerung in den Friedhöfen außerhalb der Mauern (Kötting 1965: 12). Schon in der Zeit um 200 entstanden aber auch separierte christliche Gemeindefriedhöfe in **Katakomben** (Kötting 1984: 71), so etwa in Rom, Neapel, Syrakus oder Palermo. Sie stellen eine genuin christliche Neuschöpfung dar (Deichmann 1983: 49). Die einfachste und häufigste Bestattungsform in diesen unterirdischen Friedhöfen war das Wandgrab (*loculus*). Mit zunehmender Verehrung der Märtyrer führte der Wunsch nach einer *sepultura ad sanctos* zu einer sprunghaften Erweiterung entsprechender Anlagen (zusammenfassend Deichmann 1983: 55-67). Unter Papst Damasus entwickelten sie sich im 4. Jahrhundert zur bevorzugten Begräbnisstätte der Oberschicht, häufig mit aufwendiger gestalteten Arkosolgräbern (*arcosolia*) in begehbaren Grabkammern (*cubicula*) für mehrere Bestattungen (Brenk 1985: 23).
Die frühesten architektonischen Kombinationen von Märtyrer- und Stiftergrab in einem gemeinsamen Gebäude gehen auf private Initiativen zurück. Dies zeigt die Memorie der **Asklepia in Salona**, die für ihre *sepultura ad sanctos* den bei einer diokletianischen Verfolgung 304 umgekommenen Märtyrer Anastasius auf eigenem Grund beisetzte (Kötting 1965: 14) und vor 313 darüber einen Kult- bzw. Memorialraum errichtete (Sulser, Claussen 1978: 136-140, Abb. 129). Die tonnengewölbte, rechteckige Grabkammer im Untergeschoß bot Platz für zwei Sarkophage, das Märtyrergrab in der Apsis war durch eine *fenestella* sichtbar.
Aufwendiger gestaltete Mausoleen oder Memorialbauten aus vorkonstantinischer Zeit sind nicht bekannt, da erst mit dem Mailänder Edikt von 312 die Voraussetzungen für die Entwicklung monumentaler Sakralbauten bestanden. Seitdem waren für Memorien eine große Vielfalt architektonischer Formen von verschiedensten axial ausgerichteten Grundrissen bis hin zu Zentralbauten gebräuchlich.
Als Kaiser **Konstantin** 337 bei der **Apostelkirche zu Konstantinopel** bestattet wurde, war die antike Sitte der *sepultura extra muros* zumindest für hochgestellte Personen bereits aufgegeben. Der bald nach 330 entstandene, vielleicht kreuzförmige Bau mit einem runden Mausoleum, in dessen Mitte ein Altar stand und das mit Kenotaphen der Apostel versehen war, könnte dem römischen Memorialbau SS. Marcellino e Pietro geähnelt zu haben (Brenk 1985: 42, 47, siehe unten). Bis in das 10. Jahrhundert diente die Anlage nahezu allen byzantinischen Kaisern (Griesrson 1962) und Bischöfen von Konstantinopel (Krüger 1971: 461) als Grablege.
Bald nach 324 ließ Kaiser Konstantin (306-337) auf Antrag von Papst Silvester über dem mutmaßlichen Grab Petri in einem Friedhof außerhalb Roms eine fünfschiffige gewestete Säulenbasilika mit einem Atrium im Osten errichten (Abb. 1; 1). **Alt St. Peter** war eine der imposantesten und wichtigsten Memorialbauten der Spätantike (Arbeiter 1988, Brenk 1985: 41, Brandenburg 1985: 121, Fig. 3). Das "Apostelgrab" lag im Zentrum des mächtigen Querhauses im Westen unmittelbar vor der Apsis unter dem Boden und war durch die "Palliennische", ein Grabdenkmal, das auf eine Memorie des 2. Jahrhunderts zurückging, sichtbar (ausführlich dazu Arbeiter 1988: 21-49, Abb. 8-29). Erst Papst Gregor (590-604) schuf ein eigentliches "Altargrab", indem ein Teil des Chores erhöht und die Memorie mit einer Ringkrypta umgeben wurde (Deichmann 1983: 62). Der Altar lag nun direkt über der Palliennische (Arbeiter 1988: Abb. 9, Kötting 1965: Taf. VII). In theodosianischer Zeit entstanden in unmittelbarer Chornähe an der Südseite des Querhauses die beiden monumentalen Rundmausoleen.

Auch der von Theodosius I. um 386 begonnene Neubau von **S. Paolo fuori le mura** auf einer älteren Nekropole an der Ausfallstraße nach Ostia war fünfschiffig. Die 395 unter Kaiser Honorius (395-423) vollendete Basilika mit Querhaus war geostet und mit einem Atrium im Westen ausgestattet. Das Apostelgrab lag ebenfalls im Querhaus (Brenk 1985: 63, Brandenburg 1985: 123-124, Nr. 7).
Etwa zur gleichen Zeit wie Alt-St. Peter entstand auf kaiserlichem Grund in Rom ein Mausoleum, in der man die 328 verstorbene Kaisermutter **Helena** in einem Porphyrsarkophag bestattete. Der zunächst wohl für Konstantin geplante Zentralbau wurde im Osten an die kurz nach 312 errichtete gewestete dreischiffige Umgangsbasilika **SS. Marcellino e Pietro** an der *Via Labicana* angebaut (Abb. 1; 2). Diese liegt über einer Katakombe mit den Gräbern der Märtyrer Petrus, Marcellinus und Tiburtius, die bei der diokletianischen Verfolgung zwischen 283 bis 296 umkamen (Brenk 1985: 41, 47, Brandenburg 1985: 121, Nr. 5, Fig. 5). Das Mausoleum mit Kuppelgewölbe und einem Durchmesser von etwa 20m war über den Narthex zu betreten und darf als erster monumentaler christlicher Memorialbau für eine Person aus dem "profanen" Bereich gelten. In unmittelbarer Nähe lagen im Norden und Süden in möglicherweise atriumartigen Höfen zahlreiche kleinere Memorien.
Ein Mausoleum in Form eines kuppel- und tonnengewölbten Umgangs-Zentralbaus wurde zwischen 340-350 für die beiden Töchter Konstantins **Constantina** (+ 354) und **Helena** erbaut (Brandenburg 1985: 121, 123, Nr. 1, Fig. 6, Schwarz, A. 1989: 32). Die Rotunde (heute **S. Costanza**) schloß rechtwinklig an die südwestliche Langhausmauer der von Constantina gegründeten Umgangsbasilika **S. Agnese fuori le mura** an und war über einen Narthex vom südlichen Seitenschiff aus zu erreichen (Abb. 1; 3). Der Porphyrsarkophag der Stifterin stand in der südlichen Nische des Umgangs (Brenk 1985: 41).
Als weitere gewestete Umgangsbasiliken sind **S. Lorenzo fuori le mura** neben der Katakombe mit dem Märtyrergrab (Schwarz, A. 1989: 32) sowie die in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts erbaute *Basilica Apostolorum* (**S. Sebastiano fuori le mura**) in einer seit dem 1. Jahrhundert genutzten Nekropole an der *Via Appia* zu nennen (Abb. 1; 4). Sie lag an einer Stelle, an der man möglicherweise im 3. Jahrhundert während einer Christenverfolgung die Gebeine der beiden Apostel aufbewahrte (Arbeiter 1988: 49-50, Schwarz, A. 1989: 31). Noch während der Spätantike wurde der Bau mit einem Kranz kleinerer Mausoleen umbaut. Eine genaue Beurteilung der Vorgeschichte dieses Platzes ist schwierig, gesichert ist aber, daß es sich hier um einen besonders verehrten Bezirk handelte (Deichmann 1983: 57), den man mit Petrus und Paulus in Verbindung brachte.
Nach 325 ließ Konstantin über dem **Grab Christi in Jerusalem** zunächst ein Monument errichten, das unter freiem Himmel im Westatrium einer fünfschiffigen gewesteten Emporenbasilika lag (Erdmann, Zettler 1977: Abb. 31, Gerke 1967: Fig. 7). Bis 350 entstand über dem Grab eine vielleicht von Anfang an gewölbte Rotunde (Abb. 1; 5) mit Umgang (Gesamtdurchmesser 34m), die **Anastasis** (Brenk 1985: 42-43, 68, 192-193, 195, Nr. 42, Fig. 42). Dieser in Teilen erhaltene Bau wurde Ziel der wichtigsten Wallfahrt, als Heiliggrabkirche vielfach kopiert und in verschiedenster Art zitiert (Erdmann, Zettler 1977: 76-100, Untermann 1989: 52-77, siehe unten).
In der ebenfalls auf Geheiß Konstantins und Helenas zwischen 325 und 334 errichteten **Geburtskirche zu Bethlehem** kam es zu einer direkten Verbindung von fünfschiffiger Basilika und Zentralbau, da die oktogonale Memorie anstelle eines herkömmlichen Chores als Ostabschluß diente (Gerke 1967: Fig. 8). Um 500 wurde das Oktogon durch

ein vom Langhaus getrenntes Querhaus, das in Apsiden endete, ersetzt (Brenk 1985: 42, 64, 68, 192-193, 195, Nr. 175, Fig. 41).
Gerade die "römische" Umgangsbasilika bzw. der Zentralbau mit Umgang, beides wohl konstantinische Neuschöpfungen, waren offenbar besonders geeignete Formen des Memorialbaus, möglicherweise deshalb, weil man hier zu bestimmten Festtagen der verehrten Personen mit Prozessionen gedachte (so auch Schwarz, A. 1989: 31). Auch Memorien mit kreuzförmigem Grundriß gelten als konstantinische "Erfindung" (Deichmann 1983: 99). Sie könnten auf das "Opfer Christi, auf seinen Triumph über den Tod am Kreuz, auf die Auferstehung und Ewiges Leben" hinweisen (zitiert nach Deichmann 1983: 98-99), aber auch als Anspielung auf die Bereitschaft, Christus nachfolgend, das Kreuz auf sich zu nehmen, verstanden werden.
Die von **Ambrosius** von 382 bis 386 errichtete *Basilica Apostolorum* (heute **S. Nazario**) in Mailand (Brenk 1985: 66) mit einem Grundriß in Form eines lateinischen Kreuzes (Abb. 1; 6) lag außerhalb der Stadt auf einem älteren Gräberfeld. Als Vorbild diente vielleicht die Apostelkirche in Konstantinopel. Im Jahre 396 wurden hierher die Gebeine des Märtyrers Nazarius überführt (Schwarz, A. 1989: 39). Die kleine Memorie nördlich des Chores ist vielleicht schon frühmittelalterlich (Brandenburg 1985: 125, Nr. 9)
Zwischen 375 und 420 entstand *extra muros* die in beträchtlichen Teilen erhaltene Kirche **S. Lorenzo in Mailand** (Abb. 1; 7). Der kreuzförmige Zentralbau mit vier Konchen und Stützenkranz sowie Atrium und Portikus im Westen gilt als (kaiserliche?) Memorie (Brenk 1985: 69, Verzone 1967: Fig. 4). Von den drei Annexzentralbauten ist zumindest das über eine Exedra erreichbare Oktogon S. Aquilino im Süden als Mausoleum anzusprechen (Brandenburg 1985: 125, Nr. 8).
Das vor allem seiner Mosaiken wegen bekannte kreuzförmige **Mausoleum der Kaiserin Galla Placidia** aus der Zeit um 430 in Ravenna war an die südliche Schmalseite des Narthex der nicht mehr bestehenden Kirche S. Croce mit ebenfalls kreuzförmigem Grundriß angebaut (Brenk 1985: 67, Verzone 1967: Fig. 2). Die Sarkophage fanden in den Kreuzarmen Platz.
Auch die großartige Kirche, die in justinianischer Zeit in **Ephesus** über dem Grab des **Evangelisten Johannes** errichtet wurde, gehört in diese Gruppe (Feld 1985: 163, Nr. 122, Fig. 26).
Mit den kreuzförmigen Kirchen verwandt sind Dreikonchenanlagen. Kleinere Trikonchen dienten, oft in Verbindung mit Bischofs- oder Gemeindekirchen, häufig als Mausoleen bzw. Memorialbauten. Als Beispiele seien die Euphrasiusbasilika von Parentium (Porec) in Istrien (Cambi 1985: 306, Fig. 96), der Trikonchos nördlich des Chores von S. Eufemia in Grado (Bierbrauer 1988: Abb. 21), die südliche Trichora von Iulia Concordia (Bierbrauer 1988: Abb. 11) und der Grabbau von Fünfkirchen (Pécs) in Ungarn (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 130, Fülep, Török 1985: 313-314, Fig. 98-99) genannt.
Eine ideale Verbindung von Sakralbauten unterschiedlicher Bestimmung stellen "Doppelkirchen" oder besser "Kirchenfamilien" dar.
Das imposanteste Beispiel nördlich der Alpen ist die **Kirchenfamilie von Trier** (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 419-422, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 340-343). Sie liegt im Bereich eines kaiserlichen Palastes, den zuletzt (306-326) Kaiserin Helena und ihr Sohn Crispus nutzten. Zu Beginn des vierten Jahrhunderts (nach 315?) entstanden bis 321 zwei hintereinander angeordnete dreischiffige Basiliken mit Rechteckchor und seitlichen Annexen ("Südkirche"). Die ebenfalls dreischiffige Nordbasilika (Länge etwa 100m!) mit einem Narthex im Westen wurde zwischen 326 und 346 errichtet. Infolge einer Planänderung (Bau Ia) fügte man ab 328

im Chor eine zwölfeckige Memorie (Abb. 2; 1) mit einer unterirdischen Kammer nach Maßen des heiligen Grabes von Jerusalem ein (Kempf 1980: 113). Diese gilt als monumentaler Reliquienschrein für die *tunica Christi* (Cüppers 1980: 121), die angeblich Bischof Agricius (+ um 330) im Auftrag von Kaiserin Helena zusammen mit den Gebeinen des Apostels Matthias hierher brachte. Zwischen der östlichen Südkirche und der Nordbasilika gab es auf Chorhöhe einen dreischiffigen Verbindungsgang und weiter westlich ein Baptisterium. Nach Beschädigungen der Nordbasilika durch die Alamannen im Jahr 356 verwahrte man die "Herrenreliquie" bis 380 in der östlichen Südkirche, während die Nordkirche unter Valentinian ab 364 wieder hergestellt wurde. Die Memorie stand danach (Bau II) im Zentrum des zum Teil im heutigen Dom erhaltenen "Quadratbaus" mit vier Säulen und einer Seitenlänge von 41,5m (Abb 2; 2). Den Zerstörungen durch die Hunnen im Jahre 451 folgte eine allmähliche Wiederherstellung in reduzierter Form (Bau III und folgende).
Kirchenfamilien von freilich meist weniger monumentalen Ausmaßen sind aus Norditalien, den Ostalpen und dem Adriaraum, aber auch darüber hinaus, in großer Anzahl bekannt. Die Kombination von Gemeinde-, Tauf- und Märtyrerkirche bzw. Memorialbau dürfte während des 5. und 6. Jahrhunderts für diesen Architekturtyp bestimmend gewesen sein (siehe dazu Glaser 1991: 74-79). Beispiele sind neben dem Dom zu Aquileia (Bierbrauer 1988: Abb. 29) die Kirchenfamilien von Iulia Concordia (Bierbrauer 1988: Abb. 11), Vranje in Slowenien (Petru, Ulbert 1975), die beiden Kirchenkomplexe der Arianer und der Orthodoxen auf dem Hemmaberg in Kärnten (Glaser 1991: 74-79, Abb. 1-2), die "Kirchenfamilie" von Lavant in Osttirol (Petru, Ulbert 1975: Abb. 21), Mogorjelo und Zenica in Bosnien sowie Nesactium in Istrien (Petru, Ulbert 1975: Abb. 21).
Etwas jüngere Memorialbauten, die monumentalen Ansprüchen antiker Tradition genügten, haben sich in einiger Anzahl in **Ravenna** erhalten.
Dies gilt etwa für das **Mausoleum Theoderichs** (+ 526), das schon zu seinen Lebzeiten innerhalb eines auch von Goten genutzten Gräberfeldes *extra muros* angelegt wurde (Abb. 3; 1-2). Der außen zehneckige, zweigeschossige Zentralbau ist mit einer monolithischen "Kuppel" (Gewicht 300t) abgedeckt. Der Standort des Porphyrsarkophags Theoderichs ist nicht überliefert, am ehesten kommt dafür wohl die kreuzförmige Kammer des Erdgeschosses in Frage. Die Memorie diente seit dem 9. Jahrhundert einer Klosterkirche *St. Maria ad memoriam regis Theoderici* als Altarraum (Untermann 1989: 148). Hier ließen sich zahlreiche hochgestellte Würdenträger, so etwa 1057 Papst Viktor II., bestatten. Um 1060/70 wurde dieser Bau als "*ad similitudinem Romanae Pantheon formata*" bezeichnet (Untermann 1989: 84).
Eines der eindrucksvollsten Zeugnisse der Baukunst vom Übergang der Spätantike zum frühen Mittelalter ist der Zentralbau von **San Vitale** (Abb. 3; 2). Die Märtyrerkirche wurde in bischöflichem Auftrag zwischen 537/38 und 547 über dem mutmaßlichen Grab des wohl erfundenen (Engemann 1993: 357) Märtyrers Vitalis von dem Bankier Julianus errichtet (Brenk 1985: 92-93). Es handelt sich um einen achteckigen Zentralbau mit einem inneren Kranz aus sieben Nischen und einer gestelzten Apsis. Im Südwesten schließt ein Narthex mit flankierenden Treppentürmen sowie ein nicht mehr erhaltenes Atrium an. Der Bau mit aus Konstantinopel importierten Säulen geht auf oströmische Anregungen zurück und gilt als das wichtigste Vorbild für die Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen (siehe unten).

Eine Auswahl von spätantiken Memorialbauten aus dem alpinen Bereich und aus dem Rheinland

Neben den repräsentativen Großbauten der Oberschicht, vor allem in den Zentren des römischen Reiches, gab es während der Spätantike eine unüberschaubare Anzahl kleinerer Memorien bzw. Mausoleen als Ausdruck unauffälligeren Totengedenkens. Es sind dies häufig einfache Bauten innerhalb bereits bestehender Friedhöfe außerhalb der Siedlungen, wie etwa in Bonaduz (Schneider-Schnekenburger 1980: Abb. 3-4, Taf. 75), Kaiseraugst (Sulser, Claussen 1978: Abb. 49) oder in Franchimont bei Namur (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 123), unscheinbare Nebenräume oder Anbauten von Kirchen, wie etwa in Invillino in Friaul (Bierbrauer 1988: 35-37, 69-70, Abb. 4), Vranje (Petru, Ulbert 1975: 28-30, Abb. 4) und Rifnik (Glaser 1991: Abb. 152) in Slowenien, an der Friedhofskirche von Teurnia (Glaser 1991: Abb. 139) oder auf dem Hemmaberg (Westkirche, Glaser 1991: Abb. 17) in Kärnten. Bei einer Reihe von Sakralbauten diente der offene Umgang, der das Schiff umgab, als bevorzugte Stelle für Bestattungen ("Umgangsgräber"), so etwa in St. Stephan zu Belfaux, Kanton Freiburg (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 47), Notre-Dame de Compassion in Domdidier, Kanton Freiburg (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 95-96) oder in der Pfarrkirche von Grand-Saconnes, Kanton Genf (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 153) aus dem 5./6. Jahrhundert.
Dazu kommen Sakralbauten, die offenbar in erster Linie, zunächst ausschließlich oder über längere Zeit als Bestattungsplatz dienten. Beispiele dieser Grab- oder Friedhofskirchen sind mittlerweile in größerer Anzahl archäologisch nachgewiesen. Die Auftraggeber, deren Namen heute meist nicht mehr bekannt sind, entstammten wohl überwiegend der lokalen Oberschicht. Vor allem im westalpinen Bereich entwikelten sich diese bei kontinuierlicher Nutzung nicht selten zu Gemeindekirchen.
Dies gilt nicht für den kleinen "doppelapsidialen" (heute rekonstruierten) Bau, der 1933 innerhalb des spätantiken Gräberfeldes von **Aguntum** (Osttirol) südlich der Friedhofskirche entdeckt wurde (Abb. 4; 1). Im Zentrum der möglicherweise noch im 4. Jahrhundert errichteten kleinen Kapelle (lichte Maße etwa 8,2m x 2,6m) lag ein Plattengrab (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 19-20). Die Seitenannexe dienten wohl zur Aufstellung von Sarkophagen.
Im **"Pfrundgarten" zu Schiers** (Kanton Graubünden) wurden innerhalb eines vom 5. bis 7. Jahrhundert genutzten Friedhofs mit 130 sowohl nord-süd- als auch west-ostorientierten Gräbern bislang drei Sakralbauten (Abb. 4; 2) ausgegraben (Gaudenz ohne Jahreszahl). Von dem nördlichsten (mit geplündertem Reliquiengrab?) ist nur ein Teil der Apsis oder eher einer Priesterbank ergraben (Gaudenz ohne Jahreszahl: Abb. 2). An der Südwand liegt eine sorgfältig gemauerte, mehrfach belegte Gruft. Ein kleiner, in das 5. oder 6. Jahrhundert datierter Apsidensaal (Gesamtlänge etwa 7,8m) mit Altar schließt südlich an (früher "Nordkirche", Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 304). Er ist im Norden mit einem kleinen Annex versehen, der wohl, wie im Falle der Memorie von Aguntum, zur Aufstellung eines Sarkophags oder eines Sargs bestimmt war. Wenig später wurde im Westen ein vielleicht offener Vorbau errichtet, in dem weitere Bestattungen liegen. Etwas älter ist nach Aussage von Grabbeigaben die "Südkirche" (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 304-305), ein rechteckiger Saal (Außenmaße etwa 7,8m x 5,7m) mit einem dicht mit Gräbern belegten Vorbau im Westen und einer mehrfach genutzten Gruft, auf die ein Altar oder Agapetisch ausgerichtet ist, im Osten.

Für **St. Stephan in Chur** in Graubünden (Abb. 4; 3) ist eine kontinuierliche Nutzung von der Spätantike bis in die Neuzeit gesichert. Die früheste schriftliche Erwähnung stammt allerdings erst aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 53-54). 1456 fand man *in ecclesia S. Stephani in inferiori ecclesia* eine Reliquienpyxis. Zwischen 1955 und 1957 fanden hier Ausgrabungen statt (Sulser, Claussen 1978), die die Baugeschichte weitgehend klärten. Demnach wurde um oder kurz vor 500 wohl von den Churer Bischöfen an einer schon bestehenden Gräberzeile eine tonnengewölbte Grabkammer (Länge 7,15m, Breite 4,55m) angelegt, die zum Teil in den Berghang eingetieft war. Der mit Fresken ausgemalte rechteckige Saal schloß im Osten mit drei kleinen Wandapsidiolen. Die mittlere diente mit einiger Sicherheit zur Aufnahme der Stephanusreliquien. Die gesamte Grundfläche wurde von zwölf regelmäßig gemauerten Grüften (*formae*) eingenommen. Um 500 oder während der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts entstand über dem Grabbau eine Kirche mit Apsis, Priesterbank und seitlichen Annexen, wovon der nördliche zweigeschossig war. Von der Ausstattung haben sich Mosaikreste erhalten. Der Altar lag direkt über der Mittelapsidiole der Unterkirche. Der westliche Vorraum sowie der südliche Annex boten Platz für weitere Grüfte.
Beispiele ähnlicher Grabkirchen sind in einiger Anzahl aus Sitten im Kanton Wallis bekannt, so etwa der Memorialbau des hl. Theodul (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 387-388), die ehemalige Friedhofskirche "Sous-le-Scex" (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 388-389) und in der Nähe liegende Memorien (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 389), deren Nutzung allesamt im 5. Jahrhundert begann. Dazu können ohne Anspruch auf Vollständigkeit St.-Pierre in Meinier, Kanton Genf (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 270-271), St. Peter und Paul in Mels, Kanton St. Gallen (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 272) aus dem 6. Jahrhundert, St. Stephan in Donatyre, Kanton Waadt aus dem 6./7. Jahrhundert (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 96) oder St.-Jean in Ardon, Kanton Wallis über den Resten einer spätantiken Memorie (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 25-26) genannt werden.
Eine recht spektakuläre Entwicklung vollzog sich in **Saint-Maurice d'Agaune**, dem antiken Acaunum im Kanton Wallis. Über die Entwicklung des mit dem Martyrium der Thebäischen Legion und ihres Anführers Mauritius verbundenen kirchlichen Zentrums am Fuße des Großen St. Bernhard sind wir vor allem durch die Grabungen von Louis Blondel nach dem zweiten Weltkrieg informiert. Die erste Nachricht über die Auffindung von Märtyrergräbern und den Bau einer Kirche ist aus der Zeit kurz vor 449 überliefert (Krüger 1971: 55-67, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 297-301). Demnach ließ Bischof Theodor von Octodurus (Martigny) die erste Memorie schon um 360/370 oder kurz nach 386 errichten. Die kleine rechteckige Kammer (Bau I) lag im Schutz des überhängenden Felsens (Abb. 4; 4) über den zwei größten von sechs gemauerten *formae*. In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts entstand ein 18m langer westostorientierter Saal (Bau II) mit dreiseitig geschlossenem Chor, der die ältere Kapelle als westliche Vorhalle nutzte. Um 470 legte eine Überschwemmung das Grab des hl. Innocentius frei. Bei den Gräbern bildete sich zunächst eine Eremitengemeinschaft. Wohl noch im 5. Jahrhundert errichtete man für die wachsenden Pilgerzahlen ein Krankenhaus und eine Herberge. 515 gründete der burgundische König Sigismund ein Kloster, dessen zweiter Abt Ambrosius (516-520) mit dem Neubau einer größeren Kirche begann. Die unregelmäßige dreischiffige Basilika mit gestelzter Apsis und westlichem Narthex (Bau III) hatte eine Gesamtlänge von 25m und eine lichte Breite von 9,5m im Westen bis 11m im Osten. 524 ließ der fränkische König Chlodomer Sigismund zusammen mit seiner Gemahlin und zwei Söhnen in Orléans in einen Brunnen

stürzen. Nachdem man um 535/536 seine Gebeine und die seiner Familie in die etwa 200m südlich der Basilika gelegene Johanneskirche (heute St.-Jean et St.-Sigismond) übertragen hatte (Richard 1995, Krüger 1995), begann schon im späten 6. Jahrhundert die Heiligenverehrung Sigismunds. Nach 574 wurde die Hauptkirche etwas nach Osten verlängert (Bau IIIa) und mit einer neuen, innen runden und außen polygonalen Apsis sowie mit einem "Binnenquerhaus" versehen. In karolingischer Zeit kam es unter Abt Willicar (762-782) zu einer Erweiterung der Hauptkirche nach Westen. Erst jetzt wurde das Martyrion des hl. Mauritius und wohl auch der Heiligen Exuperius, Candidus und Victor vom Ende des 4. Jahrhunderts in diese einbezogen und über die neue Ringkrypta zugänglich gemacht. Das Arkosolgrab des Mauritius lag zunächst in der Mauer einer kleinen, nord-südorientierten rechteckigen Memorie wohl mit Altar (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 301). Nach 937 kam es zu Zerstörungen des Klosters durch die Sarazenen, die einen Neubau (Bau V) mit Chorumgang und Kapellenkranz im Osten zur Folge hatten. In der näheren Umgebung der Märtyrerbasilika lagen eine Vielzahl von Gräbern der Merowinger- und Karolingerzeit sowie eine Reihe weiterer spätantiker bis frühmittelalterlicher Grabbauten mit Boden- und Arkosolbestattungen (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 364, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 300).

Aus **Köln** (Nordrhein-Westfalen) sind mittlerweile mehrere seit der Spätantike kontinuierlich genutzte Memorien archäologisch nachgewiesen.
Auf einem seit dem 1. Jahrhundert bis in das frühe Mittelalter intensiv genutzten Gräberfeld an der Straße nach Bonn mit einigen spätantiken "Memorien" (Päffgen 1992: Band 1: Abb. 23) entstand um 400, wohl im Auftrag von **Bischof Severin**, eine Grabkirche. Der gewestete Saalbau (lichte Maße etwa 11,6m x 7,6m) mit stark eingezogener Apsis (Borger 1962b: 78-81, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 154-156, Päffgen 1992) wurde vor 600 durch Seitenschiffe, eine offene Vorhalle im Westen (Bau Ia, Abb. 4; 5) und danach durch einen atriumartigen Vorhof im Osten (Bau Ib) erweitert. Um 700 bestattete man hier den Kölner Bischof Giso und wenig später Bischof Anno I. Wohl während des zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts erbaute man eine dreischiffige Kirche mit Rechteckchor (Bau II), die vielleicht um 881 einer geosteten dreischiffigen Basilika mit Westbau und "Querhaus" (Bau III) weichen mußte. Noch vor 948 richtete wahrscheinlich Bischof Wichfried eine Stollenkrypta mit *Confessio* ein.
Auch die Memorie unter dem ehemaligen Damenstift **St. Ursula** lag im Bereich einer seit der Antike genutzten Nekropole. Die Inschrift des Clemantius (Schwarz, A. 1989: 64) aus der zweiten Hälfte des 4. oder aus dem 5. Jahrhundert berichtet, daß ein Traum diesen veranlaßte, eine Kirche der "elf Jungfrauen" wiederherzustellen. Die geostete dreischiffige Basilika mit einer Breite von immerhin 18m, aber unbekannter Länge entstand demnach vielleicht noch im 4. Jahrhundert (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 219-221, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 156-157). 867 wird ein *monasterium beatarum virginum* genannt. Im Jahre 922 gründete Bischof Hermann I. (890-925) hier ein Kanonissenstift. Im Bereich der Kirche sind archäologisch deutliche Spuren hochmittelalterlicher Grabungen nach Märtyrern nachgewiesen (Borger 1962c: 82-84). Als im hohen Mittelalter aus elf schließlich elftausend Jungfrauen geworden waren, galt die hl. Ursula fortan als deren Anführerin.
Ein weiterer Memorialbau in Form einer dreischiffigen Basilika (Länge ohne Apsis 16,5m, Breite 11,5m) wurde unter dem Stift **St. Georg** ausgegraben (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 146, Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 219). Dieses gründete nach der Überlieferung Erzbischof Anno II. (1056-1075) zwischen 1056 und

1075 an der Stelle eines dem **hl. Cäsarius** geweihten Oratoriums. Die Memorie (Abb. 4; 6) nutzte die Fundamente eines antiken Tempels und stammt wahrscheinlich aus dem 5. Jahrhundert.
Einer der auffälligsten spätantiken Bauten nördlich der Alpen ist **St. Gereon** (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 219-221, Krüger 1971: 88-96, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 147-148). Die Memorie (Abb. 4; 7) in einer seit der Antike genutzten Nekropole *extra muros* diente auch während der Merowingerzeit als Grabkirche. Der ovale Zentralbau mit einer Länge von 23,53m und einer Breite von 18,62m war innen durch acht seitliche Nischen gegliedert. Im Osten lag eine gestelzte Apsis, im Westen ein "Apsidennarthex" sowie ein weiträumiges Atrium (Länge 45,5m, Breite 31,5m). Der antike Mauerkern aus dem letzten Drittel des 4. Jahrhunderts ist noch bis in eine Höhe von 16,5m erhalten. Auch wenn die Überlieferung den Bau der hl. Helena zuschreibt, dürfte es sich ursprünglich am ehesten um das Mausoleum eines unbekannten hohen Würdenträgers gehandelt haben. Ein ähnlicher, gleichzeitiger Grabbau in Form einer *cella septichora* liegt auf dem frühchristlichen Gräberfeld von Sopianae (Pécs) (Fülep, Török 1985: 313-314, Fig. 98). Gregor von Tours nennt die Kirche im Jahre 590 wegen ihrer Goldmosaiken *ad sanctos aureos*. Das Patrozinium des Märtyrers Gereon, der seit dem 9. Jahrhundert wie die meisten rheinischen Märtyrer als Angehöriger der Thebäischen Legion galt (Krüger 1971: 88), ist erstmals für 627/628 überliefert. 818 wurde hier Bischof Hildebald und 882 der Chorbischof Hildebert beigesetzt. 1069 fand Erzbischof Anno II. in St. Gereon bei Grabungen nach Märtyrern die Gebeine des Gregorius, den er in Anlehnung an den hl. Mauritius für einen "maurischen Fürsten" hielt. In seinem Sarkophag hatten sich purpurfarben erscheinende Gewänder mit Goldstickereien erhalten. Für das Jahr 1121 ist aus dem gleichen Anlaß eine weitere "Ausgrabung" durch Norbert, den späteren Bischof von Magdeburg, überliefert. Auch er stieß auf vier reich mit Textilien ausgestattete Gräber, vielleicht von Angehörigen der austrasischen Oberschicht (Krüger 1971: 93-94).
Antike Memorialbauten, denen eine kontinuierliche Nutzung bis in das Mittelalter sowie die Lage in antiken Nekropolen gemeinsam ist, sind mittlerweilen in beträchtlicher Anzahl auch von anderen Orten im Rheinland und natürlich westlich davon bekannt. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien nur einige Beispiele genannt, die *cella memoria* der Märtyrer Cassius und Florentius unter dem Bonner Münster aus der Zeit zwischen 250-257 (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 58, Lehner, Bader 1932, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 40-41), das Mausoleum des Servatius unter St. Servatius in Maastricht (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 257-260) aus der Zeit zwischen 380 und 400, die Grabbauten unter dem Stift St. Viktor in Xanten (Bader 1960, 1985, Claussen 1950: 145-148, Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 466, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 386-389) oder die Memorie des Märtyrers Alban unter St. Alban in Mainz (Claussen 1950: 147-148, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 193-196) wohl vor 406.

Die Memorien des frühen bis hohen Mittelalters

Wie in der Spätantike blieb die Memorie während des frühen und hohen Mittelalters ein wichtiges Element des Sakralbaus. Auch wenn kein Zweifel besteht, daß allgemein mit Anregungen durch spätantike Bauten zu rechnen ist, muß dies freilich im Einzelfall überprüft werden.

Die Lage von Memorien bzw. Mausoleen war sehr unterschiedlich. Sie konnten auf die Mittelachse einer Kirche hin ausgerichtet sein, aber auch an verschiedenen Orten seitlich stehen. Bevorzugte Stellen waren das westliche Atrium, der Friedhof, Chor- bzw. Altarnähe sowie, zum Teil in Annexbauten, der Bereich südlich der Kirche und natürlich allgemein Krypten. Dabei konnte die Totenmemorie ganz verschiedene Formen, vom einfachen Erdgrab bis hin zu monumentaler Architektur, annehmen. Die Gestaltung hing neben dem kulturellen Umfeld von den finanziellen Möglichkeiten des Bestatteten und derjenigen ab, denen die Sorge um das Gedenken anvertraut wurde. Die Memorien paßte man im Idealfall den mit der Zeit sich ändernden Bedürfnissen an, zum Teil entwikelte sich aber trotz vielfältiger Bemühungen und günstiger Voraussetzungen keine kontinuierliche Form des Gedenkens. Andererseits war es offenbar ebenso möglich, dieses an unscheinbaren Erdgräbern beliebig, bis hin zur Heiligsprechung des Bestatteten, auszubauen.
Gemeinsam sind vielen der isoliert stehenden oder an die Kirche angefügten Grabbauten die verhältnismäßig kleinen Dimensionen, die in der Regel nicht an die monumentalen Beispiele etwa konstantinischer Zeit heranreichen. Nicht selten sind Memorialbereiche so in die jeweilige Kirche integriert, daß eine klare Trennung der verschiedenen Funktionen schwierig ist. In bestimmten Fällen konnte auch eine Kirche selbst neben anderen Aufgaben die einer Memorie übernehmen. Eine besondere Bevorzugung bestimmter Grundrißtypen scheint nicht vorgelegen zu haben (so auch Claussen 1950: 143).
Häufig sind Memorien bzw. Mausoleen mit Gewölben versehen. Dies gilt gleichermaßen für solche auf axialen Grundrissen wie für Zentralbauten und in einfacher Ausführung für Arkosolgräber bzw. für einige Bestattungen *in muro*. Das Gewölbe dürfte dabei durchaus als Symbol des Himmels und der Auferstehung gegolten haben (Deichmann 1983: 93).
Wieder ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollen hier in erster Linie weniger auffällige Beispiele vorgestellt werden, die zumindest zeitweise die Erinnerung an Verstorbene aus dem profanen oder sakralen Bereich gewährleisteten. Auf die unterschiedlichen kaiserlichen und königlichen Memorien sowie auf die bekannten Heiligengräber kann nur am Rande eingegangen werden. Ebenso weitgehend unberücksichtigt bleiben, abgesehen von einigen Außenkrypten, Memorien in der Krypta (ausführlich dazu Claussen 1950: 168-229).

Das Erdgrab

Die häufigste Art der Totenmemorie war nicht allein außerhalb der ehemaligen römischen Provinzen das einfache Erdgrab. Auch wenn hier die Voraussetzungen für eine kontinuierliche Erinnerung nicht allzu günstig sind, vor allem dann, wenn die Tradition nur unzureichend von Familienverbänden oder anderen Gruppen gepflegt wurde, ist das Andenken an den Verstorbenen grundsätzlich möglich. Die Bestattung war normalerweise west-ostorientiert, konnte aber unter bestimmten Voraussetzungen durchaus auch anders ausgerichtet sein.
Typisch für die Merowingerzeit waren bei vielen germanischen Stämmen zunächst die sogenannten "Reihengräberfelder" abseits der Siedlungen, die sich seit dem 8. Jahrhundert in ähnlicher Form auch bei den Slawen ausbreiteten. Inwieweit es sich dabei tatsächlich um Gräber von Christen handelt, ist freilich im Einzelfall kritisch zu prüfen (Fehring 1979: 549-553). Dabei können gelegentlich bestimmte Funde und Befunde

christlichen, synkretistischen oder heidnischen Charakters zur Klärung herangezogen werden (Christlein 1979: 112-121, Müller 1986, Pauli 1988). Am einfachsten ist die Deutung, wenn die Toten etwa mit Goldblattkreuzen (Hübener 1975) oder kleinen am Körper getragenen Reliquienbehältern (Dannheimer 1966, Doppelfeld 1960: Taf. 19, Weidemann 1977, Werner 1977) ausgestattet waren.
Der oder die Tote wurden bei unterschiedlicher Tiefe der Grabgrube entweder in einem Sarg, einer Holzkammer, einer schlichten Steinsetzung, auf einem Totenbrett, in Tücher gehüllt oder einfach in der Kleidung beigesetzt. Das Grab war wohl in der Regel obertägig sichtbar, gelegentlich sind kleine Grabhügel, Kreisgräben (Abb. 5; 5) oder baldachinartige Memorien aus vier Pfosten nachzuweisen. Als Beispiele für letzteres seien Grab 764 aus dem bajuwarischen Gräberfeld von **Aubing** (Abb. 5; 1) bei München (Dannheimer 1987: 32) oder die Dreifachbestattung 83-85 von zwei Frauen und einem Kind wohl des 8. Jahrhunderts aus dem slawischen Gräberfeld von **Grafendobrach** in Oberfranken (Abb. 5; 2) genannt (Freeden 1983: 428-430).
Derartige Gräberfelder lagen vor allem in den ländlichen Regionen zunächst nicht bei einer Kirche. Zum Teil wurden jedoch am Rand nachträglich Kapellen bzw. Memorien errichtet, die oft den Beginn massiverer Missionsbemühungen kennzeichnen und wohl nachträglich auch die älteren Bestattungen christlich legitimieren sollten.
Ein nur etwa 3m breiter Pfostenbau (Abb. 5; 3) wurde etwa in **Altdorf** bei Landshut in Niederbayern ausgegraben (Codreanu-Windauer, Wanderwitz 1989: 30, Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 20). Die Memorie, zu der offenbar vier Gräber gehörten, entstand wohl während der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts.
Eine ähnliche Memorie (Abb. 5; 4) mit den Maßen von etwa 6m x 2,4m stand am Rande des bajuwarischen Reihengräberfeldes von **Aubing** bei München (Dannheimer 1987: 34-35, Abb. 20, Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 33). Nach den umgebenden Gräbern datiert diese in das späte 7. oder frühe 8. Jahrhundert.
Deutlich größer ist die Holzkirche mit Rechteckchor (14m x 7,5m) am südwestlichen Rand des seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts genutzten bajuwarischen Gräberfeldes von **Staubing** bei Weltenburg an der Donau (Fischer 1993: 55-59, 133-138, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 398). Der Pfostenbau (Abb. 5; 5) entstand in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, bevor man die Nekropole im frühen 8. Jahrhundert aufgab.
Daß diese Praxis auch im slawischen Siedlungsgebiet geübt wurde, zeigt die innerhalb einer noch im 11. Jahrhundert genutzten Nekropole errichtete Kapelle St. Maria auf der Prager Burg (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 236). Der Saalbau aus dem frühen 10. Jahrhundert mit Apsis (Länge 8,15m, Breite 5,85m) und Altar am Chorscheitel sowie einer zum Teil leer geräumten größeren Grabkammer im Schiff, wurde wohl noch vor 1000 in annähernd gleicher Form erneuert.
Mit dem Einsetzen einer entwickelteren Kirchenorganisation wurden die "Reihengräberfelder" zugunsten von Friedhöfen bei Kirchen mit Begräbnisrecht, meist innerhalb oder am Rande der Siedlungen, aufgegeben.

Stifter- und Gründergräber in Eigenkirchen

Kleinere Grabgruppen sind in der jüngeren Merowingerzeit gelegentlich auch in unmittelbarer Nähe von Gehöften nachzuweisen. Dies gilt etwa für den mutmaßlichen Adelssitz mit Eigenkirche von **Oberbarbing, Kreuzhof** bei Regensburg (Codreanu-Windauer, Wanderwitz 1989: 14, 32, Abb. 2; 3, Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 312-313). Die Holzkirche mit Rechteckchor (Abb. 5; 6) dürfte im 8. Jahrhundert errichtet worden sein.

Nicht selten liegen Erdbestattungen in Sakralbauten an exponierter Stelle und werden dann von der archäologischen und historischen Forschung gerne als Stifter- oder Gründergräber angesprochen (Moosbrugger-Leu 1956). Diese Erscheinung ist freilich unabhängig von der Grabform und kommt in aufwendigerer Gestaltung auch in Großkirchen vor. Bevorzugte Plätze waren etwa die Mittelachse (Oswald 1969), oft im westlichen Drittel der Kirche mit dem "Blick" auf den Altar, Chor- bzw. Altarnähe sowie die Südseite der Kirche (siehe unten). Es sind aber auch Fälle schriftlich überliefert, in denen sich der adelige Stifter außen an der Kirchenmauer bestatten ließ (Störmer 1975: 1148-1149).
Falls eine Eigenkirche als Grablege des Stifters oder Gründers genutzt wurde, übernahm diese auch die Funktion einer Memorie. Zu einer besonders starken Ausbreitung des Eigenkirchenwesens kam es seit spätmerowingischer und in karolingischer Zeit. Diese Entwicklung wurde durch archäologische Ausgrabungen bestätigt, auch wenn eine Bestattung an besonderer Stelle als einziges Kriterium für die Deutung eines Stifters oder Gründers natürlich nicht ausreicht (kritisch dazu Borgolte 1987), wie etwa Bestattungen von Kleinkindern an exponierter Stelle belegen. Der Wunsch nach einem Begräbnis *ad sanctos* bzw. die Deutung der Kirche als Memorie dürfte in vielen fraglichen Fällen eher dem Motiv entsprechender Bestattungen gerecht werden.
Seit dem späten 8. Jahrhundert sind eine ganze Reihe von staatlichen Verfügungen überliefert, in denen das Eigenkirchenwesen faktisch und rechtlich anerkannt wurde. Es spielte nicht zuletzt in den Missionsgebieten und in ländlichen Regionen eine erhebliche Rolle bei der Kirchenorganisation, schaffte häufig die wirtschaftlichen Grundlagen der späteren Pfarreien (Störmer 1975: 1143) und gewann auch für die Entwicklung von Klöstern an Bedeutung. Erst im späten 11. und während der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gelang es, vor allem durch eine Verfügung von Papst Gratian, diesen Brauch einzudämmen. Lediglich die Kirchenherrschaft von Klöstern und Bischöfen blieb davon unberührt.
Für Domitian in Millstatt ist die Kombination von Gründung und Grablege überliefert (Nikolasch 1990, 1994), auch wenn nicht bekannt ist, ob es sich um eine Eigenkirche oder um eine Stiftung handelte und ob die Kirche von vorneherein zum Zweck des Gründerbegräbnisses geplant war.

St Laurentius in Bülach, Kanton Zürich
Die erste Erwähnung der Kirche erfolgte 811 (Jakobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 73). In der Mittelachse des Gründungsbaus, einem einfachen rechteckigen Saal von etwa 9,5m Breite (Abb. 5; 7), lag im Ostteil ein reich mit Trachtbestandteilen ausgestattetes Frauengrab der Zeit um 600 oder des frühen 7. Jahrhunderts (Drack 1970, Moosbrugger-Leu, Keller 1979: 59, Abb. 15). Weitere Bestattungen wurden in der Nordwestecke nachgewiesen. Durch das zentrale Erdgrab der vielleicht adeligen "Gründerin" oder "Stifterin" ergibt sich eine Datierung der frühesten Kirche in die Zeit um 600. Im 8. Jahrhundert entstand ein querrechteckiger Chor.

Die Pfarrkirche von Tuggen, Kanton Schwyz
Die Kirche, heute mit den Patrozinien Maria, Katharina, Viktor und Erhard, wurde um 830 erstmals erwähnt (Drack, Moosbrugger-Leu 1960, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 351-352). Im Westteil der ersten Saalkirche (Gesamtlänge etwa 16m, Breite etwa 8m) mit eingezogener Apsis (Abb. 5; 8) lagen in der Mittelachse Bestattungen von drei mit Waffen ausgerüsteten und als Stifter gedeuteten Männern. Durch das mittlere, besonders reich ausgestattete Grab 1 mit Sax, Spatha und qualitätvollem, tau-

schierten vielteiligen Saxgürtel (Drack, Moosbrugger-Leu 1960: Abb. 8, Taf. 92-93, Moosbrugger-Leu, Keller 1979: Abb. 17) ergibt sich eine Datierung des ältesten Baus in das zweite Drittel des 7. Jahrhunderts.

Die Pfarrkirche von Spiez, Kanton Bern
Die Kirche, deren ursprüngliches Patrozinium unbekannt ist, wurde 762 erstmals genannt (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 318-319). Bei dem ältesten Bau handelt es sich um einen Saal (Breite etwa 6,3m, Gesamtlänge etwa 17m) mit etwa quadratischen seitlichen Annexen (Abb. 5; 9). Neben den Bestattungen im Kircheninnern ist ein Männergrab aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts mit Sax und Sporn außen dicht neben der Südwesteke bemerkenswert, das ebenfalls als Stiftergrab interpretiert wird (Moosbrugger-Leu, Keller 1979: 59-60, Abb. 16, Sennhauser 1979a: 136-137).

Die Pfarrkirche St. Georg und Maria von Kleinlangheim, Ldkr Kitzingen, Bayern
Der älteste durch Ausgrabungen in den Jahren 1972 und 1973 nachgewiesene Bau war eine in Pfostenbauweise errichtete Saalkirche (Abb. 5; 10) mit Rechteckchor (Gesamtlänge etwa 10,8m, Breite etwa 5,2 m). Die mutmaßliche Eigenkirche der Herren von Castell entstand wohl während des 8. Jahrhunderts im Randbereich eines älteren Friedhofs (Jakobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 208-209, Schwarz, K. 1974: 374). In der Mittelachse lag im Westteil eine leer geräumte Grabgrube des mutmaßlichen Kirchenstifters (Schwarz, K. 1984: 141). Beim Bau der zweiten Holzkirche gleichartiger Form, wohl noch in vorottonischer Zeit, wurden dessen Gebeine umgebettet.

Die Bestattungen mit Grabsteinen bzw. Epitaphien

In den ehemaligen römischen Provinzen kamen seit der Spätantike im Bereich von Kirchen neben einfachen Erdbestattungen seltener auch aufwendiger gestaltete Grabmäler mit Epitaphien vor. Diese waren Angehörigen der führenden Schicht vorbehalten und neben christlichen Symbolen mit Inschriften versehen, die Gruß-, Wunsch- oder Gebetsformeln, aber auch die Lebens- und Sterbedaten der bestatteten Person zum Inhalt haben konnten (siehe etwa: Müller 1986: 10-12, 18-20, Abb. 12-15, Abb. 29-38). Neben der spätantiken Grabinschrift des Nonnosus (+ 532) aus Molzbichl (Glaser, Karpf 1989: Abb. 4, siehe unten) sei auf die Grabplatte des Nordman aus St. Dionysius in Eßlingen aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts (Bischoff, Kloos, Neumüllers-Klauser 1995), des Domitian aus Millstatt (Glaser 1993) oder der Bischöfe Witgar (+ 887), Udalmann (+ 833) und Adalbero (+ 909) aus St. Ulrich und Afra in Augsburg (Bischoff 1977, Werner 1977 (Hrsg.): Taf. 80-83) hingewiesen. Verwandt mit dieser Gruppe sind die sogenannten **Memoriensteine**, die, kleiner als Grabplatten oder Sarkophagdekel, ebenfalls seit der Spätantike vorkamen und der Markierung von Gräbern dienten (Bindung 1974). Ebenso häufig schufen schriftunkundige Handwerker Grabsteine allein mit zeittypischen Darstellungen (Roth 1986: 283, Nr. 77-78, Taf. 77-79).

Die Steinplattengräber und Sarkophage

Gruftartige Gräber aus zum Teil sehr sorgfältig gefügten Steinplatten waren während des frühen Mittelalters nördlich der Alpen ebenso weitgehend auf die alten römischen

Provinzen beschränkt, kamen hier aber gelegentlich auch auf Reihengräberfeldern vor. Dies gilt etwa für die kleine bajuwarische Nekropole von **Wielenbach** bei Weilheim in Oberbayern (Dannheimer 1987: 83-97, Abb. 56-58) mit sieben Tuffsteinplattengräbern der Zeit um 700 und des 8. Jahrhunderts.
Die Beisetzung in Steinsarkophagen, die so gut wie ausschließlich in oder bei Sakralbauten vorkamen, beschränkt sich auf bedeutende Personen. Häufig wurden sie, wie etwa der Sarkophag Karls des Großen aus dem 2. Jahrhundert (Roth 1986: 282, Taf. 74; a), in Zweitverwendung benutzt. Früh- bis hochmittelalterliche Stücke mit bildlichen Darstellungen, wie etwa der Sarkophag der **hl. Chrodoara** aus dem 7. Jahrhundert, der 1977 im Chor der Stiftskirche von **Amay**, Prov. Lüttich ausgegraben wurde (Roosens 1978, Roth 1986: 283, Taf. 76) oder die Fragmente aus dem Fridolinmünster zu Säkkingen (siehe unten), sind ausgesprochen selten. Sarkophage konnten obertägig unsichtbar sein, der Deckel konnte über das Bodenniveau reichen, sie konnten in Form einer leeren Tumba über dem eigentlichen Grab stehen, aber auch kasten- oder auf Säulchen tischförmig gestaltet sein. Sie trugen entweder ein Sattel- oder Pultdach, standen frei oder in Nischen (Arkosolgräber), an Wänden, auf Konsolen oder unter Baldachinen. Häufig kam es dabei in Ermangelung geeigneter Stücke zu einer Kombination von Sarkophag- und Plattengrab (siehe unten). Im Mittelalter war der Sarkophag die angemessenste "Sargform" der Könige und Kaiser. Da Bestattungen in Steinplattengräbern oder Sarkophagen weitgehend unabhängig von der Art der Memorie waren, sollen hier nur zwei Beispiele vorgestellt werden.

Die Grablege der fränkischen und französischen Könige in Saint-Denis bei Paris
Im Bereich der Abteikirche (Abb. 6; 1) wurden bislang etwa 2000 Sarkophage entdeckt. Um 475 ließ die hl. Genoveva (+ um 500?) über dem Mausoleum des Pariser Bischofs Dionysius, der während einer Christenverfolgung unter Kaiser Decius (250-251) durch das Schwert umkam (Bur 1995, Claussen 1950: 35-49, Krüger 1971: 171-189), auf einer seit dem 3. Jahrhundert genutzten Nekropole eine Kirche errichten. Die frühe Baugeschichte wird widersprüchlich beurteilt. Van der Meulen, Speer (1988: 132-136) und andere sind der Ansicht, daß sich diese Nachricht auf einen Vorgängerbau der Abteikirche bezieht. Demnach lagen die Gebeine des Märtyrers zunächst in Saint-Denis *in strato* und wurden erst um 550 unter den Hauptaltar der etwa 500m entfernten späteren Abteikirche übertragen. Seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts diente Saint-Denis als Grablege des merowingischen Königshauses. 1959 entdeckte man etwa 1,75m nördlich der Mittelachse (Abb. 6; 1, schwarz markiert) einen schmucklosen, mit einer gewölbten Platte abgedeckten trapezoiden Kalksteinsarkophag (Länge 2,6m, größte Breite 0,66m) mit den sterblichen Überresten der fränkischen Königin Arnegunde (+ 565/570), der vierten Gemahlin König Chlothars I. (511-561). Sie wurde in königlicher Tracht beigesetzt (France-Lanord, Fleury 1962: Abb. 3) und trug einen Siegelring. Zusammen mit dem "Kölner Frauengrab" (siehe unten) gehört dieser Fund zu den wichtigsten chronologischen Grundlagen der "Reihengräberarchäologie". Für 627 ist eine Marienkapelle im Westatrium bezeugt. Der fränkische König Dagobert I. (629-639), einer der wichtigsten Förderer der Abtei, wurde 639 unter einem *arcus* links des Märtyrergrabes (Van der Meulen, Speer 1988: 138), das Eligius vorher mit einem *tugurium* (Baldachin oder Schrein) schmückte, beerdigt. Chlodwig II. (640-657) unterstützte die königliche Grablege im Sinne von "Kirchenverbundenheit und dynastischer Kontinuität" weiter (zitiert nach Van der Meulen, Speer 1988: 142). Mit Pippin III. (* um 714/715, + 768), der in der Abtei erzogen wurde, gewann diese auch für die Karolinger an Bedeutung, 754 weihte Papst Stephan II. ihn hier zum König. Um 750, nach Van der Meulen

und Speer (1988: 139-145, 178) schon unter Dagobert I., ließ Abt Fulrad für die Reliquien des Dionysius und seiner Begleiter Rusticus und Eleutherius im Osten eine Ringkrypta *more Romano* errichten. Als Pippin 768 in der Abtei verstarb, wurde er im Westbau unmittelbar vor bzw. zwischen Atrium und Haupteingang beigesetzt (Van der Meulen, Speer 1988: 173-174). Abt Suger berichtet, daß er sich wegen der Sünden seines Vaters mit dem Gesicht nach unten bestatten ließ (Krüger 1971: 179). Für 775 ist die Weihe eines von Karl gestifteten *augmentums* (Memorie über dem Grab Pippins?) überliefert. Von den Karolingern wurde Karl der Kahle (+ 877), Ludwig III. (+ 882) und Karlmann (+ 884) hier beerdigt. Seit Hugo Capet (+ 996) diente die Abtei als Grablege der französischen Könige.

Das Grab des Bischofs Erhard im Niedermünster (St. Maria) zu Regensburg, Bayern

Der 684 erstmals genannte Bischof Erhard war wohl fränkischer Herkunft und wirkte Ende des 7. Jahrunderts in Regensburg. Auf Veranlassung des bairischen Herzogs Theodo setzte man ihn um 700 im Niedermünster bei. Seine hochmittelalterliche Vita berichtet von einem Erzbischof Albert von Cashel aus Irland, der Erhard besuchen wollte, ihn jedoch nicht mehr lebend antraf, aus Kummer starb und bei ihm bestattet wurde. Über die Baugeschichte des Niedermünsters sind wir durch die Grabungen von Klaus Schwarz (1972/73) in den Jahren 1964-1969 unterrichtet (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 339-340, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 276-277). Der beim Tode Erhards bereits bestehende Ursprungsbau war eine Saalkirche mit querrechteckigem Chor (lichte Maße 21,5m x 8,6m). Die beiden Bischöfe wurden direkt an der Nordmauer bestattet (Abb. 6; 2, schraffiert). Das Grab Erhards aus sorgfältig gefügten Tuffsteinplatten lag 3,4m vor dem östlichen Langhausabschluß und war mit einem römischen Sarkophagdekel mit den Maßen 2m x 1m geschlossen, direkt dahinter lag der Sarkophag Alberts. Bei der Vergrößerung der Kirche (Bau II) in der Mitte des 8. Jahrhunderts behielt man die Gräber und die Flucht der Nordmauer bei. Im Westen lag ein Atrium oder ein Vorraum unbekannter Ausdehnung. Zwischen 947 und 955 ließ der bairische Herzog Heinrich I. (* um 919, + 955), ein Bruder Kaiser Ottos I., eine dreischiffige Basilika (Bau III) mit ausladendem Querhaus im Osten und direkt anschliessenden Mittel- und Seitenapsiden errichten. 955 wurde Heinrich I. und um 970/80 an dessen Seite seine Gemahlin Judith im Mittelraum des Querhauses auf einem Stufenfundament bestattet. 1006 folgte in unmittelbarer Nähe die Beisetzung von Heinrichs Schwiegertochter Gisela. Die Kirche war nun zeitweise Grablege der bairischen Herzogsfamilie. Nach der Erhebung der Gebeine Erhards 1052 in Gegenwart Papst Leos IX. und Kaiser Heinrichs III., verblieb sein Grab weiterhin an der gleichen Stelle und wurde durch den erhobenen Sarkophagdeckel mit einer eingearbeiteten *fenestella* über einem 1,8m tiefen Schacht im Fußboden markiert. Die Verehrung des hl. Erhard breitete sich in der Folge rasch aus.

Die Gräber in zentraler Lage im Chor

Eine sehr frühe Bestattung unter einem Altar ist für Bischof Ambrosius von Mailand überliefert, der von sich sagt: "Ich hatte den Platz unter dem Altar für mich bestimmt, denn es ist billig, daß dort der Priester ruht, wo er das Opfer darzubringen pflegte" (zitiert nach Kötting 1965: 29). Die Lage der Memorie unmittelbar unter oder hinter dem Altar ist ausgesprochen günstig und kann nur mit einer besonders ausgeprägten Art

der Verehrung bzw. des Totengedächtnisses erklärt werden. Nach Claussen (1950: 143-167, besonders 123-124, 164) galten Bestattungen *sub altare* oder *post altare* als Ehrenplatz für Heilige, der niemals einem Sterblichen gleich nach seinem Tod eingeräumt wurde. Daß solche Grablegen auch den Weg zur Heiligsprechung vorbereiten konnten, belegen die Gräber Willibrords und anderer (siehe unten). Entsprechende Memorien sind seit der Spätantike bekannt und waren ursprünglich wohl häufiger, wurden aber bei wachsender Bedeutung der verehrten Person bzw. Reliquie den jeweils veränderten kultischen Anforderungen angepaßt.
Neben den angeführten Beispielen sei zusätzlich auf die Stiftskirche St. Lubentius und Juliana zu Dietkirchen in Hessen aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 90) sowie das Grab Pirmins (+ 755) in der ehemaligen Abteikirche von Hornbach, Rheinland-Pfalz (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 368, Zettler 1988: 76-78), frühestens aus der Mitte des 9. Jahrhunderts (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 190-191) hingewiesen.

Die Pfarrkirche St. Tiburtius in Molzbichl, Kärnten
Die Kirche wurde erstmals 1065/66 als Eigenkirche der Eppensteiner *ad Munstiure* genannt (Glaser 1989, Glaser, Karpf 1989, Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 286-287). Die Maße des Ursprungsbaus, eines Saals mit stark gestelzter Apsis, entsprachen weitgehend der bestehenden Kirche. Das gemauerte Heiligengrab (lichte Maße etwa 1,5m x 0,6m) des Nonnosus (429-532) lag hinter dem Altar (Abb. 7; 1) in einem außen verputzten niedrigen Podest und war ursprünglich durch eine Platte mit den Lebens- und Sterbedaten des Diakons abgedeckt (Glaser, Karpf 1989: Abb. 4). Da Totengedenken ohne Gemeinde nicht vorstellbar ist, darf dieses Reliquiengrab als Beweis für eine Art von Kontinuität des Christentums von der Spätantike bis in das 8. Jahrhundert in Kärnten gelten. Dieser Umstand wird bei der Wahl des Standorts eine gewichtige Rolle gespielt haben, als hier von Chorbischof Modestus nach 754 oder auf Betreiben des bairischen Herzogs Tassilo III. zwischen 772 und 788 ein Missionskloster eingerichtet wurde (Karpf 1989, 1995). Auffällig ist, nicht allein wegen der räumlichen Nähe, die Ähnlichkeit mit der spätantiken Kirche und dem Heiligengrab von St. Andreas zu Lienz in Osttirol (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 246).

Die Christianakirche in Bettingen, Kanton Basel-Stadt
Nach der lokalen Überlieferung lag in der 1353 erstmals erwähnten Kirche das Grab der Christiana bzw. Chrischona (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 53-54). 1504 wurde nach deren Reliquien gegraben und die erfundene Heilige kanonisiert. Begleitend zu einer Restaurierung in den Jahren 1974-1976 fanden im Bereich der Kirche Ausgrabungen statt (Moosbrugger-Leu 1985). Demnach gehören die ältesten Baureste (Abb. 7; 2) zu einer Saalkirche mit Rechteckchor. Ergraben sind allerdings nur Fundamentreste des Chores (Gesamtbreite etwa 4,4m), wobei nicht auszuschließen ist, daß dieser den Rest einer älteren Memorie darstellt. Das wichtigtste Indiz für die Existenz eines Langhauses ist ein in der Mittelachse liegendes Erdgrab (eines Stifters?). Etwa 0,5m östlich der Choraußenwand lag in der Mittelachse ein Plattengrab mit dem Skelett eines Mannes. Diese von Moosbrugger-Leu (1985: 37) in das späte 7. Jahrhundert oder in die Zeit um 700 datierte Bestattung bildete wahrscheinlich, als die Identität des Toten nicht mehr bekannt war, den Ausgangspunkt der Chrischonalegende. Im 9. Jahrhundert wurde das Grab durch eine Apsis (Bau II) in die Kirche einbezogen, so daß es nun im Apsisscheitel *post altare* lag. Auffällig sind die radial *ad pedes sancti* auf diese hin orientierten Bestattungen außerhalb des Chores.

Das Grab des hl. Willibrord in Echternach, Luxemburg

Die Grundausstattung des Klosters bildete eine Schenkung der Äbtissin Irmina von Trier-Oeren aus dem Jahr 698, in der sie unter anderem ihren Anteil an der *villa Epternacum* mit einem *monasteriolum* dem angelsächsischen Missionsbischof Willibrord (* 658, + 739) vermachte. 706 erhielt er von Pippin dem Mittleren und Plectrut den Rest des Ortes und errichtete darauf sein Kloster. Die erste Kirche war ein Petrus und Paulus geweihter Saal mit Rechteckchor (Länge im Lichten mit Chor 21,2m, lichte Breite 7,6m), der kurz nach 706 zu datieren ist und mit geringfügigen Veränderungen (Abb. 7; 3) bis in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts bestand (Cüppers 1975, Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 102-105, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 65-66). Von dessen Ausstattung haben sich Amboplatten und Schrankenfragmente mit Flechtbanddekor erhalten. 739 bestattete man Willibrord *post altare*. Der Altar überlagerte zum Teil das mit zwei Amboplatten abgedeckte und über den Estrich des Chores hinausragende Erdgrab. Unmittelbar nach seinem Tode begann die Verehrung und sein Grab wurde zu einer begehrten Wallfahrtsstätte. Noch im 8. Jahrhundert wurden die Gebeine Willibrords erhoben und in den dafür ausgehöhlten Altar niedergelegt. Ab der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts kam es, vor allem während der Amtszeit von Abt Beornrad (775-797), einem Vertrauten Karls des Großen, zu einem raschen Aufstieg des Klosters, der den Neubau einer doppelchörigen Basilika (Bau II) erlaubte, zu der eine kleine, fast quadratische Memorie bzw. Außenkrypta (lichte Seitenlänge etwa 5,3m) mit zwei Sarkophaggräbern am Ostchorscheitel gehörte.

Das Heiligengrab in der Stadtkirche St. Dionysius zu Esslingen, Baden-Württemberg

Die erste Erwähnung als *cella, ubi sanctus Vitalis requiescit* erfolgte 799 im Testament des Abtes Fulrad von Saint-Denis (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 119, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 75-76). Die Grabungsergebnisse wurden jüngst in einer umfangreichen Monographie vorgestellt (Fehring, Scholkmann 1995). Der Ursprungsbau aus dem 7. oder der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts war eine Saalkirche (lichte Länge 9,3m) mit fast quadratischem Chor (lichte Seitenlänge etwa 6,1m). In diesem lag unmittelbar vor der Ostwand in der Mittelachse das nachträglich eingetiefte und später leer geräumte Grab des hl. Vitalis (Abb. 7; 4). Die gemauerte Grabgrube (lichte Maße etwa 2,3m x 0,6m) war innen verputzt und mit einer dachförmigen Platte mit einer verschließbaren runden Öffnung (Katarakt) abgedeckt (Fehring, Scholkmann 1995: Abb. 15-16). In dem kleinen Kirchenschiff drängten sich in drei Reihen zwölf Erdbestattungen, drei Plattengräber sowie zwei weitere gemauerte Grüfte. Der Befund erinnert an die Grabkirche von Saint-Denis (Abb. 6; 1, siehe oben). Auch der erweiterte Neubau aus dem zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts war eine Saalkirche mit Rechteckchor. Das wiederum später leer geräumte Reliquiengrab lag nun westlich der kleinen Vierstützenkrypta (Abb. 7; 5) und war durch eine *fenestella* mit dieser und wahrscheinlich durch einen Schacht mit dem Chor verbunden.

Das Grab des hl. Otmar auf der Rheininsel Werd, Kanton Thurgau

Die kleine Wallfahrtskapelle St. Otmar (Abb. 7; 6) geht auf den gleichnamigen St. Gallener Abt zurück (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 368), der in seinen letzten Lebensjahren auf der Insel Werd bei Stein am Rhein gefangen gehalten und hier nach seinem Tode 759 begraben wurde. 769/70 brachte man seinen Körper in das Kloster St. Gallen zurück und bestattete ihn in einem nicht lokalisierten Arkosolgrab (also *in muro*) der Galluskirche neben einem Johannesaltar (Zettler 1988: 76-78). Da-

nach folgten weitere Translationen, bis Otmar 864 heiliggesprochen wurde. Die Kirche aus der Zeit um 900, ein kleiner Saal mit Rechteckchor, wurde erstmals 958 oder um 970 erwähnt und steht auf älteren Fundamenten, wohl eines profanen Gebäudes. Das gemauerte Kenotaph Otmars liegt im Zentrum des Chores. Wie im Falle des Nonnosusgrabes in Molzbichl sind die lichten Maße von 1,4m x 0,48m für ein normales Körpergrab zu gering, so daß auszuschließen ist, daß es sich um die erste Grablege Otmars handelte.

Die Gräber in St. Dionysius zu Enger, Nordrhein-Westfalen
Die Kirche geht nach der Überlieferung auf eine vom sächsischen Herzog Widukind nach dessen Taufe gestiftete *cellula* zurück (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 115-116). Nach seinem Tode im Jahre 807 wurde er demgemäß hier bestattet. Die erste urkundliche Erwähnung stammt aus der Zeit kurz vor 947, als Königin Mathilde (* um 896, + 968) hier auf ihrem Eigengut ein Damenstift gründete. Die "Kirche Widukinds" (Abb. 7; 7), ein Saalbau mit Rechteckchor (Länge im Lichten mit Chor 21,2m, lichte Breite 7,6m), entstand in einem älteren sächsischen Brandgräberfeld. Im Chor liegen im Altarbereich drei symmetrisch angeordnete Gräber. Daß es sich bei einer der drei Bestattungen tatsächlich um die Widukinds handelte, ist durchaus möglich, aber nicht bewiesen. Wohl im Zusammenhang mit der Stiftsgründung wurde eine kleine Vierstützenkrypta (Bau Ia) eingerichtet. Seit dem späten Mittelalter ist die Verehrung der mutmaßlichen Memorie Widukinds überliefert.

Die Gräber in und an der Südmauer von Kirchen

Grablegen im Bereich der Südmauer von Kirchen galten offenbar ebenfalls als sehr günstig und eigneten sich besonders für verdiente und verehrte Personen. Wie die angeführten Beispiele zeigen, stellten diese "dezentralen" Grablegen auf dem Weg zur Heiligsprechung durchaus einen geeigneten Ausgangspunkt dar (anders Fehring 1979: 577).
Dabei ist zu unterscheiden zwischen solchen, die unter dem Fundament liegen und somit dem Kirchenbau unmittelbar vorangingen, wie etwa Grab 109 unter der Südmauer im Chorbereich der ältesten Kirche von Epolding-Mühltal (Dannheimer 1968: 67, Taf. D) frühestens aus dem späten 7. Jahrhundert, Gräbern, die mit der Kirche angelegt und jenen, die nachträglich in das Fundament eingebrochen wurden. Es hat den Anschein, daß diese Sitte im bairisch-alemannischen Bereich und in den Alpen besonders häufig geübt wurde. Auch bei der zweiten überlieferten Grablege des Domitian von Millstatt handelte es sich um eine Bestattung *in muro* (siehe unten).
Besonders gut geeignet für derartige Bestattungen war das auf spätantike Vorbilder zurückgehende Arkosolgrab. Ähnliche Memorien des frühen bis hohen Mittelalters aus dem Rhein-Moselgebiet, häufig aufwendig gestaltet und mit Inschriften versehen, wurden als "rheinische Bogengräber" bezeichnet (Verbeek 1948). Im Trierer Dom haben sich neben einem gotischen fünf reich im romanischen Stil verzierte Beispiele des 11. bis 13. Jahrhunderts erhalten (Ronig 1980: 243-245, 248). Sie liegen allesamt an der Südwand (Der Trierer Dom 1980: Plan VIII: 16, 18, 34, 41). Entsprechende Grabmäler sind wohl in allen Regionen mit christlicher Kultkontinuität zu erwarten.
Spätantike Vorbilder für Grüfte an der Südwand lagen etwa an der Außenseite der Friedhofskirche von Teurnia (Glaser 1991: Abb. 139), an der Kirche von Aguntum

(Glaser 1991: Abb. 146) und an der Innenseite der "Kirchenfamilie" auf dem Kirchbichl in Lavant (Glaser 1991: Abb. 138).
Der Süden als Ort des Lichtes, das mit Christus, der Auferstehung und mit dem ewigen Leben in Verbindung gebracht wurde (*lumen Christi*), war schon in der Antike ein bevorzugter Ort für Mausoleen bzw. Bestattungen (so auch Deichmann 1983: 90, siehe dazu oben). Das Licht galt zudem als *forma nobilissima* der materiellen Welt (Hedwig 1991: 1959). Dessen Bedeutung für das Totenbrauchtum wird durch die Fürbitte "das ewige Licht leuchte ihnen" oder Totenleuchten auf Friedhöfen unterstrichen.

Das Grab des hl. Emmeran in der Kirche St. Petrus und Paulus Aschheim und in St Emmeran zu Regensburg, Bayern
Der fränkische Missionar und Wanderbischof Emmeran hielt sich zunächst am bairischen Herzogshof zu Regensburg auf. Nach Auseinandersetzungen mit Herzog Theodo, gemäß der um 772 von Arbeo von Freising verfaßten Vita, verdächtigte man ihn zu Unrecht der Verführung der Herzogstochter Uta, plante Emmeran um 685/690 heimlich eine Romreise, wurde jedoch verfolgt und bei Kleinhelfendorf von Lantpert, einem Sohn des Herzogs, aufgegriffen und so schwer mißhandelt, daß er an den Folgen verstarb (Dannheimer 1987: 121-135, Dannheimer, Diepolder 1988: 167-173). Man bestattete ihn zunächst *in ecclesia beati Petri apostoli moenis constructa* der *villa publica Aschaim*. Die Holzkirche in Form eines einfachen Saals (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 30-31) wurde nachträglich in einem bajuwarischen Reihengräberfeld errichtet. Das bei den Ausgrabungen leer angetroffene Erdgrab des hl. Emmeran lag unter der südlichen "Wand" etwa auf Altarhöhe (Abb. 8; 1). Sein Kenotaph wurde in Aschheim weiter verehrt, wie ein spätgotischer Grabstein zeigt (Dannheimer, Diepolder 1988: Taf. 50-51).
Nach 40 Tagen übertrug man seine Gebeine nach Regensburg (Claussen 1950: 108-124) und bestattete sie in der Kirche St. Georg (später St. Emmeran) (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 336-339, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 273-276), die im Bereich eines bajuwarischen Friedhofs lag (Codreanu-Windauer, Wanderwitz 1989: 41). Ein Kenotaph aus dem 14. Jahrhundert am Choreingang des südlichen(!) Seitenschiffs bezeichnet den Platz dieser ersten Grablege (Claussen 1950: 110), wo man Emmeran spätestens seit 730 als Heiligen verehrte. Bald darauf übertrug Bischof Gaubald (739-761) um 740 seinen Sarkophag erneut, nach Claussen (1950: 113, 118) in ein Grab *post altare*. Unter Bischof Sintpert (768-791) erhielten seine Gebeine schließlich in der Kammer am Scheitel der Ringkrypta (Abb. 11; 5) eine längerfristige Ruhestätte. 977/978 errichtete Bischof Ramwold als eigene Memorie eine zweigeschossige, 980 von Bischof Wolfgang geweihte Außenkrypta.

Die Kirche St. Johannis in Lyss, Kanton Bern
Die älteste Kirche des 7. Jahrhunderts (Sennhauser 1983: 73), ein einfacher Saalbau mit eingezogener, leicht gestelzter Apsis (Abb. 8; 2), entstand innerhalb eines spärlich belegten "Sippenfriedhofs". Die als Stiftergrab gedeutete Bestattung wurde nach Sennhauser (1979: 137) bei der Errichtung der Kirche geschont und durch eine mit dem Bau aufgemauerte Arkosolnische im Innern sichtbar gemacht (Abb. 8; 3).

Das Virgilgrab im Salzburger Dom
Ein erster Sakralbau, in dessen Nachbarschaft sich im frühen Mittelalter ein Reihengräberfeld entwikelte, entstand möglicherweise schon um 400. Nach dem Wirken des Bischofs Rupert (+ nach 716) im Kloster St. Peter gründete Bonifatius 739 ein kanoni-

sches Bistum. 746/747 wurde der irische Wandermönch Virgil Abt von St. Peter und 749 Bischof von Salzburg. Sein 767 begonnener und 774 geweihter Dom (Abb. 8; 4) war eine "dreischiffige" Anlage von beachtlicher Größe (Länge etwa 58m, Gesamtbreite 33m) mit "Dreikonchenapsis" und vielleicht einem westlichen Atrium (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 358-359, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 292-294). 784 bestattete man Virgil in der Südostecke der Kathedrale in unmittelbarer Nähe des Chores in einem (nachträglich?) eingebrochenen Mauergrab mit den Maßen von etwa 3m x 1,1m (Abb. 8; 5). Wegen der Größe dürfte die Kammer einen Sarkophag aufgenommen haben. Am Fußende führte ein kleiner etwa 0,4m breiter Schacht nach außen, auf der Innenseite war das Grab durch eine etwa 2,3m breite und 0,3m tiefe Bogennische markiert. Um 850 entstand unter Bischof Liupram (836-859) südlich anschließend als erweiterte Memorie ein Annex mit den Maßen 11m x 5m (Bau Ia), dessen Boden das bis dahin von außen zugängliche Grab überdeckte und der vielleicht zusätzlich auch als Märtyrerkapelle für die 851 in Rom erworbenen Reliquien des hl. Hermes diente (Vetters 1971: 423-424). 1181 wurde während des romanischen Neubaus durch Erzbischof Konrad III. (1177-1183) das Virgilgrab "wieder" aufgefunden, geöffnet und durch eine metrische Inschrift (in der Bogennische?) eindeutig identifiziert (Vetters 1971: 423). Dieser Vorgang erinnert unter anderem an die Auffindung des zweiten Domitiangrabes von Millstatt.

Die Grablege des hl. Ulrich in St. Afra zu Augsburg

Das ursprüngliche Virgilgrab weist zudem auffallende Ähnlichkeiten mit der schriftlich überlieferten Grablege des Bischofs Ulrich (+ 973) auf. Die im späten 10. Jahrhundert geschriebene *Vita Udalrici* berichtet, daß dieser schon vor seinem Tode in der Südmauer (*in australi parte exterioris muri aecclesiae*) von **St. Afra** eine Grablege *ad sanctos* vorbereiten ließ (Erdmann, Zettler 1977: 102-103, Volkert 1977: 94, 101-103, Nr. 11-14). Kurz bevor er starb, genehmigte er in dieser auch die Beisetzung seines Neffen Adalbero (+ 909). Die etwas in den Boden eingetiefte, aber dennoch sichtbare Grabkammer war gewölbt und durch einen Mauerdurchbruch(?) mit dem Innern der Kirche verbunden. Es ist zu fragen, ob hier nicht mit zeitgenössischen Worten ein Arkosolgrab beschrieben wird, wobei die eigentliche Grabkammer vertieft in der Mauer lag und wie in Salzburg auch von außen zugänglich war (siehe oben). Nach seinem Tode ereigneten sich an seinem Grab Wunder, die die Entstehung einer Wallfahrt sowie den Prozeß der 993 erfolgten Heiligsprechung förderten. Um 993/996 baute Bischof Liutold an dessen Grab als erweiterte Memorie eine im Süden an St. Afra angebaute, dem hl. Ulrich geweihte Kapelle (Haas 1977: 76). 1183 fand man dieses Grab anläßlich der beginnenden Arbeiten zum zweischiffigen romanischen Neubau (Haas 1977: Abb. 10) "wieder" auf und öffnete es (Volkert 1977: 117-118, Nr. 49).
Ob nicht auch der bislang als "Bußkapelle" angesprochene Bau **St. Nikolaus *in vinculis***, eine tonnengewölbte Kammer mit einer lichten Gesamtlänge von etwa 5m (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 332-333, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 263-267, Streich 1984: 149-153, Abb. 45), unter der Südmauer **von St. Servatius zu Quedlinburg** aus dem 10. Jahrhundert in diesen Zusammenhang gehört (als ursprüngliche Grabkammer König Heinrichs I.?, + 936), müßte dringend überprüft werden.

Das "Ansagrab" im langobardischen Königskloster San Salvatore zu Brescia

Das Kloster wurde 753 vom letzten langobardischen König (757-774) Desiderius und seiner Gemahlin Ansa gestiftet (Becher 1983, Weis 1977), die die Kirche kurz nach

756 mit den Gebeinen der hl. Julia und weiteren Reliquien aus Rom ausstatteten. Trotz der Ausgrabungen zwischen 1956 und 1960 gehen die Meinungen über die Baugeschichte auseinander. Der Ursprungsbau, wohl des 7. Jahrhunderts, war eine Saalkirche mit Chorschranke? und leicht hufeisenförmiger Apsis, an die beidseitig kürzere Annexkapellen mit Apsiden anschlossen. Der in beträchtlichen Teilen erhaltene jüngere Bau, eine dreischiffige Basilika, ebenfalls mit drei Apsiden und kleiner Vierstützenkrypta, wurde wohl 814 fertiggestellt (I Langobardi 1990: 253). Nach der lokalen, durch Aussagen von Paulus Diaconus gestützten Tradition war das Arkosolgrab (Abb. 8; 6) für die langobardische Königin Ansa bestimmt (Weis 1977: 20-21). Das Plattengrab liegt etwa in der Mitte der südlichen Seitenschiffmauer unter einer hohen Bogennische. An der Laibung haben sich Fresken erhalten (Weis 1977: Abb. 16).

Die Liebfrauenkirche in Bischofshofen, Salzburg

Die Kirche wird erst 1359 in den Schriftquellen genannt (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 55-56). Vom karolingerzeitlichen Ursprungsbau, bei dem es sich wohl um eine Holzkirche handelte, wurden Reste des Estrichs nachgewiesen. Der zweite Bau, ein etwa 13m x 8,4m großer Saal mit unbekanntem Ostabschluß (Abb. 8; 7), wird wegen einer C-14-Probe aus einem Grab (1000, + - 70 Jahre) in die Zeit um 1000 datiert, ist möglicherweise aber älter. Den Innenraum nutzte man wie einen jüngeren westlichen Vorbau für Bestattungen. Ein Grab lag in einer Aussparung des Fundaments der Südmauer etwa in dessen Mitte. Die Identität des Toten ist unbekannt.

Das Grab der seligen Irmingard in der Klosterkirche St. Maria auf der Fraueninsel im Chiemsee, Bayern

Nach der nicht gerade eindeutigen Überlieferung gründete Abt Eustasius von Luxeuil zwischen 615 und 629 beide Chiemseeklöster im Auftrag Chlotars II. (Atsma 1966, Dannheimer 1987: 219-223, Milojcic 1966). Das Bestehen des Klosters Frauenchiemsee in tassilonischer Zeit belegen neben den Schriftquellen Chorschrankenfragmente mit zeittypischem Dekor. 782 ist eine Weihe durch Bischof Virgil von Salzburg überliefert (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 405-407). Die älteste Steinkirche war nach Dannheimer (1987: Abb. 158) ein Saalbau mit einer lichten Breite von etwa 8m, Jacobsen rekonstruiert dagegen eine dreischiffige Basilika (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 123-125). 825 setzte Ludwig der Deutsche seine Tochter Irmingard (+ 866) als Äbtissin ein. Ihr Grab wurde nachträglich in die Innenseite des Südmauerfundaments (bzw. nach Jacobsen in das südliche Spannfundament der Mittelschiffstützen) im Westteil der Klosterkirche eingefügt (Abb. 8; 8). Der wiederverwendete Kalksteinsarkophag war offenbar zu kurz und mußte am Kopfende mit Tuffplatten verlängert werden (Milojcic 1966: Taf. XII-XVI). Die Bestattung an dieser Stelle dürfte ein Indiz dafür sein, daß die Rekonstruktion als Saalbau zutrifft. Wohl um 1000 öffnete man das Grab der seligen Irmingard und legte ein Bleitäfelchen mit ihren Lebensdaten hinein (Milojcic 1966: 87-88).

Das Fridolinmünster in Säckingen, Baden-Württemberg

Nach der Überlieferung durch Balther von Säckingen (wohl Bischof Balderich von Speyer (970-986)) geht das Kloster auf der ehemaligen Rheininsel auf eine im 7. Jahrhundert erfolgte Gründung des Wandermönchs Fridolin zurück (Zotz 1989: 917). Für 878 ist ein eng mit dem karolingischen Königshaus verbundenes Frauenkloster bzw. Damenstift belegt. Im Jahre 926 zerstörten die Ungarn die Anlage, nur das spätestens seit dem frühen 9. Jahrhundert verehrte Grab Fridolins blieb dabei verschont. Trotz der

Ausgrabungen von 1973 bis 1975 und 1993 bis 1995 im Ostteil der Kirche und im Bereich der Krypta, gibt es über die Form des Ursprungsbaus bislang keine Anhaltspunkte (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 357, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 290-291, Schmaedecke 1995). Im frühen 10. Jahrhunderts entstand eine dreischiffige Basilika mit einer Winkelstollenkrypta. In der südlichen Seitenschiffmauer war nahe dem Chor ein (zweitverwendeter?), offenbar schon im Mittelalter geöffneter Kalksteinsarkophag eingemauert (Abb. 8; 9). Die Deckplatte ist mit einer Kopfdarstellung und einem Dreipaß verziert. Es ist nicht auszuschließen, daß in diesem Sarkophag der hl. Fridolin bestattet war und auf der Deckplatte dargestellt ist. Außerhalb der Kirche lag ein Friedhof, dessen Belegung auf Höhe des Mauergrabes eine besondere Dichte aufwies (Schmaedecke 1995: 37).
Verwandt mit Gräbern in der Südmauer von Kirchen sind Bestattungen unmittelbar an deren Innen- oder Außenseite, zum Teil in kleinen Kammern. Sie konnten ohne größeren Aufwand auch nachträglich angelegt werden und sind häufig durch Grabungen belegt. Neben den angeführten Beispielen sei auf die Kirche von Lauterhofen in der Oberpfalz aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 172), Gruibingen und Lahr-Burgheim in Baden-Württemberg aus dem 7. Jahrhundert (Christlein 1979: Abb. 93, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 172), auf die ehemalige Michaelskapelle in Oberdorf, Kanton Basel-Land (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 313) aus dem 7./8. Jahrhundert und die ehemalige Pfarrkirche St.-Barthélemy in Courrendlin, Kanton Jura (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 84-85) aus dem 8. Jahrhundert hingewiesen.

Die Pfarrkirche St. Michael in Einingen, Gemeinde Spiez, Kanton Bern
Der älteste Bau (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 67) war ein gedrungener Saal mit leicht gestelzter Apsis (lichte Maße mit Apsis etwa 7,6m x 4m). An der Südwand lag direkt am Ansatz der Apsis ein kleiner Annex mit den lichten Maßen von etwa 1,8m x 0,5m (Abb. 9; 1). In dem Arkosolgrab aus sorgfältig gemauerten Tuffsteinen bestattete man zunächst eine Frau und etwa 30 Jahre später einen Mann. Dessen Trachtbestandteile, eine bronzene Gürtelschnalle und eine überlange bronzene Riemenzunge (Moosbrugger-Leu, Keller 1979: 59-60, Abb. 11) sind in die Zeit um 700 zu datieren. Die Kirche entstand demnach im letzten Drittel des 7. Jahrhunderts. 933 wurde ein etwas anders orientierter, größerer Neubau errichtet.

Die frühmittelalterliche Kirche St. Peter von Klais, Bayern
Im Bereich des ehemaligen Klosters auf dem "Kirchfeld" in der Scharnitz bei Garmisch-Partenkirchen fanden in den Jahren 1968-1972 Ausgrabungen statt (Sage 1977). Das nur kurze Zeit bestehende Kloster wurde von einem Brüderpaar der Huosisippe im Jahr 763 gestiftet und bereits 772 auf das Anraten des Bischofs Arbeo von Freising nach Schlehdorf am Ammersee verlegt. Der Gründungsbau war ein Saal (Abb. 9; 2) mit stark eingezogenem Rechteckchor (lichte Maße 9,95m-10,10m x 6,75m). An der Südwand lag ein nur 30cm in den Estrich eingetieftes, leeres Plattengrab (Maße 2,3m x 1,15m). Dieses sollte offenbar die Reliquie des hl. Tertullin aus Rom aufnehmen (Sage 1977: 67), wozu es jedoch wegen der Verlegung des Klosters nicht mehr kam. Nach 772 diente der Bau bis zur Zerstörung durch Brand um 1100 als Pfarrkirche für die Mittenwalder Region. Die Deutung als frühes Kloster lehnt Jacobsen (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 207) zugunsten einer Eigenkirche mit Stiftergrab ab.

Das Grab des Ostmarkpräfekten Gerold in der Klosterkirche St. Maria und Markus von Reichenau-Mittelzell, Baden-Württemberg

Das Benediktinerkloster wurde 724 durch den Missionsbischof Pirmin im Auftrag Karl Martells gegründet (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 278-282, Zettler 1988). Der Ursprungsbau war eine bald nach 724 erheblich nach Westen verlängerte (Bau Ia) Saalkirche mit Rechteckchor (Abb. 9; 3). Das sorgfältig gemauerte und mit einer Sandsteinplatte auf Estrichniveau abgedeckte Grab des Grafen Gerold, eines Schwagers Karls des Großen, der 799 bei den Awarenkriegen ums Leben kam, lag direkt an der Südwand des Chores in unmittelbarer Nähe des von ihm bestifteten Marien- und Hauptaltares an einer Stelle, an der sich schon drei ältere gemauerte Grüfte, wohl von Äbten befanden (Zettler 1988: 80-81, TA 12, TA 16, TA 21, TA 34). Gerold stattete das Kloster reich aus und war maßgeblich für dessen wachsende Bedeutung im 8. Jahrhundert verantwortlich. Die Chancen für seine Heiligsprechung als Märtyrer standen für längere Zeit durchaus günstig, wie die Übertragung seiner Gebeine in den Chor der 816 geweihten kreuzförmigen Basilika mit Doppelapsiden (Bau II) unmittelbar südlich des Marienalters und die Bestattung Kaiser Karl III. (+ 888), der im 9. Jahrhundert einer der bedeutensten Förderer des Klosters war (Zettler 1988: 105-109, TA 18), an seiner Seite zeigen (Abb. 11; 4, schraffierter Bereich).

Die Grabkirche des hl. Wenzel unter dem Veitsdom zu Prag

Die damals zum Bistum Regensburg gehörende Kirche stiftete 925 Herzog Wenzeslaus I. (geb. um 903) von Böhmen. Der kreuzförmige Zentralbau (Abb. 9; 4) bestand aus einem rundem Mittelraum (lichter Durchmesser etwa 13m) und vier hufeisenförmigen Apsiden (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 262-263). Nachdem Wenzel während der heidnischen Reaktion 929 (oder 935) von seinem Bruder Boleslaw. I. ermordet wurde, bestattet man ihn 938 als Märtyrer in der südlichen Apsis unmittelbar vor deren Scheitel. 1039 gelangten möglicherweise die Gebeine des heiligen Bischofs Adalbert in die Westkonche (Untermann 1989: 181-182), 1060 entstand über diesen Gräbern der romanische Dom.

Das sogenannte "Grab des Boleslaus" in der Stiftskirche zu Ossiach, Kärnten

Seltener sind Gräber an, in oder unter Nordmauern von Kirchen. Die beiden merowingischen Gräber unter dem Kölner Dom (siehe unten), die Memorie des Bischofs Erhard im Niedermünster (siehe oben) und das Solagrab in der Solabasilika zu Solnhofen bei Eichstätt aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts an der nördlichen Seitenschiffmauer (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 315-317) zeigen aber, daß auch diese Stelle für Bestattungen hochstehender Personen in Frage kommt. Es sei daher in diesem Zusammenhang kurz auf das sogenannte "Grab des Boleslaus" (freundlicher Hinweis von Dr. Kurt Karpf und Dr. Dieter Neumann, beide Villach) hingewiesen. Nach der spätestens im 14. Jahrhundert entstandenen Legende (Hartwagner ohne Jahreszahl: 26-35, Trawkowski 1983) kam 1081 der polnische König Boleslav II. (der Kühne, * um 1042, + 1081/82) auf einer Sühnepilgerreise nach Rom durch Ossiach, wo er dann bis zu seinem Tode 1089 im Kloster verblieb und bestattet wurde. Das nachträglich(?) in das Fundament eingebrochene angebliche Königsgrab liegt außen in der Mauer des nördlichen Seitenschiffs und ist im Kircheninnern durch eine Bogennische markiert. Vielleicht haben wir es hier mit der Bestattung eines frühen slawischen Stifters zutun.

Die Außenkrypten und axiale Kapellen im Osten von Kirchen

Kapellen, die axial an den Ostchor bzw. an eine Ostkrypta anschließen, sind relativ häufig in den Schriftquellen und durch Ausgrabungen nachgewiesen; erhaltene Beispiele sind dagegen ausgesprochen selten. Meist ist eine eindeutige Funktionsbestimmung schwierig. Eine Reihe dieser "Nebenkirchen" mit runden, rechteckigen oder kreuzförmigen (zur Bauform der zentralen Chorscheitelkapelle siehe: Reinle 1968, Untermann 1989: 239-246), später auch wie im Falle von St. Emmeran in Regensburg (Abb. 11; 5) mit komplizierteren Grundrissen sind als Memorialbauten anzusprechen, wobei ein Zusammenhang bzw. eine Verwandschaft mit Bestattungen *post altare* nicht auszuschließen ist. Sie kommen sowohl bei Bischofskirchen als auch bei Stifts- und Klosterkirchen seit merowingischer Zeit vor.
Ein sehr frühes Beispiel ist die Grabkapelle der Königin Brunchaut (589-600) in Saint-Martin zu Autun (Sennhauser 1983: Abb. 10; 1, Verzone 1967: Fig. 58). Die längsrechteckige Grabkammer war tonnengewölbt und im Osten mit einer gleichbreiten Apsis abgeschlossen.
Die Bestattung in einer Außenkrypta ist nach der schriftlichen Überlieferung auch für den hl. Eligius (seit 641 Bischof von Noyon, + 660) wahrscheinlich (Claussen 1950: 157-159). Demnach wurden seine Gebeine 661 in eine gewölbte Grabkammer *ultra altare* an der von ihm gestifteten Klosterkirche St.-Loup übertragen, nachdem sein Grab zunächst für ein Jahr neben dem Altar lag.

Der Dom zu Hildesheim, Niedersachsen
Alle Baunachrichten bis zum 11. Jahrhundert sind durch die um 1100 entstandene *fundatio ecclesiae Hildensemensis* überliefert (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 116-18). Kaiser Ludwig der Fromme, der das Bistum 815 gründete, ließ zunächst über einer Quelle eine Rotunde mit Marienpatrozinium errichten. Möglicherweise sollte sie als Reliquienkapelle, wie seit der Spätantike gelegentlich überliefert, ein heidnisches Quellheiligtum ersetzen, wesentlich wahrscheinlicher ist eine Anspielung auf "lebendiges Wasser", auf die vier Paradiesflüsse und die *fons vitae*, und damit auf Taufe, Tod und Auferstehung (ausführlich dazu Binding 1975). 852 begann Bischof Altfried (851-875) mit dem Neubau des 872 geweihten Doms (Bau II). Es handelte sich um eine dreischiffige kreuzförmige Basilika mit Westwerk oder Westchor mit Krypta und durchgehendem Querhaus im Osten. Die tonnengewölbte Ostkrypta mit einem halbkreisförmigen Umgang und seitlichen gestelzten Apsidiolen bezog die Rotunde (Durchmesser außen 6,1m) bei leichter Abweichung von der Mittelachse nach Süden, wie in Hochelten (siehe unten), als "sekundäre" Chorscheitelkapelle bzw. Außenkrypta ein (Abb. 10; 1). 962 erwarb man die Gebeine des hl. Epiphanius aus Pavia. Unter Bischof Hezilo (1054-1079) entstand eine neue Rotunde (*rotundam in eodem loco capellam incepit*), für die Streich (1984: 270) ebenfalls eine Funktion als Reliquienkapelle oder Memorialbau annimmt.

St. Kastor in Koblenz, Rheinland-Pfalz
Die ehemalige Stiftskirche wurde nach der Übertragung der Gebeine des hl. Kastor aus Karden durch den Trierer Erzbischof Hetti gegründet und 836 von diesem geweiht (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 210-211). Die Anlage steht auf einem merowingerzeitlichen Gräberfeld mit geringen Resten einer älteren Memorie. Der Ursprungsbau war eine Saalkirche mit östlichem Querhaus, Apsis, Umgang (oder Ringkrypta mit sehr breitem Stollen) und Chorscheitelrotunde (Abb. 10; 2). In der Mitte des

Zentralbaus mit einem Durchmesser von etwas mehr als 9m, der zur Aufbewahrung der Kastorreliquien oder als Grabbau gedient haben dürfte, stand ein Altar.

Die ehemalige Benediktinerklosterkirche St. Salvator von Essen-Werden, Nordrhein-Westfalen

Im Jahre 799 erwarb Liudger (* um 742, + 809) in Werden Grund zur Stiftung eines Eigenklosters (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 368-371). Die älteste Kirche aus der Zeit um 800 war eine dreischiffige Basilika (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 453-454). 809 wurde Liudger (seit 805 erster Bischof von Münster) in Werden *extra ecclesiam in parte orientali* bestattet. Dies entsprach den Beschlüssen der im gleichen Jahr abgehaltenen Synode von Aachen zu Gräbern im Kircheninnern (siehe oben). Der schon bald einsetzende Liudgerkult wurde durch drei zwischen 840-875 verfaßte *vitae et miracula* gestützt. Wohl zwischen 827 und 839 kam es zu einer östlichen Erweiterung und zum Bau einer Ringkrypta mit anschließender, wohl tonnengewölbter Außenkrypta auf rechteckigem Grundriß mit den Maßen von etwa 5m x 3,8m (Abb. 10; 3). Sie lag an der Stelle der Bestattung Liudgers und diente fortan als Grabmemorie (*locus arboris*) der Liudgeriden.

Südlich des Chores errichtete der Bruder des Klostergründers und Bischof von Halberstadt sowie Châlon-sur-Marne (802-827), Abt Hildegrim (siehe unten), einen **St. Stephan** geweihten Trikonchos (Abb. 10; 4) mit kurzem Schiff (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 372). Die Weihe des in spätantiker Tradition stehenden Baus wurde zwischen 819 bis 827 durch Bischof Hadabald von Köln vollzogen. Möglicherweise diente dieser als Grablege Hildegrims (Untermann 1989: 152). Denkbar wäre auch, daß hier während des Baus der ersten Außenkrypta die Gebeine Liudgers aufbewahrt wurden oder die Funktion als Reliquienkapelle (Borger 1962a: 64) gegeben war.

Die Klosterkirche St. Nazarius zu Lorsch, Hessen

Das Benediktinerkloster wurde um 760 gegründet und 764 erstmals erwähnt (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 251-252, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 179-181). Nachdem 765 Bischof Chrodegang von Metz in Rom die Reliquien des hl. Nazarius erworben hatte, begann man 767 mit dem Bau der Kirche, 774 erfolgte in Anwesenheit Karls des Großen die Weihe mit den Patrozinien Petrus, Paulus und St. Nazarius. Zu der im frühen 9. Jahrhundert fertiggestellten dreischiffigen Basilika (Bau Ia) gehörte ein Westwerk und Westatrium (Abb. 11; 1) sowie ein Vorhof mit der noch erhaltenen freistehenden Torhalle. Ludwig III. (der Jüngere) errichtete nach 876 für Ludwig II. (den Deutschen, + 876) unter dem (gestelzten?) Chor eine Grabkirche (*ecclesia varia*), in welcher auch er selbst (+ 882), sein Sohn Hugo (+ 879) und Kunigunde, die Gemahlin König Konrads I. (911-918), bestattet wurden. Die rechteckige, tonnengewölbte Grabkammer (lichte Maße mit Apsis etwa 14m x 10m) mit innen eingezogener halbkreisförmiger Apsis und ungewöhnlicher Fundamentstärke (etwa 3,2m bis 5m) lag 4m unter dem Fußbodenniveau und ist daher als (Außen?)krypta anzusprechen. 1052 weihte Papst Leo IX. die Memorie mit den Patrozinien Maria, der Apostel und aller Heiligen neu.

Die ehemalige Stiftskirche St. Petrus und Alexander in Aschaffenburg, Unterfranken

Obwohl Königin Liutgard als Gründerin des Klosters überliefert ist, gilt Herzog Liudolf von Schwaben als eigentlicher Stifter (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 26-28). In der 974 erstmals genannten Kirche wurde 885 Liutgard, die Gemahlin König

Ludwigs des Deutschen, bestattet. Der kurz zuvor errichtete, zunächst allein(?) stehende, ebenfalls wohl zweigeschossige, tonnengewölbte Rechteckbau (Außenmaße 14,7m x 9,8m) mit ausgesprochen massiven Fundamenten war von vorne herein als deren Mausoleum gedacht (Abb. 11; 2). Es ähnelt der etwas kleineren Liudgeridenkrypta von Essen-Werden, als Vorbild diente wohl dennoch der Memorialbau ihres Gatten (siehe oben). Ob der Grabbau tatsächlich erst um 950 in die Stiftskirche einbezogen wurde, ist zu überprüfen.

Die Heiligkreuzkapelle von Reichenau-Mittelzell, Baden-Württemberg
(Zur Geschichte siehe oben) 923 oder 925 erhielt das Kloster Reliquien des heiligen Kreuzes und Blutes. Zu deren Aufbewahrung baute man an den Ostchor der Abteikirche eine Rotunde an (Abb. 11; 4), deren Fußboden etwa 2,4m unter dem Chorniveau lag. Die beim Bau des gotischen Chores abgebrochene Reliquienkapelle mit einem Durchmesser von 10m weicht wie die am Dom zu Hildesheim leicht von der Mittelachse nach Süden ab (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 278-282, Zettler 1988: 180-181).

Die Memorialbauten westlich der Kirche

Auch Kapellen westlich von Bischofs- oder Klosterkirchen, meist in einem Atrium, sind zwar gelegentlich in den Schriftquellen überliefert, ihre Funktion ist jedoch häufig unklar. Sie bestanden wie jene am Chorscheitel meist nicht allzu lang und es ist anzunehmen, daß deren Aufgaben in der Folgezeit andere Bauteile übernahmen. In einigen Fällen besteht, wie in Schuttern, Beromünster und Halberstadt, ein Zusammenhang mit einem Friedhof. Neben Memorien bzw. Mausoleen konnte es sich unter anderem um Baptisterien oder Heiliggrabbauten handeln. Ein Zusammenhang mit spätantiken Vorbildern, die letztlich auf die zunächst in einem Westatrium stehende Anastasis zurückgehen, ist durchaus möglich.
Freilich gab es solche Memorien auch bei gewesteten Kirchen, die dann in der Regel in einem Ostatrium lagen, wie das folgende Beispiel zeigt.

Die merowingische Grabkapelle unter dem Dom zu Köln, Nordrhein-Westfalen
Um 560 berichtet Venantius Fortunatus von einem Neubau der Bischofskirche unter Bischof Carentinus (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 212-216, Krüger 1971: 97-102, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 139-143). Von der spätantiken Kathedrale *intra muros*, vielleicht aus dem frühen 4. Jahrhundert (Bau 1 = Periode V), ist trotz umfangreicher Ausgrabungen nach den Kriegszerstörungen (Doppelfeld, Weyres 1980) nur wenig bekannt. Noch östlich des gotischen Chores lag ein längsrechteckiger Saal mit achteckiger Piszina. Die eigentliche Kirche war gewestet, hatte eine Stützenunterteilung und Nebenräume. Zwischen dieser und dem Baptisterium lag ein Atrium (Schwarz, A. 1989: 62). Nach 400 wurde im Osten ein Narthex angefügt und das Baptisterium umgebaut (Bau 1a). Von der merowingischen Bischofskirche konnten ebenfalls nur ganz bescheidene, wenig sorgfältig ausgeführte und nicht tief fundamentierte Fundamentreste aufgedeckt werden. Doch ließ sich auf einer Breite von mindestens 22m und einer Länge von 49m ein zwei bis dreiphasiger Fußboden feststellen. 1959 entdeckte man im Atrium östlich der Bischofskirche etwa unter dem Chor des heutigen Doms, fast genau in dessen Mittelachse, eine Memorie (Abb. 12; 1) aus der älteren Merowingerzeit (Bau 1b, Periode V). Von der Westwand der kleinen Grabkapel-

le mit leicht gestelzter Apsis (Gesamtlänge außen etwa 10,6m, Breite etwa 4,7m) führte ein mit Platten ausgelegter Weg nach Südwesten zu einem Eingang in den Narthex. Die beiden ausgesprochen reich mit Trachtbestandteilen und Beigaben versehenen Plattengräber (Doppelfeld 1960: Abb. 1, 1964: Abb. 1) lagen hintereinander an der Nordwand. Das Frauengrab wird durch Münzen in die Zeit um 530/40, das Knabengrab dendrochronologisch auf 537 (+ - 10 Jahre) datiert (Böhner 1968, Doppelfeld 1960, 1964). Nach Krüger (1971: 101) wurden hier am ehesten Angehörige der ersten merowingischen Dynastie Austrasiens bestattet. Wenig später brach man um 550 die Kapelle ab und verlegte darüber einen weitläufigen neuen Estrich, der zu einem nunmehr doppelchörigen Domneubau mit Bema im Osten gehörte (Schwarz, A. 1989: 95). Eine Tradition der Totengedächtnisses hat sich hier aus unbekannten Gründen trotz der vornehmen Lage nicht entwikelt. Es hat eher den Anschein, daß dieses bewußt sehr früh durch die Beseitigung der Memorie getilgt werden sollte.

Der Memorialbau bei der ehemaligen Abteikirche von Schuttern, Baden-Württemberg

Die Kirche mit den Patrozinien Peter und Paul sowie Maria gehörte zu einem nach der Legende von dem Iren oder Angelsachsen Offo 603 gegründeten Kloster (Jakobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 376-378, List 1979, 1988). Zwischen 746 und 753 führte Pirmin die Benedektinerregel ein. Im frühen 9. Jahrhundert gehörte die Abtei zu den vermögendsten Reichsklöstern. Der Ursprungsbau aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, ein einfacher Rechtecksaal, lag in den Ruinen einer römischen Hofanlage. An der Nordwestecke lag sowohl innen als auch außen ein Steinplattengrab (List 1979: Abb. 2-3). Das rechteckige Mausoleum (lichte Maße etwa 4m x 3m) mit dem leer geräumten Erdgrab des Klostergründers Offo entstand kurz danach in einer älteren Nekropole (Abb. 12; 2, schraffiert) südwestlich davon. Im 8. Jahrhundert wurde nach einer Erweiterung zwischen 746 und 753 (Bau II) an die Klosterkirche eine halbrunde Apsis angefügt (Bau IIa). List (1979: 123-124, Abb. 5) datiert den Neubau einer großen Saalkirche mit einer lichten Breite von 10,2m (Bau III), die genau auf den kreuzförmigen Neubau der Memorie in einem Westatrium ausgerichtet war, in das späte 8. Jahrhundert und deutet den runden gemauerten und innen verputzten Schacht (Durchmesser 0,7m) in der Mittelachse des Westteils als Reliquiengrab Offos. Wahrscheinlicher ist jedoch eine Datierung in ottonische Zeit, als man das Mausoleum infolge der Zerstörung durch die Ungarn im Jahre 938 aufgegeben hatte. Nach der Schenkung des Klosters an das 1007 gegründete Bistum Bamberg durch Heinrich II. wurde das Reliquiengrab mit einem Mosaik eingefaßt (List 1983: 394, kritisch dazu Neumüllers-Klauser, Scholkmann 1987). Im 12. Jahrhundert entstand eine kreuzförmige Basilika mit einem *mausoleum Offonis* über dem Schacht.

Der Dom zu Halberstadt, Sachsen-Anhalt

Über die Baugeschichte sind wir durch die 1952 bis 1954 erfolgten Ausgrabungen unterrichtet (Leopold, Schubert 1984). Um 800 wurde in Halberstadt unter Mitwirkung des Liudger von Werden ein Missionsbistum eingerichtet. Der erste Bischof, Liudgers Bruder Hildegrim (802-827), war zugleich Bischof von Châlon-sur-Marne und Abt von Werden (siehe oben). Bei dem Gründungsbau handelte es sich um eine gedrungene dreischiffige Basilika mit Dreizellenquerhaus und um Mauerstärke eingerücktem Rechteckchor (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 160-163, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 105-106). Wohl unter Bischof Thietgrimm (827-840) brach man den alten Chor ab und errichtete einen neuen Ostabschluß über einer tonnenge-

wölbten Kammerkrypta (Bau Ia). Unmittelbar westlich vor der Giebelwand lag im Abstand von nur 1,5m eine kleine Memorie (Bau Ib, Abb. 12; 3). Das zentrale, trapezförmige Mauergrab (lichte Maße etwa 2,3 x 0,7m), über dem ursprünglich ein Schacht bis auf das Fußbodenniveau führte, war leer geräumt. Die kreuzförmige Kapelle (Länge etwa 13,5m), die im Innern vielleicht als Trikonchos zu rekonstruieren ist, endete im Westen in einer rechteckig ummantelten Apsis und bildete möglicherweise den Mittelpunkt eines kleinen Friedhofs (Leopold, Schubert 1984: 36-38). 859 weihte Bischof Hildegrim II. (853-886) einen von seinen Vorgängern zur Fertigstellung übernommenen Neubau mit östlichem Querhaus (Bau Ic). Unter dem Chor lag eine Ringkrypta vom Typ Corvey, daran am Scheitel anschließend eine kreuzförmige Außenkrypta (Abb. 11; 3). Deren Zweckbestimmung ist trotz zweier Bestattungen nach Leopold (Leopold, Schubert 1984: 50) nicht eindeutig geklärt. Analog zu den Befunden in Werden oder in St. Emmeran zu Regensburg ist eine Nutzung als Memorie durchaus denkbar. In das um zwei Stufen erhöhte Mittelquadrat des Querhauses wurden nachträglich die Steinplattengräber der Bischöfe Heimo (+ 853) und Eiulf (+ 894) eingetieft. Den Trikonchos ersetzte nun unter Beibehaltung der Grabmemorie ein Westwerk. In der Achse der Bestattung stand etwa 3,5m östlich davon ein Taufbecken. 965 kam es zu einem Einsturz des Domes, unmittelbar darauf begann Bischof Bernhard (923-968), der 967 Reliquien des hl. Sixtus erworben hatte, mit einem vollständigen Neubau, den Bischof Hildeward (968-996) fortsetzte und 992 weihte. Es entstand eine doppelchörige Basilika mit westlicher Dreiturmgruppe, östlichem Querhaus und Umgangskrypta (Bau II). Über dem Grab lag nun in einer westwerkartigen Memorie der Sixtusaltar.

Die kreuzförmige Kapelle bei St. Michael in Beromünster, Kanton Luzern

Das Stift, dessen legendäre Gründung im Jahre 720 nicht gesichert ist, wird erst 1036 in den Schriftquellen genannt (Eggenberger 1986, Jakobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 51-52, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 35-36). Bau II aus den Jahren kurz vor 1036 war eine Säulenbasilika mit durchgeschobenem Querhaus und drei Apsiden sowie einer aus drei tonnengewölbten Gängen bestehenden Krypta unter der Mittelapsis. In einem Westatrium, das man wie in Schuttern auch als Friedhof nutzte (Abb. 12; 4, schraffierter Bereich), lag eine Kapelle in Form eines griechischen Kreuzes (Durchmesser etwa 7,7m) mit den Patrozinien St. Peter und Paul (isometrische Rekonstruktion bei Untermann 1989: Abb. 180), die als Memorialbau gedeutet wird. Nach Untermann (1989: 238, 263) diente der Zentralbau zeitweise auch als Pfarrkirche, wobei diese Funktion wohl nicht ursprünglich war.

Der kreuzförmige Zentralbau im Westatrium von St. Pantaleon zu Köln, Nordrhein-Westfalen

Erstmals 866/867 als Annexkirche des Domes genannt, geht St. Pantaleon wohl auf eine Gründung des 818 verstorbenen Erzbischofs Hildebald zurück (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 225-227). Die Kirche liegt in einer frühmittelalterlichen Nekropole des 6. und 7. Jahrhunderts, so daß die Existenz einer merowingerzeitlichen Memorie nicht auszuschließen ist. Insgesamt wurden 12 Steinplatten- und ein Sarkophaggrab entdeckt (Fußbroich 1983: 242-255). 955 erhielt Erzbischof Bruno (953-965) von Papst Agapet II. das Pallium und Reliquien des hl. Pantaleon, 964 richtete er ein Benediktinerkloster ein. Die erste Abteikirche war ein Saalbau mit gestelztem Chor und Apsis über einer Stollenkrypta mit Annexkapellen im Norden und Süden sowie einem Westwerk. Etwa in der Mittelachse wurde 23m südwestlich des ältesten Westwerks in einem atriumartigen Vorhof der Bau eines Kreuzoktogons begonnen (Abb. 13; 1). Der Zentralbau mit Rundnischen in den Ecken und einem achteckigen Mittelraum war als

Grablege für den Kölner Erzbischof Bruno geplant, bei seinem Tode 965 jedoch noch nicht wesentlich über die Fundamente hinaus gediehen (Fußbroich 1983: 175-181). Man setzte daher den Stifter im Längsgang der Ringkrypta des 980 von Erzbischof Warin geweihten Neubaus bei (Fußbroich 1983: 148, 191, Fig. 4). Da dies ein für die sich abzeichnende Verehrung Brunos ebenso angemessener Platz war, blieb es bei der provisorische Grablege und der Bau des Mausoleums wurde eingestellt (Fußbroich 1983: 179-180). Das Kreuzoktogon steht einerseits als Zitat der Anastasis von Jerusalem in antiker Tradition, zusätzlich könnte die Pfalzkapelle von Aachen mit dem Grab Karls des Großen die Form angeregt haben (Fußbroich 1983: 181).

Die Grablege des hl. Willibald im Dom zu Eichstätt, Bayern

In den Jahren 1970 bis 1972 und 1973/74 führte Walter Sage (1978: 202-234) umfangreiche Grabungen durch, die die Baugeschichte weitgehend klären konnten. 740/41 schenkte Graf Suidger aus dem bayrischen Nordgau die *regio Eihstat* an Bonifatius (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 107-110), der daraufhin seinen Verwandten Willibald (700-787) aus dem Kloster Monte Cassino beauftragte, hier ein Benediktinerkloster zu errichten. 741/742 wurde Willibald zum Bischof geweiht, die Gründung des Bistums erfolgte etwas später um 745. Nach dem Anonymus von Herrieden aus dem 11. Jahrhundert entsprach der Westteil des ersten Domes vor der Erweiterung durch Bischof Reginold (966-991) den drei übrigen Kirchenarmen, was bedeuten würde, daß dieser vor 966 einen Grundriß in Form eines griechischen Kreuzes hatte. Die Hauptgebäude der willibaldinischen Klostergründung von 740/741 bestanden aus zwei getrennten Komplexen. Die Klosterkirche (Bau I, Westkomplex) war ein Apsidensaal (lichte Maße 12,8m x 4,3m) mit Seitenannexen im Norden, Süden und vielleicht auch im Osten. Die bis heute die Mittelachse bestimmende Bischofskirche Willibalds (Bau II, Ostkomplex) rekonstruiert Sage (1978: 210, Beilage 6; 2) im Gegensatz zu den Angaben des Anonymus von Herrieden als einfachen Saalbau, wofür ein südlich davon liegender Friedhof spricht. Nach starken Beschädigungen im Verlaufe der Ungarnkriege trug man die Klosterruinen ab, während die Bischofskirche wieder instandgesetzt wurde. Etwa gleichzeitig entstand an deren Südwestecke ein kleiner Rechtecksaal (lichte Maße 6,7m x 5m) mit eingezogener Apsis (Bau IIa), der zumindest in jüngerer Zeit als Grabkapelle diente (freundlicher Hinweis von Prof. Dr. Walter Sage, Bamberg). Unter Bischof Reginold kam es zu einer Erweiterung durch zwei ungewöhnliche, 988 geweihte Westbauten (Abb. 13; 2). Die Rotunde (lichter Durchmesser 7,7m) mit Rechtecknischen im Innern, flankierenden Treppentürmen und westlicher Eingangshalle, eine architektonische Synthese von Zentralbau und Westwerk, diente als Baptisterium. In nur 2m Abstand lag die eigentümliche Memorie des Bistumsgründers. Dessen Sarkophag stand auf einem Podest am Scheitel des "halbovalen" Mausoleums unter einem Baldachin auf Pfeilern (Abb. 13; 2, schraffierter Bereich), der wiederum, genau unter dem seit romanischer Zeit im Westchor befindlichen Willibaldsgrab, den Mittelpunkt eines flach gedeckten Umgangs bildete. Im Jahre 989 wurden die Reliquien "*de medio choro ... in criptam*" erhoben. Zwischen 1022 und 1042 erbaute man eine doppelchörige Basilika im romanischen Stil, in der 1060 eine Neuweihe mit Willibaldsaltar in Chormitte und Salvatoraltar als Hochaltar sowie 1074 die Weihe eines Willibaldaltars in der Krypta erfolgte. 1256 übertrug man die Gebeine des hl. Willibald aus der Krypta in den Marienchor und 1269 endgültig in den neu errichteten Westchor. Die Beispiele für Stifter- oder Gründergräber im Westen doppelchöriger Kirchen, deren Hauptverbreitungsgebiet das Deutsche Reich darstellte, sind ausgesprochen häufig (Mann 1961).

Der Memorialbau bei der Kirche

Abschließend sollen, wieder ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, eine Reihe von Memorialbauten vorgestellt werden, die ohne erkennbares Schema einer Kirche zugeordnet sind. Dabei stellen Friedhofskirchen, die in der Regel nicht an das Gedenken an bestimmte Personen gebunden sind, sondern allgemein dem Totenbrauchtum, wie etwa der Aufbahrung oder dem Begräbnisgottesdienst dienen, eine eigenständige Gruppe dar (Untermann 1989: 220-225). Hier ist jedoch im Einzelfall zu prüfen, ob diese Bestimmung ursprünglich ist. Daneben kommen gelegentlich innerhalb der Friedhöfe Mausoleen für Familien oder Einzelpersonen vor, wobei im Falle von Zentralbauten eine Anspielung auf das heilige Grab sehr wahrscheinlich ist (siehe unten).

Der Grabbau Otkers und Adalberts im Kloster Tegernsee, Oberbayern
Das Kloster wurde um 750/60, nach der lokalen Tradition schon 719, von den Brüdern Otker und Adalbert, möglicherweise aus dem Geschlecht der Huosi, gegründet (Lampl 1975, Untermann 1989: 150-152). Für 765 oder 804 ist der Erwerb einer Reliquie des hl. Quirin aus Rom überliefert. Die Rotunde (Abb. 13; 3) mit einem Andreaspatrozinum (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 331) gilt als ältester Sakralbau im Bereich des Klosters und bestand demnach bereits bei dessen Gründung (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 407). Sie lag im Bereich des Klosterfriedhofs und war als St. Salvatorkapelle noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts sichtbar. Die immense Fundamentstärke von 4m ist entweder durch eine Ausstattung mit Nischen im Innern (Untermann 1989: 152) oder wie im Falle von St. Michael zu Fulda durch Zweigeschossigkeit zu erklären. In dem kleinen südlichen Annex mit den lichten Maßen von etwa 2,75m x 1,25m, der zu den Arkosolgräbern an der Südmauer zu rechnen ist (siehe oben), wurde zunächst Otker, der hier als Mönch starb und dann kurz vor 804 sein Bruder Abt Adalbert bestattet. Eine ähnliche Stelle, allerdings im Innern des Zentralbaus, beansprucht das Grab des hl. Wenzeslaus auf der Prager Burg (siehe oben). 1455 übertrug man die Gebeine der verehrten Klostergründer in die Abteikirche.

Der Grabbau bei der Klosterkirche St. Peter von Mistail, Kanton Graubünden
Die erste Erwähnung des Nonnenklosters als *monasterium wapitines* im Jahre 926 bildet einen *terminus ante quem* für die Errichtung des Dreiapsidensaals. Wegen dieses Bautyps ist eine Entstehung während der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts anzunehmen (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 221). Etwa 13m südwestlich davon liegt ein kleiner rechteckiger Grabbau (Abb. 13; 4) mit ursprünglich tonnengewölbter Grabkammer und einem Satteldach aus Steinplatten (lichte Maße etwa 2,35m x 1,2m). Auf dem Boden ist über die gesamte Fläche um wenige Zentimeter ein Kreuz eingetieft. Die bei der archäologischen Untersuchung leer angetroffene Memorie, bei der es sich um das Grab des Gründers oder eines Stifters handeln könnte, dürfte in die Frühzeit des Klosters gehören. Sennhauser hält auch eine Datierung noch in das 7. Jahrhundert für möglich (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 284).

St. Michael zu Fulda, Hessen
820 bis 822 ließ Abt Eigil (818-822) auf dem Mönchsfriedhof des 744 von Bonifatius gegründeten Benediktinerklosters einen zweigeschossigen Zentralbau als Friedhofskapelle errichten (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 87-89). Die erhaltene Unterkirche (Gesamtdurchmesser etwa 14m) besteht aus einem runden Zentralraum, in dessen Mitte eine gedrungene jonische Säule ein umlaufendes Tonnengewölbe trägt

(Abb. 13; 5) sowie einem durch vier Öffnungen erreichbaren, ebenfalls tonnengewölbten Umgang. Die Gräber Eigils und des Einsiedlers Amnichad (+ 1043) liegen nebeneinander vor der kleinen Ostapsis. Vom Oberbau, in dessen Zentrum ursprünglich eine Nachbildung des heiligen Grabes stand, haben sich nur geringe Reste erhalten, da man diesen um 1000 erneuerte (Bau II). Die "Krypta" der im 10. Jahrhundert als *ecclesia in cimiterio* bezeichneten Kirche diente als Begräbnisstätte für die Fuldaer Mönche, wie eine Reihe von sekundär vermauerten "Memoriensteinen" (siehe oben) belegt (Untermann 1989: 58, 67). Es handelt sich hier um das älteste zumindest in Teilen erhaltene Beispiel einer Friedhofskirche, die ihren Memorialcharakter durch die Nachahmung der Anastasis in Jerusalem betont (Erdmann, Zettler 1977: 76-100, Untermann 1989: 53-77).

St. Mauritius beim Münster zu Konstanz, Baden-Württemberg

Die Stiftskirche St. Mauritius (Erdmann, Zettler 1977, Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 231-232, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 158, 160) liegt direkt nordöstlich des Chores des Konstanzer Münsters (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 229-231, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 158-159) innerhalb des Kathedralfriedhofs (Abb. 14; 1). Die Memorie, ebenfalls ursprünglich mit einer Kopie des Heiligen Grabes, wurde um 940 oder kurz nach 950/955 von dem später heilig gesprochenen Bischof Konrad (934-975) errichtet, nachdem dieser dreimal Pilgerfahrten nach Jerusalem unternommen hatte. Sein Sarkophag stand in einer kleinen Nische oder einem durchgehenden Schacht in der südwestlichen Außenmauer der Mittelrotunde zu etwa einem Viertel unter der Mauer, wobei zumindest der Deckel obertägig sichtbar blieb (Abb. 14; 2). Auch dieser Zentralbau mit einem runden Mittelteil (lichter Durchmesser 10,8m) und wahrscheinlich gleichlangen Kreuzarmen stellt eine frühe Anastasiskopie dar (Abb. 1; 5), wobei rechteckige Räume die Apsiden ersetzten (Erdmann, Zettler 1977: 76-100). Spätestens seit 1089 ist die durch Wunderberichte an dessen Grab sowie mehrfache Erhebungen und Translozierungen geförderte Verehrung Konrads belegt (Erdmann, Zettler: 1977: 57-61). Ähnlich wie bei der nur 13 Jahre früher erfolgten Grablege der Gräfin Liutgard in Hochelten (siehe unten) und dem Grabbau von Tegernsee handelt es sich um eine Variante des Mauergrabes im Süden (siehe dazu oben besonders das Virgilgrab zu Salzburg sowie die Memorie Ulrichs zu Augsburg).

Einen vergleichbaren Bau mit dem Patrozinium **St. Mangen** ließ 898 **Abt Salomo III.** (890-920) in **St. Gallen** errichten (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 296). Er plante diesen für sich als Grabkirche (Borgolte 1984b), wurde aber schließlich im Konstanzer Münster bestattet, da er mittlerweile Bischof von Konstanz geworden war. Der unregelmäßig kreuzförmige Bau gilt wieder als Zitat der Anastasis (Erdmann, Zettler 1977: 103, Abb. 28).

Die Burgkirche und das Kanonissenstift St. Vitus in Hochelten, Nordrhein-Westfalen

1964 und 1965 führte Günter Binding (1970) in der Gaugrafenburg Elten, Ldkr. Rees am Niederrhein Ausgrabungen durch (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 122-124, Streich 1984: 335-339). Demnach war die erste dem Salvator geweihte Burgkirche aus dem frühen 10. Jahrhundert ein Fachwerkbau mit Rechteckchor (Länge 16,8m). Um 962 entstand unmittelbar südlich des Chores eine kleine, Johannes dem Täufer geweihte Rundkapelle (Abb. 14; 3) mit etwa 1,9m starken Fundamenten (Bau II). Sie gilt wegen der geringen Größe (Innendurchmesser 3,72m) und dem Fehlen eines Chores als Totenmemorie (Streich 1984: 336), was die direkt südlich davon liegenden Grä-

ber der Grafenfamilie, auch wenn deren Identifizierungen etwas umstritten sind (Binding 1981), eindeutig bestätigen. Merkwürdig sind die, abgesehen von den Gräbern der Äbtissin Liutgart (+ 995) und ihres Bruders Meginhard (+ 962/63), unchristlich anmutenden Bestattungsarten, die nach heutigen Maßstäben selbst mit den in nur vier Jahren nacheinander erfolgten Todesfällen (Streich 1984: 337) und zusätzlichem Sühnebedürfnis nicht ausreichend erklärt scheinen. Meginhard (+ 962), der Vater Wichmanns und die durch eine Hiebverletzung des Schädels umgekommene Gerberch (+ 962), die Schwester des Grafen, lagen mit zugewandten Gesichtern, aber unterschiedlich orientiert, übereinander in einem gemeinsamen Holzsarg. Den jüngsten Sohn des Grafen mit gleichlautendem Namen (+ 967) bestattete man sitzend mit Blickrichtung nach Westen. Für die in Bauchlage beerdigte Gräfin Liutgard (+ 962) brach man nischenartig einen Teil des Fundaments der Rundkirche aus, genau darüber lag das gemauerte Grab der Äbtissin Irmgardis (+ nach 1129). Auch Liutgard wurde demnach *in muro* südlich der Kirche bestattet. Besonders auffallend sind die Ähnlichkeiten mit der Grablege des Konstanzer Bischofs Konrad (siehe oben). Der Zentralbau diente wohl der Aufbewahrung von Reliquien, vielleicht des hl. Vitus (so auch Streich 1984: 338). Wenig später errichtete man westlich davon einen kleinen Saal (Bau III) mit halbrunder Apsis und Westempore, der die alte Burgkirche ablöste und wieder etwas südlich der Mittelachse die nunmehr zur "Chorscheitelkapelle" gewordene Rotunde einbezog. Nach dem Tode seines letzten Sohnes stiftete Wichmann, seit 952 Graf im Gau Hamaland, um 967/968 in seiner Burg ein Frauenstift, dessen erste Kirche Bau II und III einbezog. Die erste Äbtissin wurde, nicht zuletzt zur Pflege des Totengedächtnisses der Familie, seine Tochter Liutgard. Die Umwandlung von profanem Besitz, wie etwa Burgen, in Klöster oder Stifte ist für das Mittelalter häufig überliefert. Die Absicht war neben der Sicherung des kollektiven Totengedächtnisses im Falle von Frauenklöstern die Versorgung der weiblichen Nachkommen der Stifterfamilie (Streich 1984: 339).

Die Memorialbauten der deutschen Könige und Kaiser

Ein Ausdruck imperialer Ansprüche der fränkischen sowie deutschen Könige und Kaiser seit dem frühen Mittelalter war der Ausbau von Lieblingspfalzen oder Hauptorten zu Memorial- bzw. Begräbnisstätten (Krüger 1971). Abschließend soll kurz auf einen der wichtigsten Memorialbauten des Mittelalters dieses "Typs" eingegangen werden.

Die Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen, Nordrhein-Westfalen
768 feierte Karl erstmals in Aachen Weihnachten. 781 und 791 erlaubte Papst Hadrian die Entnahme von Baumaterialien in Ravenna für die neue Kirche. Nach der Erwerbung zahlreicher Reliquien im Jahr 799 erfolgte 800 die Weihe mit den Patrozinien Maria und Salvator (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 15-16, Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 14-18). Die Stiftung Karls des Großen diente als kaiserliche *Capella* und zur Aufbewahrung der außergewöhnlichen Reliquiensammlung. Der monumentale Zentralbau (Abb. 14; 4) mit einem Durchmesser von 29,6m besteht aus einem achteckigen, dreigeschossigen Mittelraum mit Kuppel (Höhe 30,6m) und einem zweigeschossigen, sechzehnseitigen Umgang. Im Westen befindet sich ein von runden Treppentürmen flankierter rechteckiger Vorbau bzw. Westwerk sowie ein Atrium (Außenmaße etwa 41,3m x 27,6m). Nördlich und südlich schlossen zwei symmetrisch angeordnete basilikale Anlagen mit Apsis an. Diese waren zweigeschossig und werden als Pastophorien gedeutet. Als unmittelbares Vorbild gilt S. Vitale in Ravenna (siehe

oben). Obwohl man Karl den Großen 814 wahrscheinlich im Bereich der westlichen Eingangs (unter einem Salvatoraltar im Obergeschoß) beisetzte (Beumann 1967, nach Verbeek (1949: 63, Abb. 64; 3) unter einem Bogengrab), gilt es als gesichert, daß dafür ursprünglich Saint-Denis, wo das Grab Pippins offenbar an einer ähnlichen Stelle lag, vorgesehen war (siehe oben). Dennoch war wohl kaum ein Ort geeigneter. So bietet der Vorgängerbau Hinweise auf ein Märtyrer- bzw. Reliquiengrab, möglicherweise des 4. Jahrhunderts (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 15). Die Pfalzkapelle war zudem als Zitat antiker Architektur ein sichtbares Zeugnis der *renovatio imperii* und hätte, auch ohne dessen Grab, wie etwa die Hagia Sophia in Konstantinopel, das Andenken des Stifters gefördert. Hier wurde die Erinnerung an Karl den Großen in der Absicht, "durch den immerwährenden Gottesdienst den Bestand oder die Beständigkeit des Reiches" zu sichern (zitiert nach Streich 1984: 31), ins Metaphysische gesteigert. Seine Verehrung entwikelte sich so, als wäre er im Ruf von Heiligkeit in einem für ihn bestimmten Mausoleum *ad sanctos* bestattet worden. Im Jahre 1000 öffnete Kaiser Otto III. sein Grab, 1165 ließ Friedrich I. Barbarossa die Gebeine in einen Schrein übertragen und der Kölner Bischof verlieh dem Totengedächtnis einen der Heiligenverehrung entsprechenden Rang. Schließlich entstand eine der wichtigsten Wallfahrten im Deutschen Reich. Welchen Stellenwert die Pfalzkapelle in Aachen als Memorialbau hatte, belegen die vielfältigen Nachahmungen und Zitate dieser Kirche während des gesamten Mittelalters (Untermann 1989: 113-147). Nicht allein wegen der Vielzahl von Heiligenreliquien sondern auch durch das Grab Karls des Großen stellte sie ein "überdimensionales Reliquiar" dar (Streich 1984: 390).

Ähnliche Ansprüche verfolgten die Ottonen (Althoff 1984) mit ihren Grablegen im Dom zu Magdeburg und Bamberg, die Salier im Dom zu Speyer (Schmid 1984) und unzählige andere weltliche und geistliche Würdenträger, auch in jüngerer Zeit, sofern sie es sich leisten konnten. Auf diese näher einzugehen, würde den Rahmen der kleinen Studie freilich bei weitem sprengen.

Einige Überlegungen zur Grablege Domitians in Millstatt

Nachdem einige Beispiele von Memorien vorgestellt wurden, soll abschließend kurz auf die Grablege des Domitian in Millstatt eingegangen werden. Über deren wechselvolles Schicksal sind wir durch die Schriftquellen offenbar nicht zuletzt deswegen unterrichtet, weil er sich zur Zeit deren Abfassung als "potentieller" Heiliger zu erweisen begann und dieser Prozeß gefördert werden sollte. Erhebungen und Translozierungen der Gebeine verehrter Personen und deren literarische Ausschmückung, freilich zum Teil mit wiederkehrenden Topoi waren offenbar eine günstige Gelegenheit, den Wunsch nach Heiligsprechung zu forcieren. In den Quellen zu Domitian, über die es dank der von Franz Nikolasch angeregten Millstätter Symposien eine beträchtliche Anzahl von historischen Untersuchungen gibt, wo zum Teil recht unterschiedliche Meinungen zum Ausdruck kommen (Wadl 1981), sind eine Reihe von Aussagen enthalten, die Rückschlüsse auf die bauliche Entwicklung seiner Totenmemorie erlauben.

1 Domitian, ein Zeitgenosse und Gefolgsmann Karls des Großen, zerstörte nach dem Vorbild des Bonifatius 1000 Statuen eines heidnischen Tempels und weihte ihn zu Ehren aller Heiligen (Nikolasch 1994: Anhang II: Zeile 16-28).

Zu dieser Zeit kann hier eigentlich nur ein slawisches Heiligtum gemeint sein, das mit einiger Sicherheit nicht aus Stein bestand. Entweder nutzte Domitian also zunächst einen Holzbau oder das slawische Heiligtum lag im Bereich eines antiken Massivbaus. Es könnten aber ebenso allgemein die Wiedernutzung antiker Ruinen, durchaus auch eines spätantiken Sakralbaus, gemeint sein, die man zu jener Zeit als heidnische oder nicht rechtmäßig christliche Zeugnisse ansah. Ebenso gut ist es möglich, daß hier lediglich ein frommer Topos in Anlehnung an Papst Bonifatius IV., der um 608 das Pantheon in eine Kirche zu Ehren Marias und aller Märtyrer umwandelte, zugrunde lag (Nikolasch 1993: 39-40).

2 Das ursprüngliche Grab des Domitian war mit einem steinernen Überbau sowie einer Grabinschrift mit den wichtigsten Lebens- und Sterbedaten versehen (... *in epitaphio tumbe illius in lapide...*). Dieses wurde durch die Nachlässigkeit und die Schuld früherer Generationen zerstört (Nikolasch 1993: Anhang II: Zeile 7-9).
Ein Rest dieser? Grabinschrift wurde jüngst wiederentdeckt (Glaser 1993).

3 Man setzte Domitian neben seiner Kirche in einer kleinen Grabmemorie bei, die bald an Samstagen aufgesucht und wegen erfolgter Heilungen verehrt wurde (Nikolasch 1994: Anhang II: Zeile 26-29).
Es existierte also bei der Hauptkirche ein Neben- oder Annexbau, an der sich eine Wallfahrt entwickelte. Mit diesen Geschehnissen ist eng die Frage verbunden, wer dafür sorgte, daß sich hier kontinuierliches Totengedenken entwikelte. War es die Familie Domitians, die Gefolgschaft, die weltliche Obrigkeit, die Kirche oder gar die Angehörigen eines bereits bestehenden Klosters? Es ist davon auszugehen, daß man bereits kurz nach seinem Tode in der Nähe seines Grabes weitere Bestattungen anlegte.

4 Der überlieferte Klostergründer, Pfalzgraf Aribo, nutzte die Memorie für Bestattungen einiger Verstorbener aus seiner Verwandtschaft. Dies empfand die Klostergemeinschaft als frevelhaft, nachdem dieser Umstand alle Wunderkraft zerstörte (Nikolasch 1994: Anhang II: Zeile 34-37).
Domitian war also spätestens um 1070 so populär, daß auch die Oberschicht im Sinne einer *sepultura ad sanctos* die Nähe zu seinem Grab suchte.

5 Der Abt Martin ließ daraufhin die Gebeine Domitians erheben und übertrug sie an einen würdigeren Ort neben dem Hauptaltar (*iuxta principale altare*). Mit großem Aufwand wurde ein neues Grabmal errichtet. Domitian wurde in einem neuen Sarg bestattet. Das eigentliche Grab befand sich tief in der Erde in der Mauer des Heiligtums (*in murum santuarii*), war aber so gestaltet, daß sich auf dem höchsten Punkt eine Taube niederlassen konnte (Nikolasch 1994: Anhang II: Zeile 37-48).
Das Grab befand sich also einerseits in einer Mauer, war aber anderseits obertägig sichtbar. Offenbar stand der Sarg in einem Mauergrab (bzw. Bogen- oder Arkosolgrab) in der (südlichen?) Seitenmauer des Chores (Abb. 15, schraffierter Bereich). Es wurde darauf hingewiesen, daß gerade diese Art der Memorie im Voralpenland und im alpinen Bereich während des frühen und hohen Mittelalters recht geläufig war. Auffallend viele Beispiele stammen aus dem Gebiet des Bistums Salzburg (siehe oben). Als unmittelbares Vorbild kommt durchaus das Virgilgrab in Salzburg in Frage.

6 Der alte Grabbau Domitians existierte weiter. Dessen Nutzung durch Herwich oder Hartwich, einem Neffen Aribos, wurde auf wundersame Art vereitelt (Nikolasch 1994: Anhang II: Zeile 49-57). Diese Ereignisse dürften sich auf die ersten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts (Nikolasch 1993: 33) beziehen und entsprechen einem weit verbreiteten, seit der Spätantike überlieferten Topos, unwürdigen Personen das Bestattungsrecht zu verweigern (Kötting 1965: 32).

7 Abt Otto legte nach einem Klosterbrand um 1125 die Fundamente für eine größere Klosterkirche. Dabei "entdeckte" man die Gebeine des seligen Domitian sowie seiner Frau und eines Kindes. Im Grab befand sich ein Siegel (*sigillum*) mit dem Bild des Herzogs auf einem Thron mit einem Schwert in der Hand und der Inschrift "Heiliger Herzog Domitian, Gründer dieser Kirche". Auf der anderen Seite war zu lesen: "Dies sind die Reliquien seiner Frau Maria" (Nikolasch 1994: Anhang II: Zeile 57-68).
Beim Ausheben der Fundamente für einen Neubau der Klosterkirche wurde das Grab erneut gestört. Nach dem immer wieder erscheinenden Topos war die genaue Lage und das Aussehen seiner Grablege seit der letzten Umbettung in "Vergessenheit" geraten bzw. genügte den gegenwärtigen Ansprüchen nicht mehr. Bei dem *sigillum* könnte es sich um ein Täfelchen aus Blei handeln, ebenso gut möglich wäre ein gemaltes Stifterbildnis im Bereich der Grabnische. Neben der zeitlichen Nähe, das Virgilgrab wurde 1181 "wiederentdeckt", bestehen allgemein Ähnlichkeiten mit dessen Auffindung. Die Gebeine Domitians wurden daraufhin erhoben, im Heiligtum an einem würdigen Ort aufgestellt und somit eine "moderne" Art der Reliquienverehrung ermöglicht. Sie befanden sich offenbar in einem tragbaren Schrein, wie die überlieferten Umstände des Nierenwunders nahelegen (Nikolasch 1994: Anhang II: Zeile 92-94).
Die sich um Legitimität bemühenden, gerade christianisierten Adeligenfamilien der Alpenslawen hatten die formale Christianisierung und kirchliche Organisation quasi fast aus dem Stand heraus voranzutreiben. Der zuständige Bischof wird dabei nur den "organisatorischen Überbau" in Form von Weihen geleistet haben. Die neue Kirchenorganisation dürfte zunächst auch den administrativen und ökonomischen Bedürfnissen der örtlichen Oberschicht und so auch der Territorienbildung sowie der eigenen herrscherlichen Selbstdarstellung entgegen gekommen sein (ähnlich Streich 1984: 377-378). Kirche und lokale Oberschicht, zu der Domitian sicher gehörte, gingen in der "sakralen Repräsentation" eine untrennbare Verbindung ein. Die Gegend vom Millstätter See bis zu den Ruinen Teurnias bildete als *civitas liburnia* einen slawischen Herrschaftsmittelpunkt, in dem seit Tassilo III. Millstatt und Molzbichl als kirchliche Zentren fungierten. Die Existenz eines frühen Klosters in Millstatt ist dabei trotz oder gerade wegen der Nähe zu Molzbichl nicht auszuschließen. Das Vorhandensein einer nicht unwichtigen Kirche in Millstatt wird nicht zuletzt durch die Flechtwerksteine aus tassilonischer Zeit bestätigt (Karpf 1995). Beide Orte verbindet ihre für die Mission ausschlaggebende verkehrsgünstige Lage und wohl auch die gleiche führende Familie. Gerade die relative Nähe zu Salzburg und zu den dorthin führenden Pässen macht diese Region Oberkärntens, in der auch nach 600 mit dem Weiterleben einer christlich-romanischen Bevölkerung zu rechnen ist (siehe oben die Nonnosustradition in Molzbichl), zu einer bevorzugten Ansatzstelle der bairischen Mission (so auch Kahl 1993: 64-65) und karolingerzeitlichen Kirchenorganisation.

Literatur

ALTHOFF, Gerd (1984): Beobachtungen zum liudolfingisch-ottonischen Gedenkwesen. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 649-665.
ANGENENDT, Arnold (1984): Theologie und Liturgie der mittelalterlichen Toten-Memoria. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 69-199.
ANGENENDT, Arnold (1994): Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart.

ANGENENDT, Arnold (1995): Reliquien. I. Allgemeiner Begriff. Abendland. Lexikon des Mittelalters. Band VII: 702-703. München.
ARBEITER, Achim (1988): Alt-St. Peter in Geschichte und Wissenschaft. Abfolge der Bauten. Rekonstruktion. Architekturprogramm. Berlin.
ARIÉS, Philippe (1982a): Geschichte des Todes. München.
ARIÉS, Philippe (1982b, 2. Auflage): Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. München.
ATSMA, Hartmut (1966): Die schriftlichen Quellen zur Geschichte der Chiemsee-Klöster bis zur Errichtung des Augustinerchorherrenstiftes auf der Herreninsel. In MILOJCIC: 44-57.
BADER, Walter (1960): Die Stiftskirche des Hl. Viktor zu Xanten. Sanctos. Grabfeld, Märtyrergrab und Bauten vom 4. Jahrhundert bis um oder nach 752-68 n. Chr. Veröffentlichungen des Xantener Dombauvereins VII. Pläne und Tafeln. Kevelaer.
BADER, Walter (1985): Die Stiftskirche des Hl. Viktor zu Xanten. Sanctos. Grabfeld, Märtyrergrab und Bauten. Veröffentlichungen des Xantener Dombauvereins VIII. Text. Kevelaer.
BECHER, Hartmut (1983): Das königliche Frauenkloster San Salvatore/Santa Giulia in Brescia im Spiegel seiner Memorialüberlieferung. Frühmittelalterliche Studien. 17. Band: 299-392. Berlin
BIERBRAUER, Volker (1988): Invillino-Ibligo in Friaul. Die spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchen. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Band 34. München.
BEUMANN, Helmut (1967): Grab und Thron Karls des Großen zu Aachen. In: BRAUNFELS, Wolfgang und SCHRAMM, Percy Ernst (Hrsg.): Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben. Band IV: 9-38. Düsseldorf.
BINDING, Günther (1970): Burg und Stift Elten am Niederrhein. Rheinische Ausgrabungen 8. Düsseldorf.
BINDING, Günther (1974): Eine Gruppe romanischer Grabsteine ("Memoriensteine") im Erzbistum Köln. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Jahrgang 2: 41-62. Köln, Bonn.
BINDING, Günther (1975): Quellen, Brunnen und Reliquiengräber in Kirchen. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Jahrgang 3: 37-56. Köln, Bonn.
BINDING, Günther (1981): Die Gräber der gräflichen Stifterfamilie in der Burg Elten. Eine Entgegnung und Ergänzung. Rheinische Vierteljahresblätter. Jahrgang 45: 376-379. Bonn.
BINDING, Günther (1993): Martyrium. C. Baukunst. Lexikon des Mittelalters. Band VI: 357. München.
BISCHOFF, Bernhard (1977): Die karolingischen Inschriftensteine aus der Krypta-Grabung 1961/1962. In: Werner (Hrsg.): 263-267.
BISCHOFF, Bernhard , KLOOS, Rudolf und NEUMÜLLERS-KLAUSER, Renate (1995): Der Inschriftstein "IN NOMINE DOMINI NORDMAN". In: FEHRING, SCHOLKMANN (Hrsg.): 459-461.
BÖHNER, Kurt (1968): Zur Zeitstellung der beiden fränkischen Gräber im Kölner Dom. Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte 9 (1967/68): 124-134. Köln.
BORGER, Hugo (1962a): Das Münster in Essen-Werden. In: Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes: 62-66.
BORGER, Hugo (1962b): St. Severin in Köln. In: Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes: 78-81.
BORGER, Hugo (1962c): St. Ursula in Köln. In: Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes: 82-84.

BORGOLTE, Michael (1983): Freigelassene im Dienst der Memoria. Kulturtradition und Kulturwandel zwischen Antike und Mittelalter. Frühmittelalterliche Studien. 17. Band: 234-250. Berlin.
BORGOLTE, Michael (1984a): Gedenkstiftungen in St. Gallener Urkunden. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 568-602.
BORGOLTE, Michael (1984b): Salomo III. und St. Mangen. Zur Frage nach den Grabkirchen der Bischöfe von Konstanz. In: MAURER, Helmut (Hrsg.): Churrätisches und St. Gallisches Mittelalter. Festschrift für Otto P. CLAVADETSCHER zu seinem 65. Geburtstag. Sigmaringen.
BORGOLTE, Michael (1987): Stiftergrab und Eigenkirche - Ein Begriffspaar der Mittelalterarchäologie in historischer Kritik. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Jahrgang 13 (1985): 27-38. Köln, Bonn.
BRAET, Hermann und VERBEKE, Werner (Hrsg.)(1982): Death in the Middle Age. Mediaevalia Lovaniensia. Series I. Studia 9. Leuven.
BRANDENBURG, Hugo (1985): Frühchristliche Kunst in Italien und Rom. In: BRENK (Hrsg.): 107-119.
BRAUN, Joseph (1924): Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung. Band 1. München.
BRENK, Beat (1985): Spätantike und frühes Christentum. Propyläen Kunstgeschichte. Supplementbände. Band 15. Frankfurt am Main, Berlin, Wien.
BUR, Michel (1995): Saint-Denis. Lexikon des Mittelalters. Band VII: 1145-1148. München.
CAMBI, Nenad (1985): Jugoslawien. In: BRENK (Hrsg.): 301-310.
CHRISTLEIN, Rainer (1979, 2. Auflage): Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes. Stuttgart.
CLAUSSEN, Hilde (1950): Heiligengräber im Frankenreich. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Frühmittelalters. Dissertation an der Universität Marburg. Manuskript. Marburg.
CODREANU-WINDAUER, Silvia und WANDERWITZ, Heinrich (1989): Die frühe Kirche in der Diözese Regensburg. Betrachtungen zu den archäologischen und schriftlichen Quellen bis zum Ende des 8. Jahrhunderts. 1250 Jahre Kunst und Kultur im Bistum Regensburg. Berichte und Forschungen: 9-45. München, Zürich.
CÜPPERS, Heinz (1975): Die Basilika des Heiligen Willibrord zu Echternach und ihre Vorgängerbauten. Zeitschrift für Luxemburger Geschichte 27: 331-393.
CÜPPERS, Heinz (1980): Die Trierer Doppelkirchenanlage der constantinischen und valentinianischen Zeit und ihre Stellung in der frühchristlichen Baukunst. In: Der Trierer Dom: 117-121.
DANNHEIMER, Hermann (1966): Ein spätmerowingischer Eulogienbehälter aus Walda. Germania. Jahrgang 44: 338-354. Mainz.
DANNHEIMER, Hermann (1968): Epolding-Mühlttal. Siedlung, Friedhöfe und Kirche des frühen Mittelalters. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Band 13. München.
DANNHEIMER, Hermann (1987): Auf den Spuren der Baiuwaren. Archäologie des frühen Mittelalters in Altbayern. Pfaffenhofen.
DANNHEIMER, Hermann und DIEPOLDER, Gertrud (1988): Aschheim im frühen Mittelalter. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Band 32. München.
DEICHMANN, Friedrich Wilhelm (1970): Märtyrerbasilika, Martyrion, Memoria und Altargrab. Römische Mitteilungen 77.

DEICHMANN, Friedrich Wilhelm (1983): Einführung in die christliche Archäologie. Darmstadt.
Der Trierer Dom (1980): Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz. Jahrbuch 1978/79. Neuss.
DOPPELFELD, Otto (1960): Das Frauengrab unter dem Chor des Kölner Domes. Germania. Jahrgang 38: 89-113. Mainz.
DOPPELFELD, Otto (1964): Das fränkische Knabengrab unter dem Chor des Kölner Domes. Germania. Jahrgang 42: 156-188. Mainz.
DOPPELFELD, Otto und WEYRES, Willy (1980): Die Ausgrabungen im Dom zu Köln. Kölner Forschungen. Band 1. Mainz.
DRACK, Walter (1970): Ein Adeligengrab des 7. Jahrhunderts in Bülach. Helvetia Archaeologica 1: 16-22. Basel.
DRACK, Walter und MOOSBRUGGER-LEU, Rudolf (1960): Die frühmittelalterliche Kirche von Tuggen (Kt. Schwyz). Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kirchengeschichte. Band 20: 176-207. Basel.
EGGENBERGER, Peter (1986): Das Stift Beromünster, Ergebnisse der Bauforschung 1975-1983. Luzerner Historische Veröffentlichungen 21: 34-73. Luzern, Stuttgart.
ENGEMANN, Josef (1993): Martyrium. B. Archäologie, Ikonographie. Lexikon des Mittelalters. Band VI: 354-355. München.
ERDMANN, Wolfgang und ZETTLER, Alfons (1977): Zur Archäologie des Konstanzer Münsterhügels. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 95. Heft: 19-134. Friedrichshafen, Konstanz.
FEHRING, Günter P. (1979): Missions- und Kirchenwesen in archäologischer Sicht. In: JANKUHN, Herbert und WENSKUS, Reinhard (Hrsg.): Geschichtswissenschaft und Archäologie. Vorträge und Forschungen. Band XXII: 547-591. Sigmaringen.
FEHRING, Günter P. und SCHOLKMANN, Barbara (Hrsg.)(1995): Die Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen a.N. Archäologie und Baugeschichte I. Die archäologischen Untersuchungen und ihre Ergebnisse. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 13/1. Stuttgart.
FELD, Otto (1985): Kleinasien. In: BRENK (Hrsg.): 155-172.
FISCHER, Thomas (1993): Das bajuwarische Reihengräberfeld von Staubing. Studien zur Frühgeschichte im bayerischen Donauraum. Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung München. Nummer 26. Kallmünz.
FRANCE-LANORD, Albert und FLEURY, Michel (1962): Das Grab der Arnegundis in Saint-Denis. Germania. Jahrgang 40: 341-359. Mainz.
FREEDEN, Uta von (1983): Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Grafendobrach in Oberfranken. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 64: 417-506. Frankfurt.
FREISE, Eckhard (1984): Kalendarische und annalistische Grundformen der Memoria. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 441-577.
FÜLEP, Ferenc und TÖRÖK, Gyula (1985): Ungarn. In: BRENK (Hrsg.): 310-316.
FUßBROICH, Helmut (1983): Die Ausgrabungen in St. Pantaleon zu Köln. Kölner Forschungen. Band 2. Mainz.
GERKE, Friedrich (1967): Spätantike und frühes Christentum. Kunst der Welt. Baden-Baden, Barcelona.
GLASER, Franz (1989): Das Münster in Molzbichl, das älteste Kloster Kärntens. Carinthia I. 179. Jahrgang: 99-124. Klagenfurt.
GLASER, Franz (1991): Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg. Aus Forschung und Kunst. Band 26. Klagenfurt.

GLASER, Franz (1993): Domicianus dux. Eine historische Persönlichkeit in Millstatt zur Zeit Karls des Großen. In: NIKOLASCH, Franz (Hrsg.): Verein Stiftsmuseum Millstatt. Geschichtsverein für Kärnten. Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (11. - 12. Juni 1993): 14-28. Klagenfurt.
GLASER, Franz und KARPF, Kurt (1989): Ein karolingisches Kloster. Baierisches Missionszentrum in Kärnten. Wien.
GRABAR, André (1972, Reprint): Martyrium. Recherches sur le culte des reliques et l'art chrétien antique. I Architecture. London.
GRIERSON, Philipp (1962): The Tombs and Obits of the Byzantine Emperors (337-1042). Dumberton Oaks Papers 16: 1-63.
GAUDENZ, Gian (ohne Jahreszahl): Schiers-Pfarrhausgarten, eine frühmittelalterliche Nekropole. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden: 206-211. Chur.
HAAS, Walter (1977): Die Vorgängerbauten der Klosterkirche St. Ulrich und Afra. In: WERNER (Hrsg.): 1977: 51-90.
HARTWAGNER, Siegfried (ohne Jahreszahl, wohl 1978): Ossiach. Kirche und Stift. Klagenfurt.
HEDWIG, Klaus (1991): Licht, Lichtmetapher. Lexikon des Mittelalters. Band V: 1959-1962. München.
HÜBENER, Wolfgang (Hrsg.)(1975): Die Goldblattkreuze des frühen Mittelalters. Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts 37. Bühl/Baden.
I Langobardi (1990). Ausstellungskatalog. Milano.
JAKOBSON, Werner, SCHAEFER, Leo und SENNHAUSER, Hans Rudolf (1991): Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/2. München.
KAHL, Hans-Dietrich (1993): Das Fürstentum Karantanien und die Anfänge seiner Christianisierung. In: HÖDL, GRABMAYER, (Hrsg.): 37-99.
KARPF, Kurt (1989): Das Kloster Molzbichl - ein Missionszentrum des 8. Jahrhunderts in Karantanien. Carinthia I. 179. Jahrgang: 125-140. Klagenfurt.
KARPF, Kurt (1995): Steinerne Kirchenausstattungen in Kärnten aus tassilonisch-karolingischer Zeit. Magisterarbeit an der Universität Bamberg. Villach.
Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes (1962). Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums in Bonn. Nr. 8. Düsseldorf.
KEMPF, Theodor Konrad (1980): Erläuterungen zum Grundriß der frühchristlichen Doppelkirchenanlage in Trier mit den Bauperioden bis zum 13. Jahrhundert. In: Der Trierer Dom: 112-116.
KÖTTING, Bernhard (1965): Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude. Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Geisteswissenschaften. Heft 123. Köln, Opladen.
KÖTTING, Bernhard (1984): Die Tradition der Grabkirche. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 69-78.
KROOS, Renate (1984): Grabbräuche - Grabbilder. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 285-353.
KRÜGER, Karl Heinrich (1971): Königsgrabkirchen der Franken, Angelsachsen und Langobarden bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts. Ein historischer Katalog. Münstersche Mittelalter-Schriften. Band 4. München.
KRÜGER, Karl Heinrich (1995): Sigismund. [1] Leben und Regierung. Lexikon des Mittelalters. Band VII: 1885. München.

LASSUS, Jean (1985): Syrien. In: BRENK (Hrsg.): 213-222.
LEOPOLD, Gerhard und SCHUBERT, Ernst (1984): Der Dom zu Halberstadt bis zum gotischen Neubau. Acta humaniora. Berlin.
LEHNER, Hans und BADER, Walter (1932): Baugeschichtliche Untersuchungen am Bonner Münster. Bonner Jahrbücher 136/137: 3-216. Bonn.
LIST, Karl (1979): Offoniscella - Kloster Schuttern. Eine merowingische Gründung in römischen Ruinen. Archäologisches Korrespondenzblatt. Jahrgang 9: 119-130. Mainz.
LIST, Karl (1983): Das Heiligengrab in der ehemaligen Reichsabtei Schuttern. Archäologisches Korrespondenzblatt. Jahrgang 13: 391-394. Mainz.
LIST, Karl (1988): Offonis Cella. Die Reichsabtei Schuttern 603-1806. Lahr.
MANN, Albrecht (1961): Doppelchor und Stiftermemorie. Zum kunst- und kulturgeschichtlichen Problem der Westchöre. Westfälische Zeitschrift. 111. Band: 149-262. Regensberg, Münster.
MEULEN, Jan van der und SPEER, Andreas (1988): Die fränkische Königsabtei Saint-Denis. Ostanlage und Kultgeschichte. Darmstadt.
MILOJCIC, Vladimir und andere (1966): Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961-1964. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Abhandlungen. Neue Folge. Heft 65 A-C. München.
MOOSBRUCKER-LEU, Rudolf (1956): Gräber frühmittelalterlicher Kirchenstifter? 45. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte: 69-75.
MOOSBRUCKER-LEU, Rudolf und KELLER, Hagen (1979): Der Adel. In: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz. Band VI. Das Frühmittelalter: 53-74. Basel.
MOOSBRUCKER-LEU, Rudolf (1985): Die Chrischonakirche von Bettingen. Materialhefte zur Archäologie in Basel. Heft 1. Basel.
MÜLLER, Wolfgang (1986): Archäologische Zeugnisse frühen Christentums zwischen Taunus und Alpenkamm. Helvetia Archaeologica 65/66: 3-77. Basel.
NEUMÜLLERS-KLAUSER, Renate und SCHOLKMANN, Barbara (1987): Das Mosaik von Schuttern. In: PETERSOHN, Jürgen (Hrsg.): Überlieferung. Frömmigkeit. Bildung als Leitthemen der Geschichtsforschung. Vorträge beim wissenschaftlichen Kolloquium aus Anlaß des achtzigsten Geburtstages von Otto MEYER: 3-40. Wiesbaden.
NIKOLASCH, Franz (1990): Domitian von Millstatt - eine Erfindung des 12. Jahrhunderts? 100. Jahrgang der Carinthia I. 180. Jahrgang: 235-253. Klagenfurt.
NIKOLASCH, Franz (1994): Die Entwicklung der Legende des Domitian von Millstatt. In: NIKOLASCH, Franz (Hrsg.): Verein Stiftsmuseum Millstatt. Geschichtsverein für Kärnten. Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (11. - 12. Juni 1993): 29-58. Klagenfurt.
OEXLE, Otto Gerhard (1984): Memoria und Memorialbild. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 384-440.
OEXLE, Otto Gerhard (1993): Memoria, Memorialüberlieferung. Lexikon des Mittelalters. Band VI: 510-514. München.
OHLER, Norbert (1990): Sterben und Tod im Mittelalter. München.
OSTERHAUS, Udo (1977): Oberbarbing-Kreuzhof, östlich Regensburg. Frühmittelalterliche Siedlung. Gewinne und Verluste. Ausgrabungsnotizen aus Bayern 1977/2. München.
OSWALD, Friedrich (1969): In medio ecclesiae. Frühmittelalterliche Studien. 3. Band: 313-326. Berlin.

OSWALD, Friedrich, SCHAEFER, Leo und SENNHAUSER, Hans Rudolf (1966-1971): Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/1. München.
PÄFFGEN, Bernd (1992): Die Ausgrabungen in St. Severin zu Köln. Kölner Forschungen. Band 5, 1-3. Mainz.
PAULI, Ludwig (1988): Heidnische und christliche Bräuche. In: DANNHEIMER, Hermann und DOPSCH, Heinz (Hrsg.) (1988): Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788: 274-279. Korneuburg.
PETERSOHN, Jürgen (Hrsg.)(1994): Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter. Vorträge und Forschungen. Band XLII.
PETRU, Peter und ULBERT, Thilo (1975): Vranje bei Sevnica. Frühchristliche Kirchenanlage auf dem Ajdovski Gradec. Catalogi et monographiae Ljubljana 12. Ljubljana.
REINLE, Adolf (1968): Die Rotunde im Chorscheitel. In: Discordia Concors. Festgabe für Edgar BONJOUR zu seinem siebzigsten Geburtstag am 21. VII. 1968. II: 727-758. Basel.
RICHARD, Jean (1995): Sigismund. [2] Verehrung. Lexikon des Mittelalters. Band VII: 1885. München.
RONIG, Franz J. (1980): Die Ausstattung. In: Der Trierer Dom: 231-362.
ROOSENS, Heli (1978): Überlegungen zum Sarkophag von Amay. Archäologisches Korrespondenzblatt. Jahrgang 8: 237-241. Mainz.
ROTH, Helmut (1986): Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter. Stuttgart.
SAGE, Walter (1977): Das frühmittelalterliche Kloster in der Scharnitz. Die Ausgrabungen auf dem "Kirchfeld" zu Klais, Gemeinde Krün, Landkreis Garmisch-Partenkirchen, in den Jahren 1968-1972. Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte. Band 31: 11-133. München.
SAGE, Walter (1978): Die Ausgrabungen in den Domen zu Bamberg und Eichstätt 1969-1972. Jahresberichte der Bayerischen Bodendenkmalpflege 17/18 (1976/77): 178-234. Bonn.
SAUERLÄNDER, Willibald und WOLLASCH, Joachim (1984): Stiftergedenken und Stifterfiguren in Naumburg. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 354-383.
SCHMAEDECKE, Felicia (1995): Archäologische Untersuchungen am Säckinger Münster. In: Fridolinskult und Hammerschmiede. Neue Archäologische Untersuchungen zu Stift und Stadt Bad Säckingen. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 31: 21-51. Stuttgart.
SCHMID, Karl (1984): Die Sorge der Salier um ihre Memoria. Zeugnisse, Erwägungen und Fragen. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 666-726.
SCHMID, Karl und WOLLASCH, Joachim (Hrsg.)(1985): Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter. Münstersche Mittelalter-Schriften. Band 48. München.
SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER, Gudrun (1980): Churrätien im Frühmitmittelalter auf Grund der archäologischen Funde. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Band 26. München.
SCHOCKENHOFF, Eberhard (1993): Martyrium. A. Theologie. Lexikon des Mittelalters. Band VI: 353-355. München.
SCHWARZ, Alberto (1989): Architektur von der Antike bis zum frühen Mittelalter. Leipzig.
SCHWARZ, Klaus (1972/73): Regensburg während des ersten Jahrtausend im Spiegel der Ausgrabungen im Niedermünster. Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 13/14: 7-98. Bonn.

SCHWARZ, Klaus (1984): Frühmittelalterlicher Landesausbau im östlichen Franken zwischen Steigerwald, Frankenwald und Oberpfälzer Wald. Römisch-Germanischen Zentralmuseum. Monographien, Band 5. Mainz.
SCHWEIZER, Johannes (1956): Kirchhof und Friedhof. Eine Darstellung der beiden Haupttypen europäischer Begräbnisstätten. Linz an der Donau.
SENNHAUSER, Hans Rudolf (1979a): Kirchen und Klöster. In: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz. Band VI. Das Frühmittelalter: 133-148. Basel.
SENNHAUSER, Hans Rudolf (1979b): Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churrätiens. In: WERNER, Joachim und EWIG, Eugen (Hrsg.) (1979): Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht. Vorträge und Forschungen XXV: 193-218. Sigmaringen.
SENNHAUSER, Hans Rudolf (1983): Mausoleen, Krypten, Klosterkirche und St. Peter I-III in Salzburg. In: ZWINK, Eberhard (Hrsg.): Frühes Mönchtum in Salzburg. Salzburg Diskusssionen. Nr. 4. Schriftenreihe des Landespressebüros: 57-78. Salzburg.
STÖRMER, Wilhelm (1975): Adelige Eigenkirchen und Adelsgräber. Denkmalpflegerische Aufgaben. Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Band 38. Heft 3: 1142-1158. München.
STREICH, Gerhard (1984): Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen. Herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Sonderband 29. Sigmaringen.
SULSER, Walther und CLAUSSEN, Hilde (1978): St. Stephan in Chur. Frühchristliche Grabkammer und Friedhofskirche. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. Band 1. Zürich.
TELLENBACH, Gerd (1984): Die historische Dimension der liturgischen commemoratio im Mittelalter. In: SCHMID, WOLLASCH (Hrsg.): 200-214.
TRAWKOWSKI, Stanislaw (1983): Boleslav II., Šmialy. Lexikon des Mittelalters. Band II: 364-365. München.
UNTERMANN, Matthias (1989): Der Zentralbau im Mittelalter. Form - Funktion - Verbreitung. Darmstadt.
VERBEEK, Albert (1980, Nachdruck von 1948): Das Grabmal des Emundus im Kölner Dom und die frühen rheinischen Bogengräber. Nachdruck in: DOPPELFELD, WEYRES (Hrsg.): 57-65.
VERZONE, Paolo (1967): Werdendes Abendland. Kunst der Welt. Baden-Baden. Barcelona.
VETTERS, Hermann (1971): Die mittelalterlichen Dome in Salzburg. Eine Zusammenfassung der bisher erarbeiteten Ergebnisse. Frühmittelalterliche Studien. 5. Band: 413-435. Berlin.
VOLKERT, Wilhelm (1977): Schriftquellen zur Baugeschichte von St. Ulrich und Afra vom 8. Jahrhundert bis zum Jahr 1467. In: WERNER (Hrsg.): 91-139.
WADL, Wilhelm (1981): Der selige Domitian von Millstatt - Legende und Verehrung. In: Symposium zur Geschichte des Benediktinerstiftes Millstatt. Millstatt 19. 6. - 20. 6. 1981. Manuskript.
WEIDEMANN, Margarete (1977): Reliquie und Eulogie. Zur Begriffsbestimmung geweihter Gegenstände in der fränkischen Kirchenlehre des 6. Jahrhunderts. In. Werner (Hrsg.): 353-373.
WEIS, Adolf (1977): Die langobardische Königsbasilika von Brescia. Wandlungen von Kult und Kunst nach der Rombelagerung von 756. Sigmaringen.

WERNER, Joachim (1977) (Hrsg.): Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961-1968. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Band 23. München
WERNER, Joachim (1977): Zu den Knochenschnallen und Reliquiarschnallen des 6. Jahrhunderts. In. Werner (Hrsg.): 275-351.
WISCHERMANN, Heinfried (1980): Grabmal, Grabdenkmal und Memoria im Mittelalter. Berichte und Forschungen zur Kunstgeschichte 5. Freiburg.
ZETTLER, Alfons (1988): Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen - Schriftquellen - St. Galler Klosterplan. Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 3. Sigmaringen.
ZOTZ, Thomas (1989): Fridolin, hl. [1] Hagiographische Überlieferung. Lexikon des Mittelalters. Band IV: 917. München.

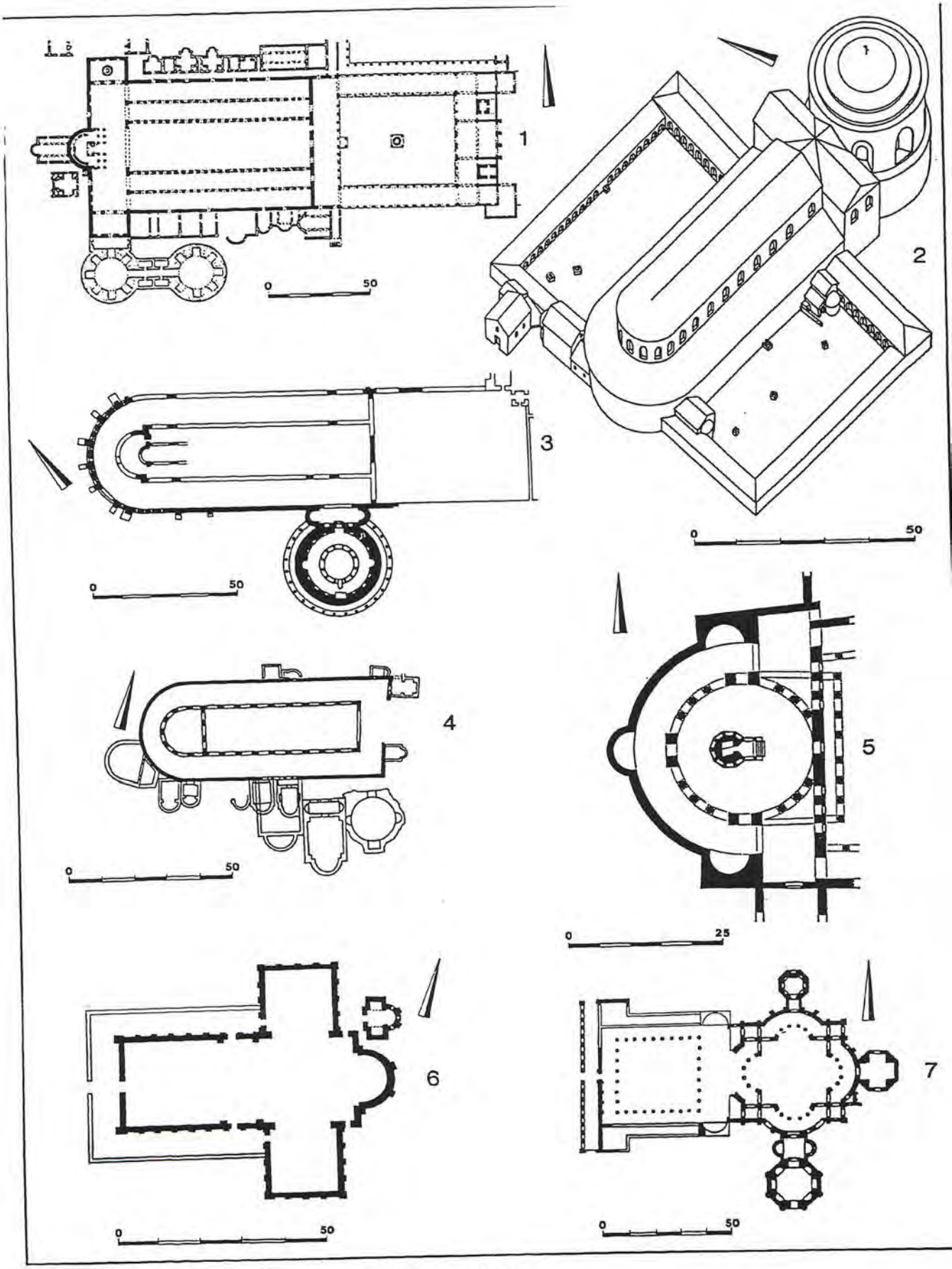


Abb. 1

1 Rom, Alt St. Peter (Gerke 1967: Fig. 3). 2 Rom, SS. Marcellino e Pietro, isometrische Rekonstruktion (Schwarz, A. 1989: 30). 3 Rom, S. Agnese fuori le mura (nach Schwarz; A. 1989: 34). 4 Rom, Basilica Apostulorum (nach Schwarz 1989: 32). 5 Jerusalem, Anastasis (Erdmann, Zettler 1977: Abb. 22). 6 Mailand, S. Nazario (nach Schwarz, A. 1989: 39). 7 Mailand, S. Lorenzo (nach Verzone 1967: Fig. 3).

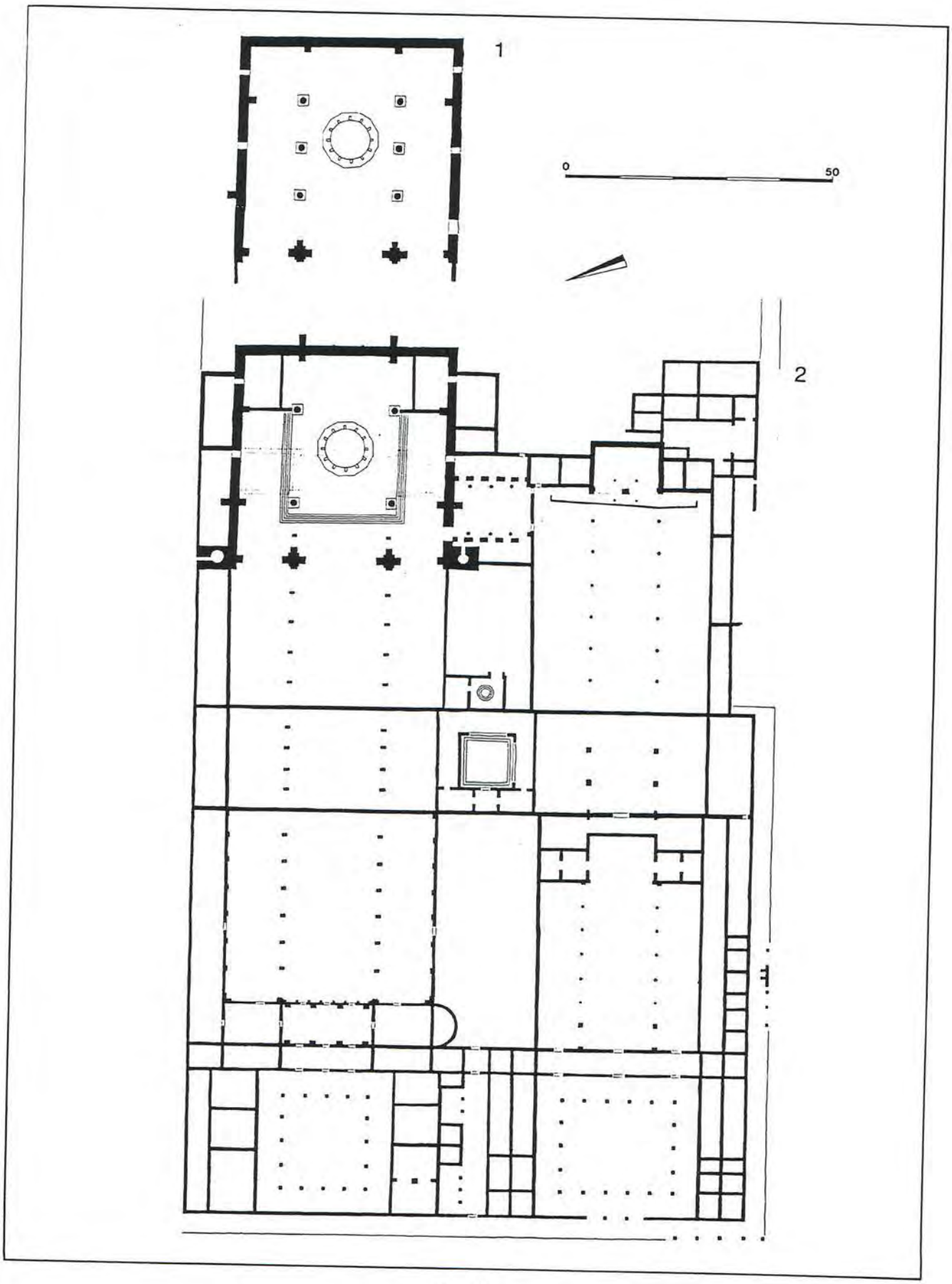


Abb. 2
1-2 Trier, Dom, spätantike Kirchenfamilie, 1 Bau Ia, 2 Bau II (Der Trierer Dom 1980: Plan I).

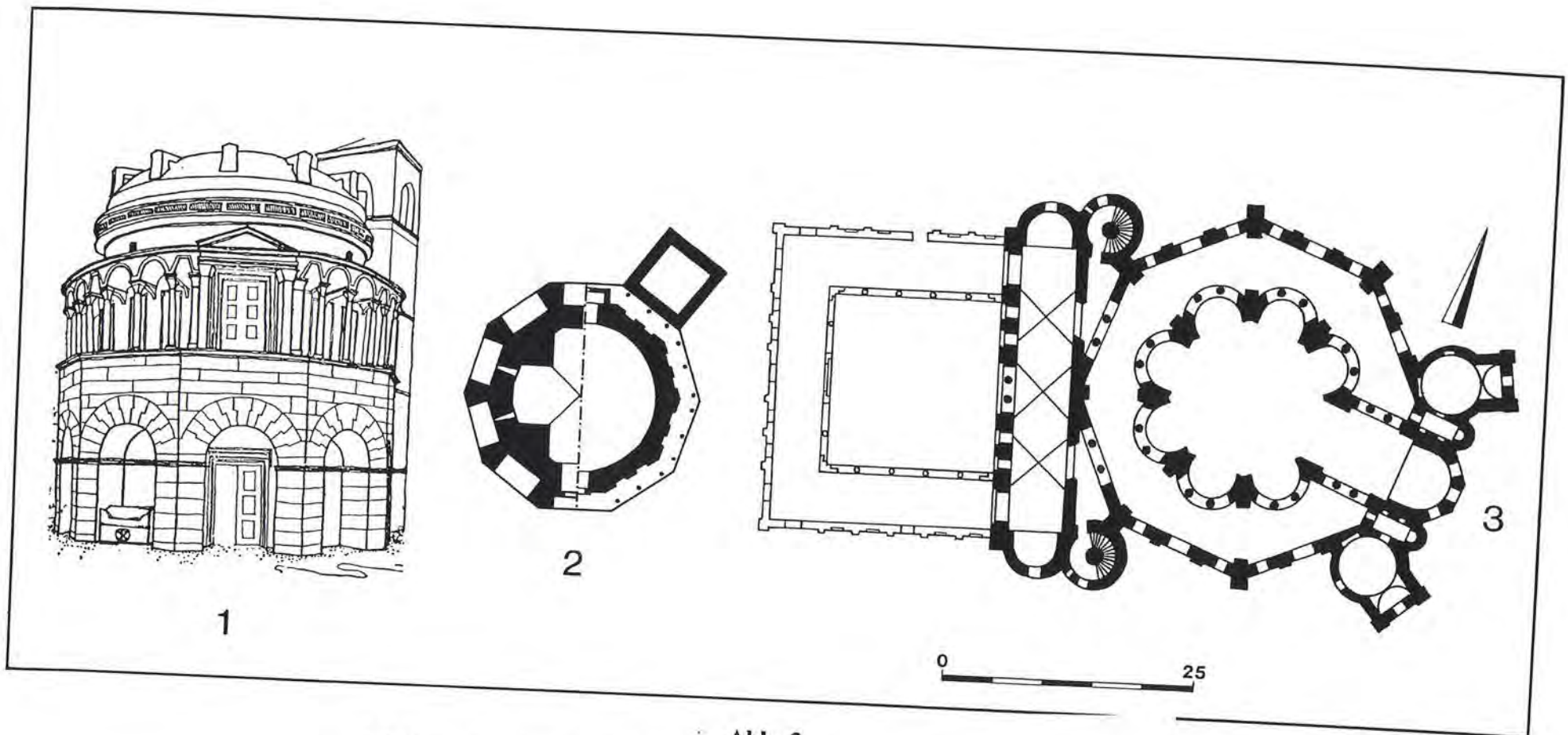


Abb. 3
1-2 Ravenna, Mausoleum Theoderichs, 1 Rekonstruktion (Verzone 1967: Fig. 23), 2 Grundriß und Schnitt durch das Obergeschoß (nach Verzone 1967: Fig. 24). 3 Ravenna, San Vitale (nach Verzone 1967: Fig. 32).

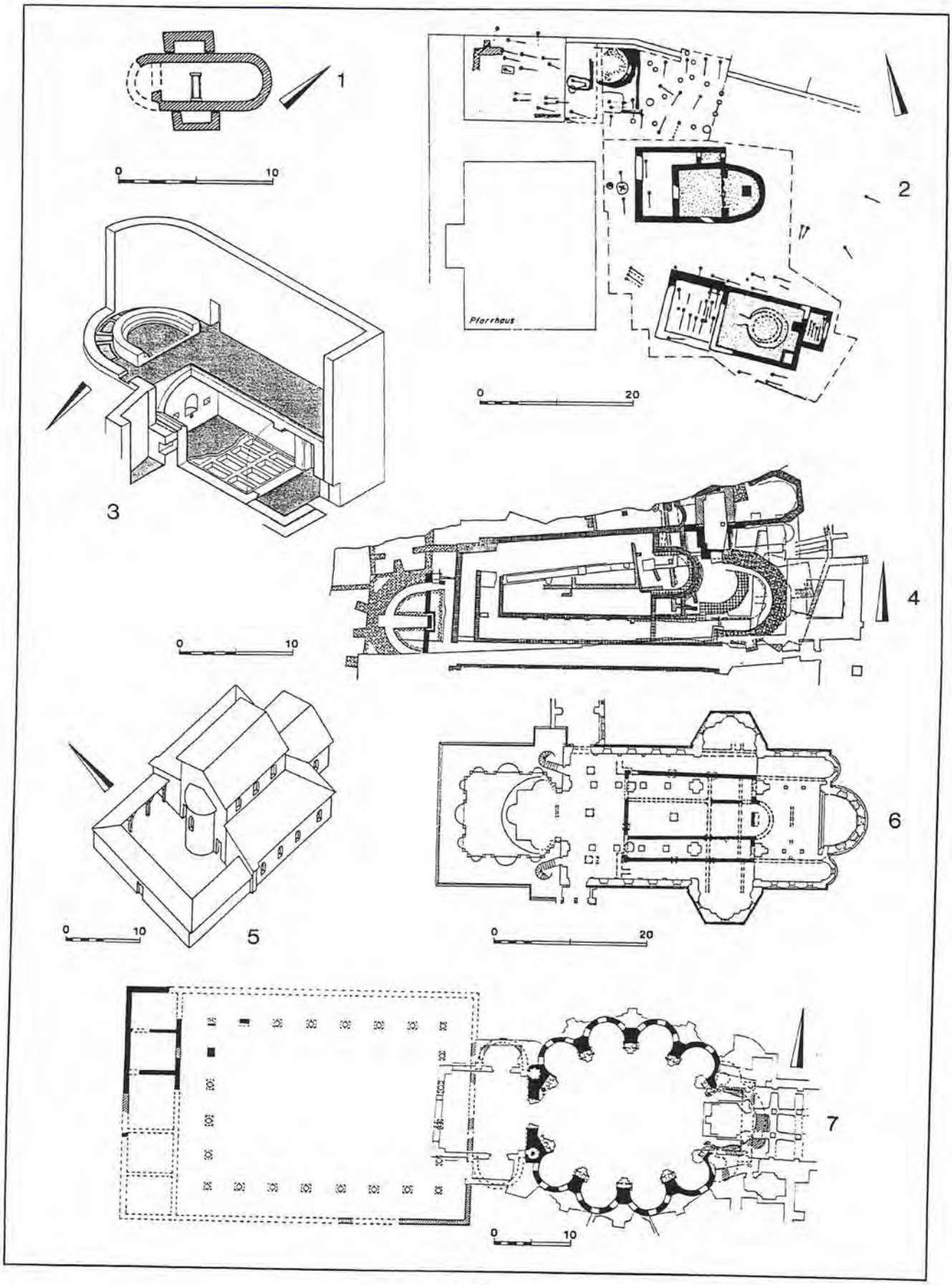


Abb. 4

1 Aguntum, Grabkapelle (nach Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 19). 2 Schiers, "Pfrundgarten" (nach Gaudenz ohne Jahreszahl: 207). 3 Chur, St. Stephan, isometrische Rekonstruktion von Bau II (Sennhauser 1979b: Abb. 3). 4 Saint-Maurice, Klosterkirche (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 297). 5 Köln, St. Severin, isometrische Rekonstruktion (Schwarz, A. 1989: 63). 6 Köln, Cäsariusoratorium unter St. Georg (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 146). 7 Köln, St. Gereon (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser

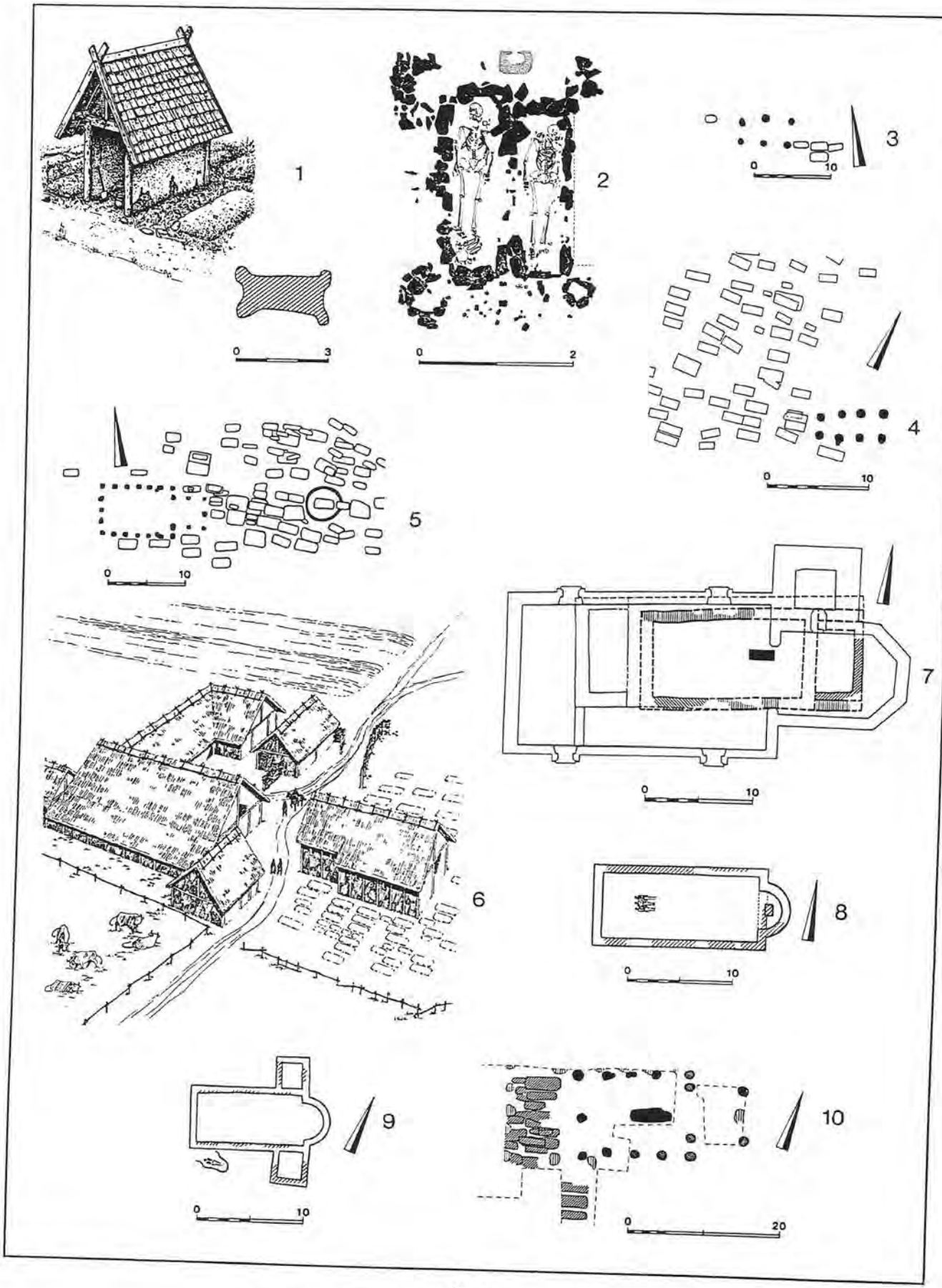


Abb. 5

1 Aubing, "Memorie" (nach Dannheimer 1987: Abb. 18). 2 Grafendobrach, "Memorie" (Freeden 1983: Abb. 7). 3 Altdorf, "Memorie" (nach Codreanu-Windauer, Wanderwitz 1989: Abb. 2; 2). 4 Aubing, "Memorie" (Dannheimer 1987: Abb. 19). 5 Staubing (nach Fischer 1993: Beilage 1). 6 Oberbarbing, Kreuzhof, Rekonstruktion des Gehöftes mit "Eigenkirche" (Osterhaus 1977: Titelblatt). 7 Bülach, St. Laurentius (Jakobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 73). 8 Tuggen, Pfarrkirche (nach Sennhauser 1979a: Abb. 5; 3). 9 Spiez, Pfarrkirche (nach Sennhauser 1979a: Abb. 5; 4). 10 Kleinlangheim, St. Georg

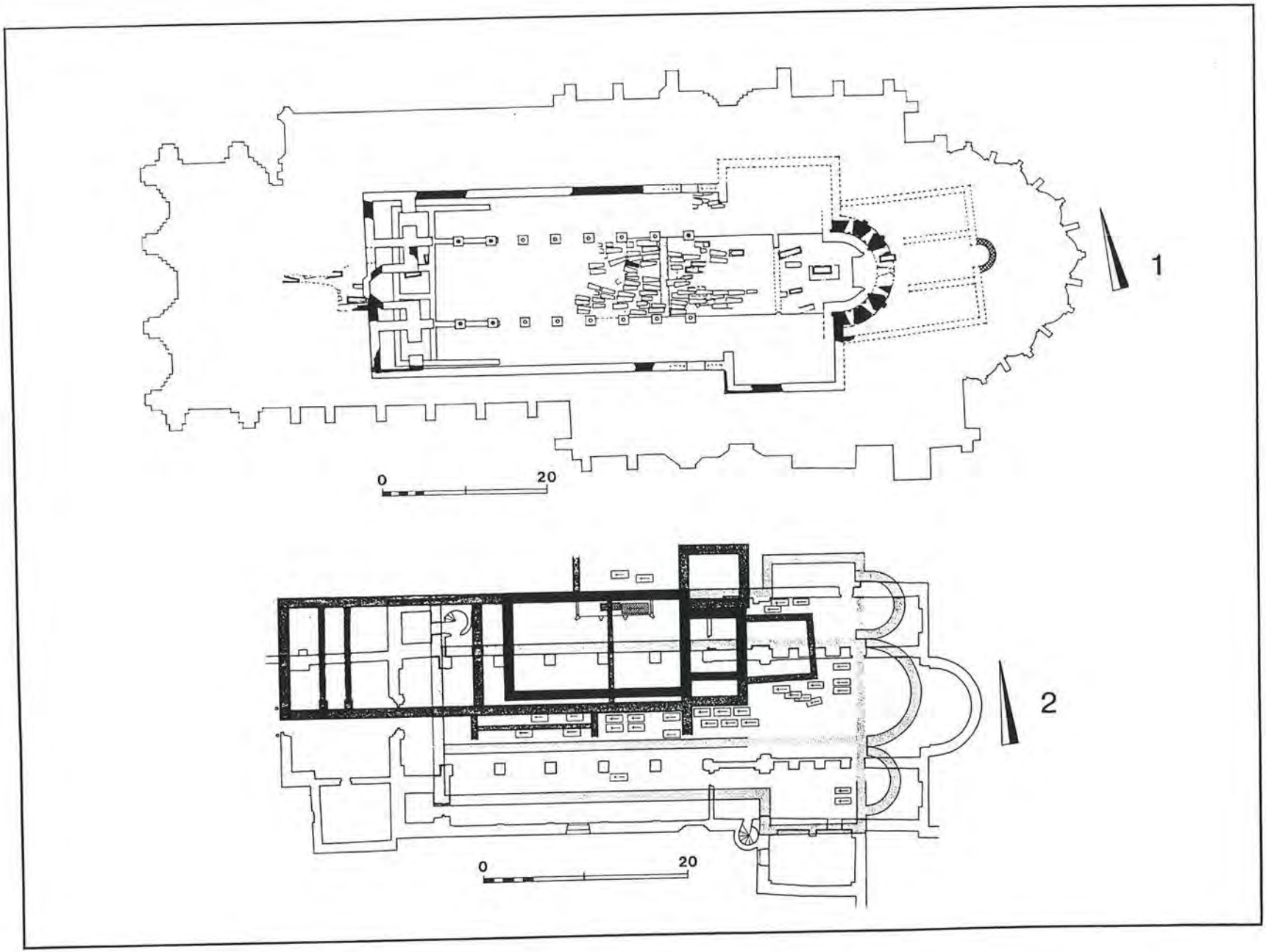


Abb. 6

1 Saint-Denis bei Paris (nach van der Meulen, Speer 1988: Abb. 3, Abb. 10).
2 Regensburg, Niedermünster (Codreanu-Windauer, Wanderwitz 1989: Abb. 5; 1).

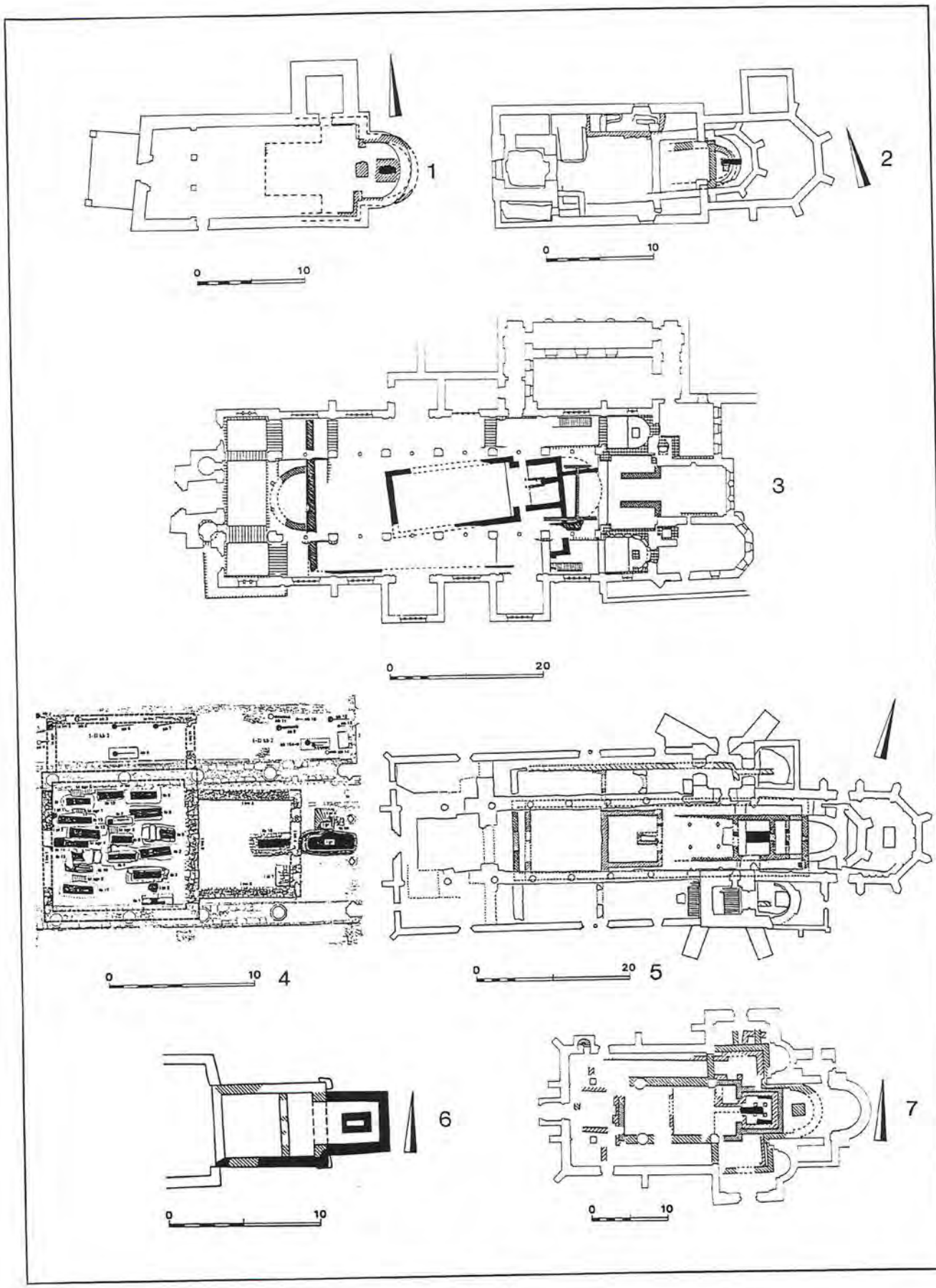


Abb. 7

1 Molzbichl, St. Tiburtius (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 287). 2 Bettingen, Christianakirche (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 53). 3 Echternach, St. Willibrord (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 104). 4-5 Esslingen, St. Dionysius, 4 Bau I (nach Fehring, Scholkmann 1995: Taf. 5), 5 (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 75). 6 Rheininsel Werd, St. Otmar (nach Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 368). 7 Enger, St. Dionysius (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 115).

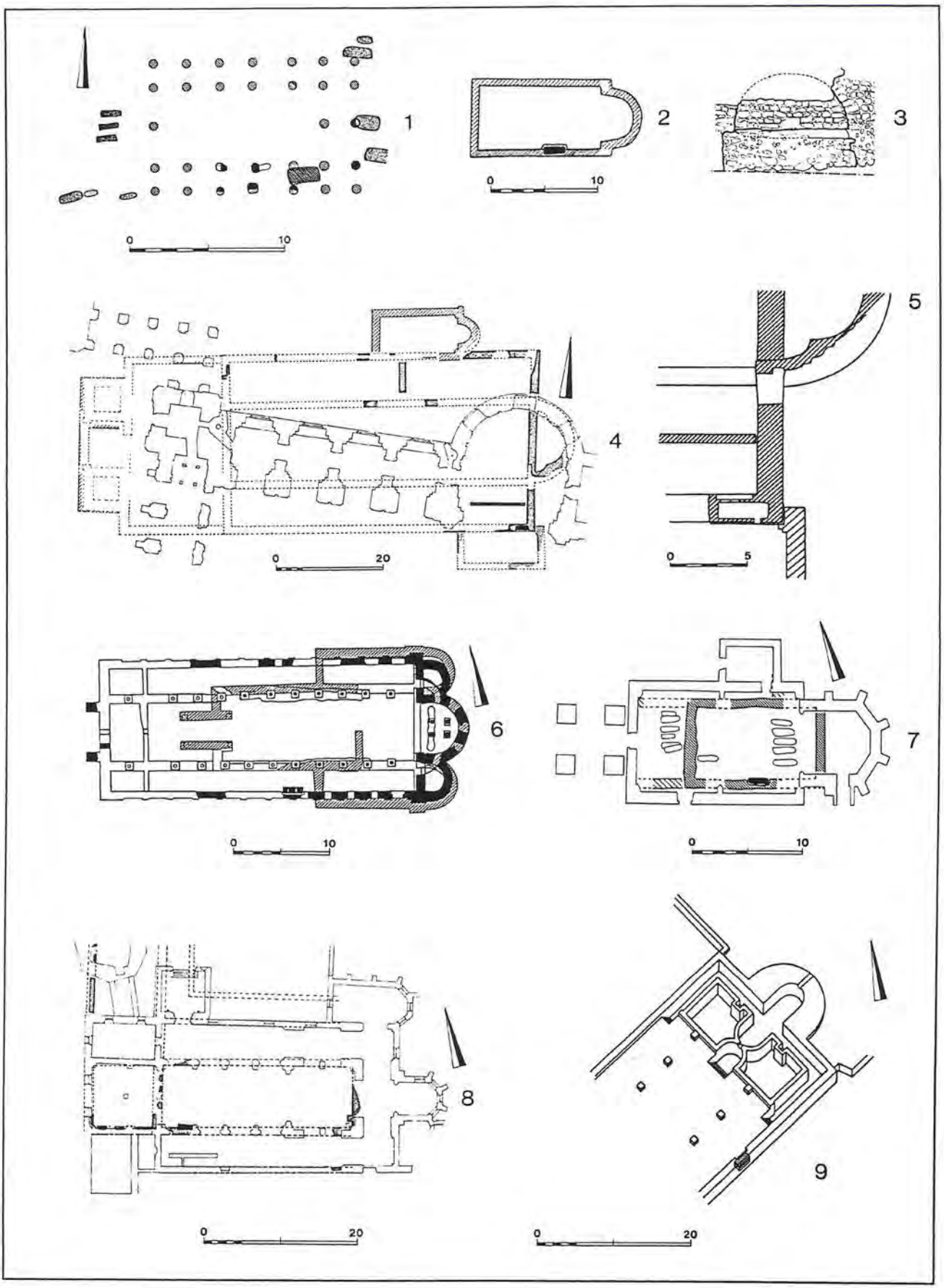


Abb. 8

1 Aschheim, St. Petrus und Paulus (nach Dannheimer 1987: Abb. 84). 2-3 Lyss, St. Johannis (nach Sennhauser 1979a: Abb. 5; 6-7). 4-5 Salzburg, Dom, 4 (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 360, Faltplan), 5 Detail mit Virgilgrab (nach Vetters 1971: Fig. 4). 6 Brescia, San Salvatore (nach I langobardi 1990: Taf. VI. 11 und Weis 1977: Abb. 18). 7 Bischofshofen, Liebfrauenkirche (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 55-56). 8 Frauenchiemsee, St. Maria (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 124). 9 Säckingen, Fridolinmünster (nach Schmaedecke 1995: Abb. 35).

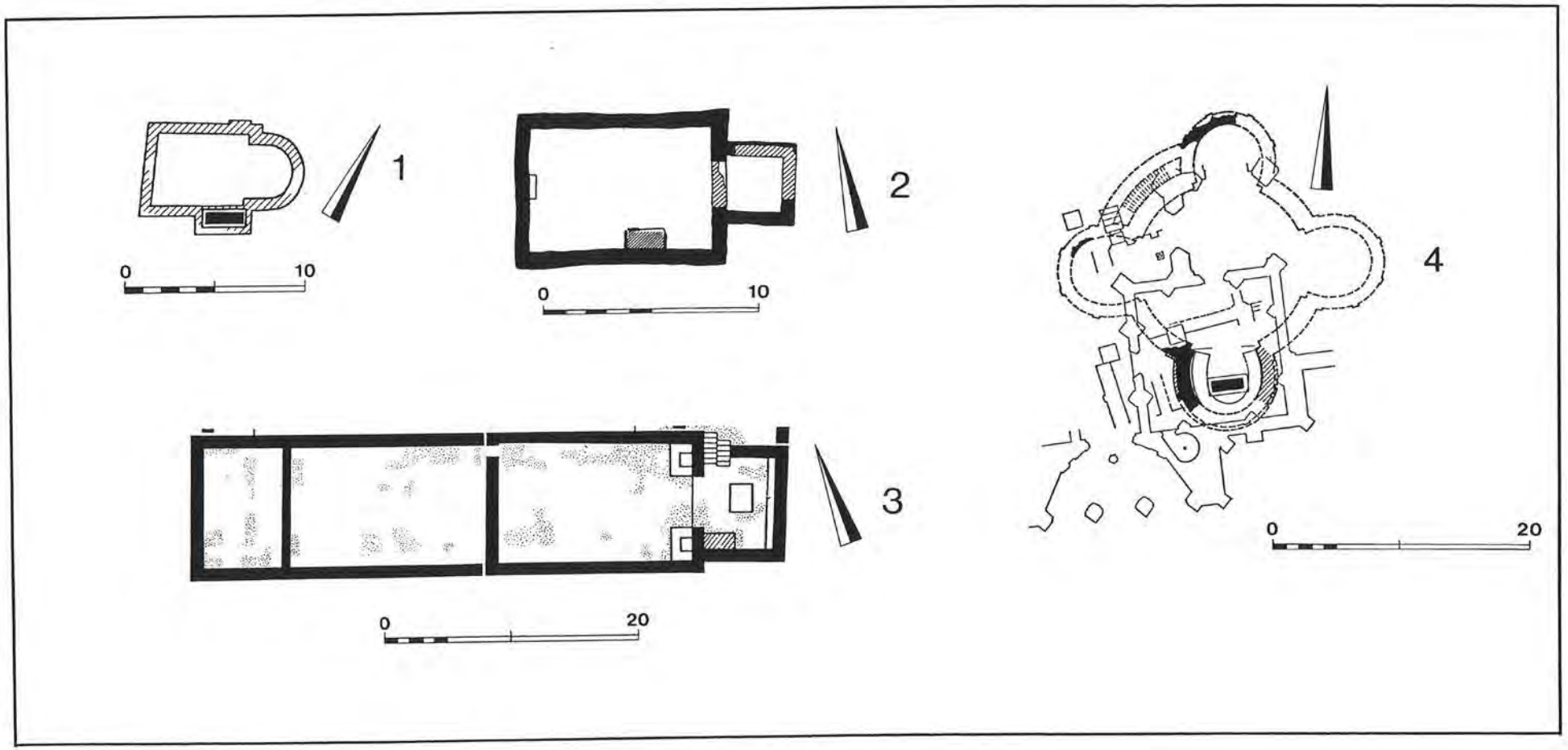


Abb. 9

1 Einingen, St. Michael (nach Sennhauser 1979a: Abb. 5; 5). 2 Klais, St. Petrus (nach Sage 1977: Beilage 3). 3 Reichenau-Mittelzell, St. Maria und Markus (nach Zettler 1988: TA 34). 4 Prag, St. Veit (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 262).

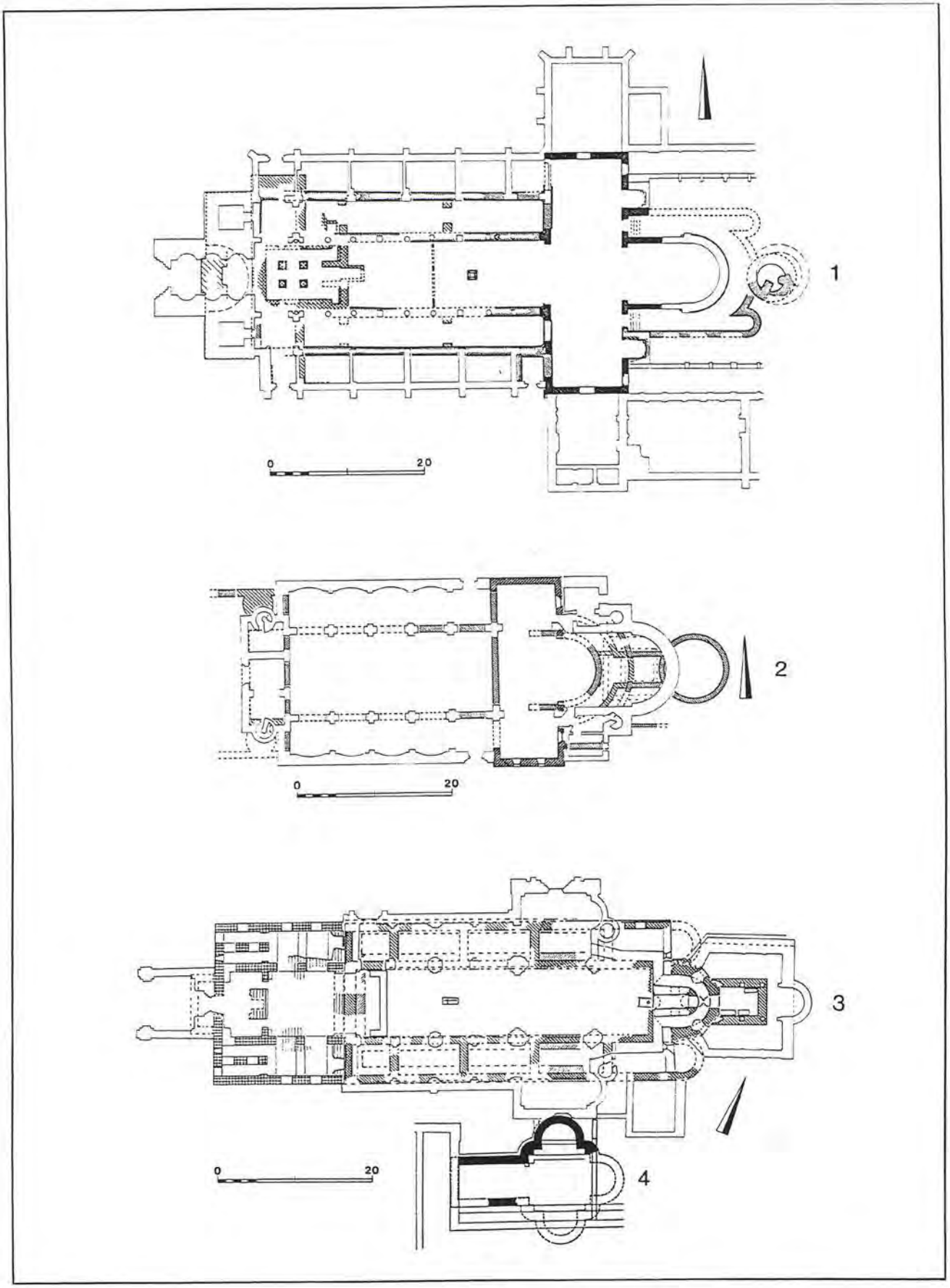


Abb. 10

1 Hildesheim, Dom (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 182). 2 Koblenz, St. Kastor (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 211). 3-4 Essen-Werden, 3 ehemalige Benediktinerklosterkirche (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 453), 4 St. Stephan (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 372).

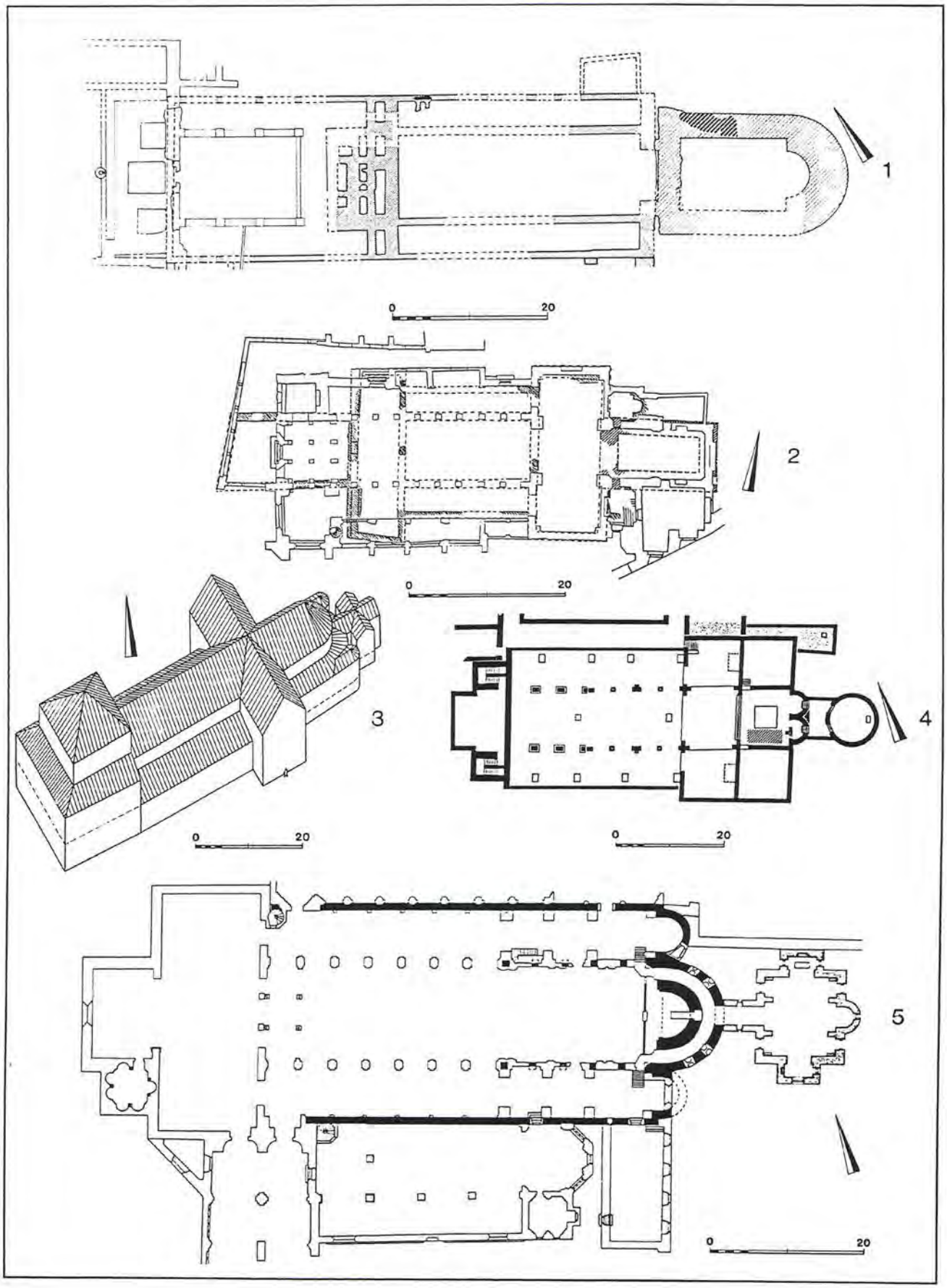


Abb. 11

1 Lorsch, St. Nazarius (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 251-252). 2 Aschaffenburg, St. Petrus und Alexander (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1979: 27). 3 Halberstadt, Dom, isometrische Rekonstruktion von Bau Ic (Leopold, Schubert 1984: Abb. 16). 4 Reichenau-Mittelzell, St. Maria und Markus mit Heiligkreuzkapelle (nach Zettler 1988: TA 37). 5 Regensburg, St. Emmeran (Codreanu-Windauer, Wanderwitz 1989: Abb. 6; 2).

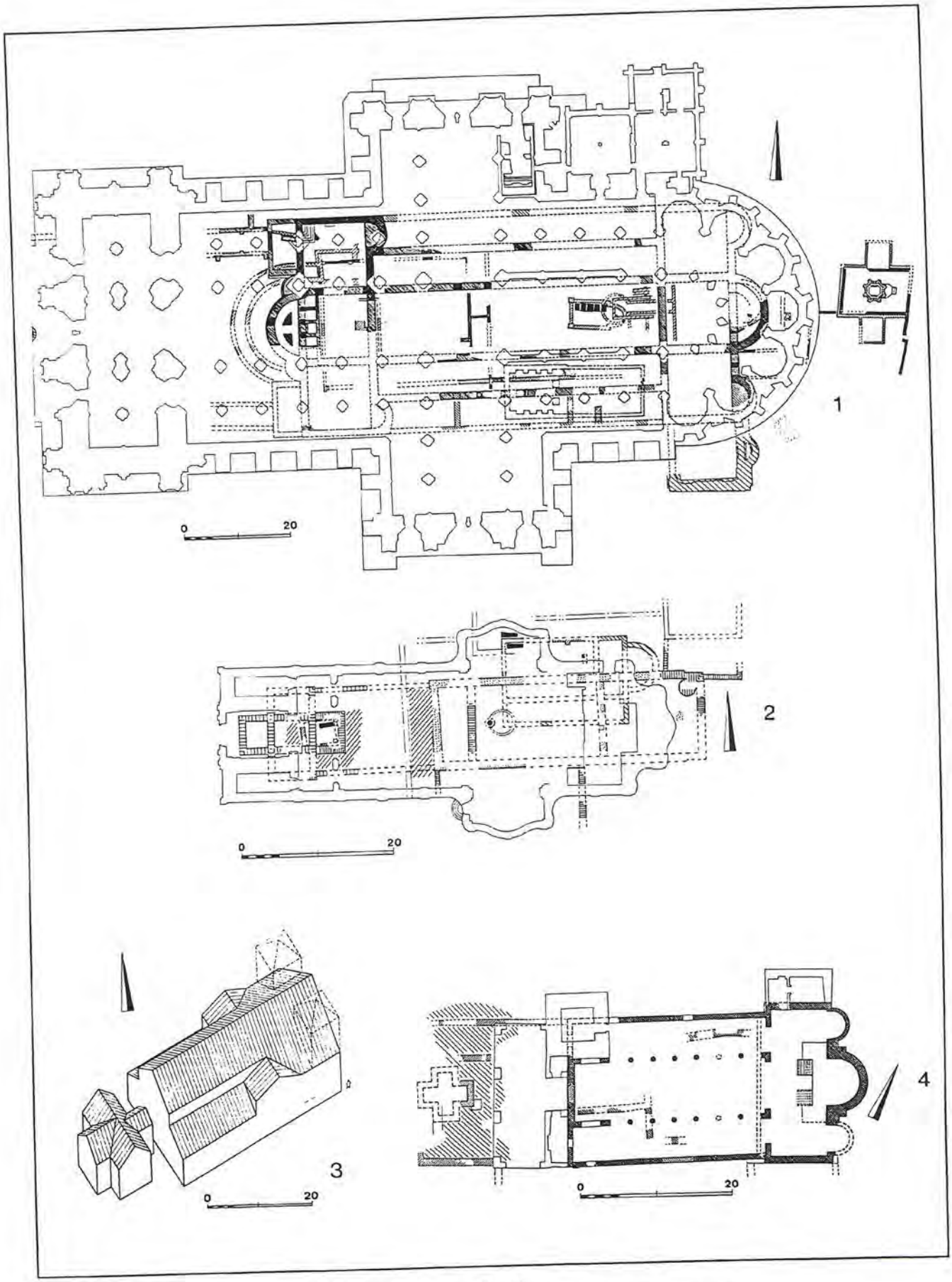


Abb. 12

1 Köln, Dom (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 216, Faltplan). 2 Schuttern, ehemalige Benediktinerabteikirche (Jakobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 377). 3 Halberstadt, Dom. Isometrische Rekonstruktion von Bau Ib (Leopold, Schubert 1984: Abb. 6). 4 Beromünster, St. Michael (Jakobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 51).

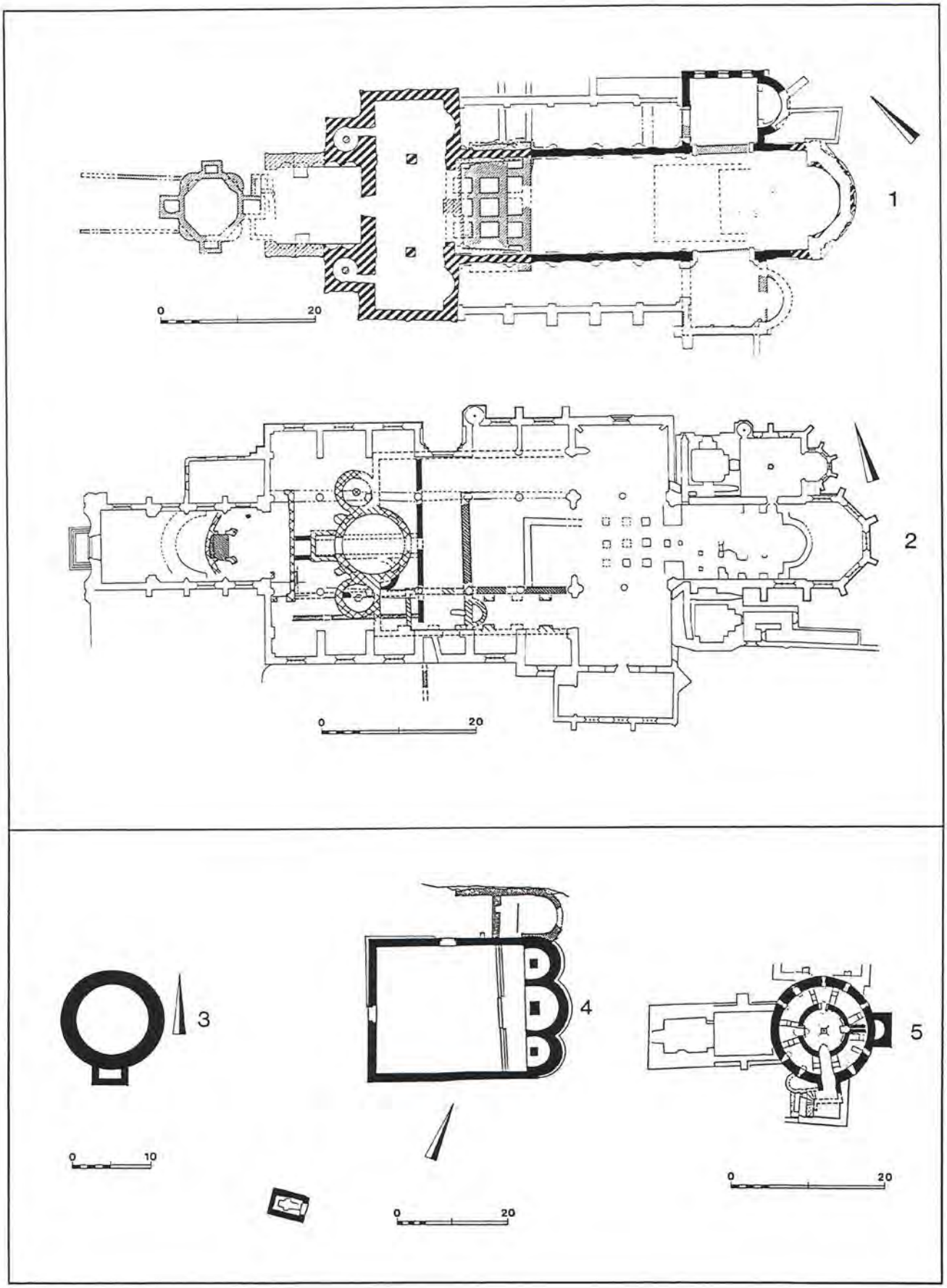


Abb. 13
1 Köln, St. Pantaleon (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 226). 2 Eichstätt, Dom (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 109). 3 Tegernsee, St. Salvator und Andreas (nach Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 331). 4 Mistail, St. Peter (nach Sennhauser 1983: Abb. 9; 3). 5 Fulda, St. Michael (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 87).

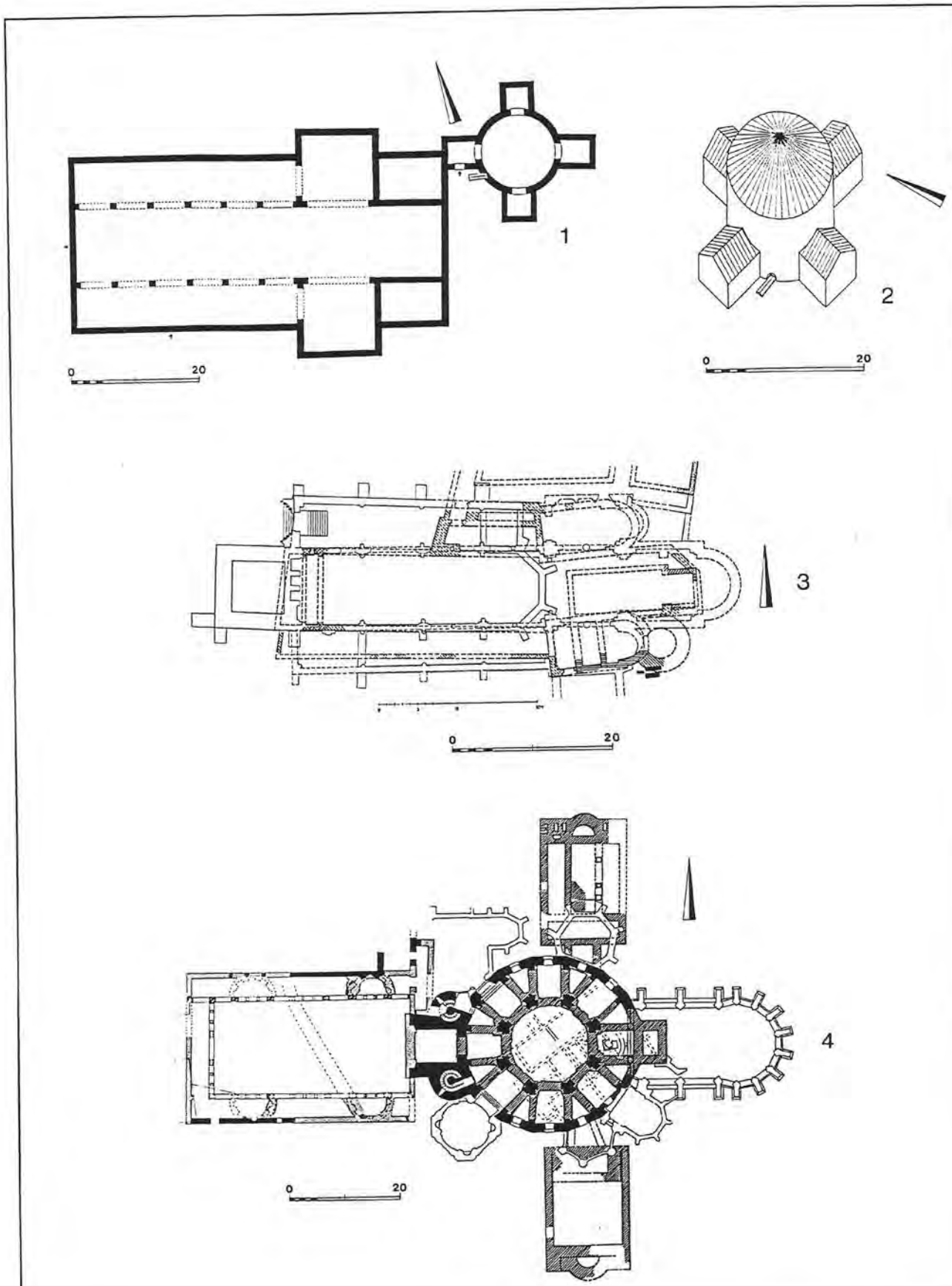


Abb. 14
1-2 Konstanz, Dom, 1 Dom mit St. Mauritius (Erdmann Zettler 1977: Abb. Abb. 41), 2 isometrische Rekonstruktion von St. Mauritius (Erdmann Zettler 1977: Abb. 26). 3 Hochelten, St. Vitus (Oswald, Schaefer, Sennhauser 1966-1971: 123). 4 Aachen, Pfalzkapelle (Jacobsen, Schaefer, Sennhauser 1991: 16, Faltplan).

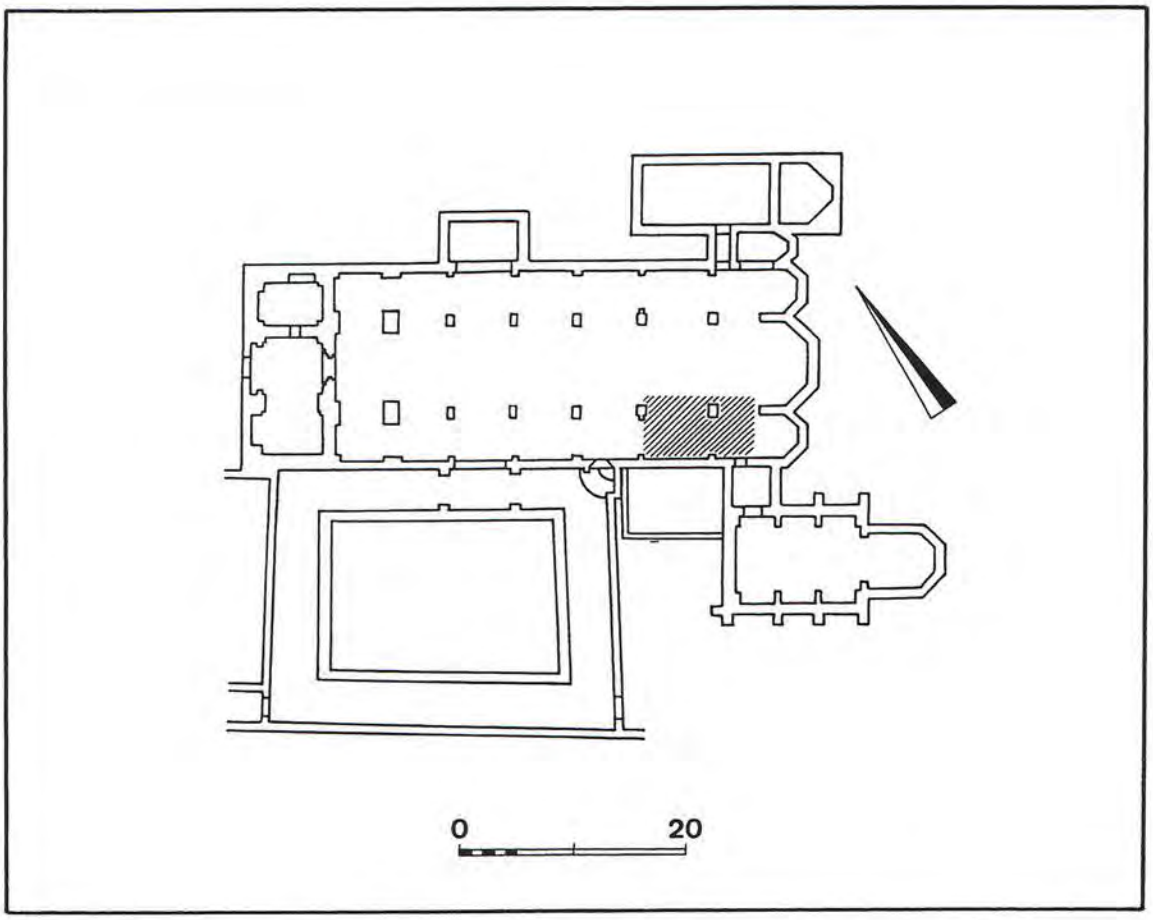


Abb. 15

Mögliche Lage des zweiten überlieferten Domitiangrabes (schraffierter Bereich) (nach Dehio Kärnten: 401).

Kirchenbau, Arianismus und Gotenherrschaft in Norikum

Franz Glaser

Die Gotenbelagerung der spätantiken Provinzhauptstadt Binnennorikums, Teurnia (St. Peter im Holz bei Spittal/Drau) im Jahre 457 wurde bislang als lokales Ereignis dargestellt.[1] Eine "ostgotische Streifschar" aus Pannonien hätte unter dem Fürsten Vidimir die Belagerung durchgeführt. Im besonderen wird stets auf die Kleidersammlung hingewiesen, welche für die notleidenden Christen an der Donau bestimmt war und nun den Goten übergeben wurde. Tatsächlich geht aus der Vita Severini (17,4) hervor, daß die Kleider nur ein Teil dessen waren, was die Bewohner von Teurnia abliefern mußten. Juridisch handelt es sich dabei nicht um eine Lösegeldzahlung privater Personen, sondern um einen förmlichen Staatsvertrag.[2] Das Abkommen wird mit den Termini der römischen Völkerrechtstradition als *foedus pactio* bezeichnet. Die Ergebnisse des Rechtshistorikers machen jetzt auch klar, warum am 1. Jänner 468 die erfolgreiche Verteidigung Norikums gegen die Ostgoten in Rom gefeiert wurde.[3] Es handelte sich also nicht um ein lokales Ereignis, sondern um die Sicherung einer ganzen Provinz. Demnach war offenbar das Ziel der Ostgoten aus Pannonien gewesen, die *metropolis Norici* mit dem Sitz des Statthalters einzunehmen, um in den Besitz der Provinz zu gelangen. Die Rechtsbegriffe weisen auf die Führung der offiziellen Friedensverhandlungen durch den Statthalter.

Die strategische Bedeutung Norikums liegt in der Flankendeckung für Truppenbewegungen zwischen Pannonien und Oberitalien. Gleichzeitig konnte man bei einem Vorstoß aus Pannonien oder Dalmatien nach Italien auch die Sperrfestungen der *Claustra Alpium Iuliarum* umgehen, die vom Isonzotal bis Rijeka *(Tarsatica)* reichten (Abb. 1). Bislang wurde der Zusammenbruch der *Claustra* mit dem Ende der Hrusica (Ad Pirum) 394 n. Chr. angesetzt.[4] Doch zeigen Amphoren-Funde aus dem ausgehenden 5. Jh. die weitere Benützung der Befestigung ebenso wie die Kämpfe des byzantinischen Feldherrn Narses mit den Franken in dieser Gegend um die Mitte des 6. Jh. Im Jahre 476 wird Odoaker König von Italien und veranlaßt im Jahre 488 den Abzug der romanischen Bevölkerung Ufernorikums. Vermutlich war die Ansiedlung von Foederaten in diesem Gebiet geplant.[5] Im Auftrag des oströmischen Kaisers Zeno stieß Theoderich 489 nach Italien vor, siegte bei Verona (489) und bei Adda (490). Nach erfolgloser Belagerung Ravennas vermittelte der Stadtbischof von Ravenna zwischen Odoaker und Theoderich im Jahr 493. Nach seinem Einzug in die Stadt ermordete Theoderich den König Odoaker (493). Damit gehörte die Provinz Norikum bis zum Beginn des byzanti-

---

1 H. Wolfram, Die Goten (1990, 3. Aufl.) 264 ("ostgotische Streifschar") u. 478 Anm.1 (Kleidersammlung); ders., Die Geburt Mitteleuropas (1987) 39. Das Ereignis der Belagerung ist danach in das Jahr 467 zu datieren. Vgl. auch RE (= Paulys Real-Encyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft) XVII/1 (1936) 1013 s.v. Norikum (Polaschek).

2 K. H. Ziegler, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Romanistische Abteilung 110, 1993, 638 ff.

3 Sidonius Apollinaris, Carmina 2, 377; H. Wolfram, Die Geburt Mitteleuropas (1987) 39 u. 476 mit Anm.10.

4 Th. Ulbert (Hrsg.), Ad Pirum (Hrusica). Spätrömische Paßbefestigung in den Julischen Alpen (1981); V. Vidrih-Perko, Aves 46,1995 (im Druck).

5 J. Sasel, Antiqui Barbari, in: Von der Spätantike zum Frühmittelalter. Vorträge und Forschungen 25 (1979) 132.

nisch-gotischen Krieges (536/539) zum Ostgotenreich. Unter Anerkennung des oströmischen Kaisers erließ Theoderich Verordnungen, aber keine Gesetze. Im Jahre 506/507 richtete sich eine Verordnung Theoderichs an die Provinzialen von Norikum, die der Gotenkönig zum Rindertausch mit geflüchteten Alamannen aufforderte, die dem Druck der Franken gewichen waren.[6]

Mit der Einrichtung der militärischen und zivilen Verwaltung durch die Goten ging auch eine kirchliche Organisation Hand in Hand. Damit muß man in den Städten neben dem katholischen jeweils mit einem arianischen Bischof rechnen. Die Goten benützten die Bauten der zivilen Verwaltung und die militärischen Befestigungsanlagen weiter. Im kirchlichen Bereich jedoch mußten neue Sakralbauten errichtet werden, wenn nicht etwa zwei Kirchen in einer Siedlung vorhanden waren, um eine davon für den arianischen Gottesdienst zu nutzen. Wohlbekannt sind zahlreiche arianische Kirchen und Bischofssitze in und um Ravenna. Im Fall von Trient *(Tridentum)* befand sich die katholische Bischofskirche unter dem heutigen Dom, während die arianische Kirche unweit auf dem Dos Trentos in der gotischen Befestigung *Verucca* lag.[7] Noch heute besitzt dort am Fuß des Berges eine Kirche das Patrozinium der arianischen Palastkirche Ravennas, nämlich S. Apollinare. Mit der Anwesenheit von zwei unterschiedlichen Christengemeinden, mit Katholiken und Arianern, kann in einer Stadt dann gerechnet werden, wenn zwei Kirchen jeweils ein Baptisterium besitzen, wie z.B. in Ravenna oder in Grado. Dies war deshalb notwendig, weil sich in der Taufformel der Unterschied zwischen Katholiken und Arianern manifestierte. Nach Anschauung der Arianer war Christus dem Gottvater nur wesensähnlich *(homoiousios)* und nicht wesensgleich *(homoousios)*. Daher empfangen bereits Getaufte bei Übertritt zum arianischen Glauben nochmals die Taufe. Die Kirchenväter Hieronymus und Gennadius überliefern die Taufformel für die arianische Wiedertaufe[8]: "Ich taufe dich im Namen des ungeschaffenen Vaters, im Namen des geschaffenen Sohnes und im Namen des heiligmachenden Geistes, geschaffen vom geschaffenen Sohn."

Wie sieht es damit nun im Ostalpenraum aus? Kommen in einer Siedlung unmittelbar benachbarte Sakralbauten vor, so müssen zuerst ihre Funktionen bestimmt werden. Daraus kann dann abgeleitet werden, ob wir mit funktional zusammengehörigen Kultbauten (Doppelkirchenanlage) rechnen müssen, oder mit Kirchen, die verschiedenen christlichen Gemeinden gehörten.

In Lavant in Osttirol, im Weichbild *Aguntums* (Abb. 2), ist seit den Fünfzigerjahren eine spätantike Kirchenanlage bekannt, die sich im wesentlichen in zwei Bauperioden gliedern läßt.[9] Die erste Kirche besaß vor dem westseitigen Narthex ein Baptisterium (Abb. 3). Abgetrennt vom Altar befanden sich in der stark gestelzten Apsis die Reliquien, da diese Apsis in der zweiten Bauperiode durch eine Memorialkapelle ersetzt wurde.[10] Darin waren eine Klerusbank und eine Mensa über den Märtyrergebeinen errichtet worden. Für zwei privilegierte Personen ermöglichte man die Bestattung "ad sanctos" (Abb. 3). Weil sich die Seelen der Märtyrer laut Apokalypse (6, 9-11 und 20,4) des Johannes bereits vor dem Endgericht am himmlischen Altar befinden, wollten die Gläubi-

---

6 Cassiodor, Variae 3, 50; V. Bierbrauer, Alamannische Funde der frühen Ostgotenzeit aus Oberitalien. In: Studien zur Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie. Festschrift für J. Werner II (1974) 559 ff.; S. Schretter, Carinthia I 183,1993,194 f.

7 I. Rogger, La basilica paleocristiana di S. Vigilio in sette secoli di vita. Studi Trentini di Scienze storiche 54,1975, 3 ff.; N. Rasmo, Architettura medioevale nell'Trentino e nell'Alto Adige (1961) 10 u. 257; G. C. Menis, La basilica paleocristiana nelle regioni delle alpi orientali. Antichità Altoadriatiche 9, 1976, 386.

8 G. Cusito, La crisi ariana tra Aquileia e Ravenna. Antichità Altoadriatiche 13,1978, 349 mit Hinweis auf Hieronymus und Gennadius.

9 W. Alzinger, in: Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II/6, 1977, 410, nimmt drei Bauperioden an.

10 F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg (1991) 50 (zwei Bauperioden).

gen nahe den Reliquien ruhen, um mit dem Heiligen begraben zu sein und mit ihm auferstehen zu können. Gleichzeitig mit der Errichtung der Reliquienkapelle erhielt der Kirchensaal eine größere Klerusbank und ein vergrößertes Presbyterium, sodaß der Laienraum etwas verkleinert wurde (Abb. 3). Die Vergrößerung der Klerusbank in der zweiten Bauperiode zeigt an, daß mehr Platz für eine größere Anzahl von Klerikern neben dem zelebrierenden (Bischof von *Aguntum)* gebraucht wurde. Demnach hat das Gotteshaus offenbar eine zusätzliche Funktion - vermutlich als Bischofskirche - bekommen.

Unter der heutigen Pfarrkirche St.Ulrich in Lavant wurden vor kurzem die Mauern eines spätantiken Gotteshauses freigelegt, dessen zeitliche Einordnung u.a. aufgrund der nachfolgenden frühmittelalterlichen Gräber gegeben ist (Abb. 4).[11] Der freigelegte Südmauerabschnitt wurde zutreffend von den Ausgräbern einer Kirche mit Querannex zugeschrieben. Trägt man auf dem publizierten Plan eine gebräuchliche ungefähre Schiffbreite von acht Metern auf und spiegelt den Südannex an die Nordseite, so dürfte dort die besondere Ecklösung (Abb. 4) erklärt sein: es handelt sich um die Nordostecke des Nordannex und die leicht zurückgesetzte Sakristeimauer. Dem entspricht auch der Befund, daß beide Mauerabschnitte gleichzeitig sind. Da bei Querannexen auch oft seitliche Hallen zu beobachten sind (Abb. 4: Schrägschraffur), könnten weitere Mauerreste im Bereich der älteren Friedhofsmauer zu einem derartigen Anbau gehört haben. Für eine solche Halle an der Südseite könnte der Eingang mit Stufen im Hauptschiff sprechen. Hauptschiff und seitliche Hallen mit gestaffelten Bodenniveaus sind beispielsweise aus Teurnia, aus Säben, vom Duel oder vom Hemmaberg bekannt.[12] Der westseitig, annähernd quadratische Raum ist aufgrund seiner Proportionen wahrscheinlich als Atrium und nicht als Narthex anzusprechen. Damit ergibt sich natürlich die Frage, von welchem Bau die nach Westen abgehende Mauer stammt (Abb. 4). Nach bekannten Baukonzepten wird man ein Baptisterium vermuten: das Atrium liegt als Hofbereich zwischen Kirche und Baptisterium.[13] Mit dem Rekonstruktionsversuch (Abb. 4) ist die Anlage noch nicht geklärt, aber die Basis für gezielte Grabungen gegeben. Da bereits im südlichen Querannex eine Abmauerung festgestellt wurde, wie wir sie von der Bischofskirche in Teurnia (2. Bauperiode) kennen (Abb. 14), ist eine Neugestaltung. des gesamten Presbyteriumsbereiches auch in Lavant in einer 2. Bauperiode nicht auszuschließen. Auf jeden Fall können weitere Grabungen in Lavant ganz entscheidend zur Klärung der Funktion und Deutung benachbarter Kirchen beitragen.

Unter der Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Oberlienz (Abb. 6) fand man unter dem frühmittelalterlichen Rechteckchor ungefähr zwei Drittel der Klerusbank und der Apsis eines spätantiken Gotteshauses.[14] Die Apsismauer dürfte ohne Einzug in die Langhausmauern eingebunden haben, sodaß sie mit ihrer Weite der Schiffbreite entsprach. Die Klerusbank ist von der Apsiswand abgerückt. Im dazwischenliegenden Abschnitt steigt der Estrich vom Niveau des Laienraumes auf die Bodenhöhe des Presbyteriums an. Die gleiche Beobachtung konnte bei der Bischofskirche *in Teurnia* (1. Bauperiode) gemacht werden, wo der ansteigende Boden durch den höher gelegenen nordseitigen Querannex mit einer Bank erklärt wird.[15] Demnach ist auch die spätantike Kirche in

---

11 M. Tschurtschenthaler/K. Winkler, Mitteilungen zur frühchristlichen Archäologie in Österreich 6,1994, 22 ff.; dies., Osttiroler Heimatblätter 63,1995, Nr. 6.

12 Gestaffelte Bodenniveaus: Teurnia (s. Anm. 46); Säben (s. Anm. 38); Duel (s. Anm. 50); Hemmaberg (s. Anm.10).

13 Man muß darauf hinweisen, daß auch die Kirche in Aguntum einen etwa quadratischen Raumbereich an der Westseite aufweist. R. Egger, Frühchristliche Kirchen im südlichen Norikum (1916) 61 ff., zieht diesen Bereich in den Kirchensaal mit ein, sodaß sich ungewöhnlich langgestreckte Proportionen des Schiffes ergeben.

14 W. Sydow, Fundber. aus Österreich 26,1987,151 ff.

15 F. Glaser, Carinthia I 177,1987, 66.

Oberlienz analog zum Befund in *Teurnia zu* rekonstruieren. Daraus ergibt sich die ungefähre Ausdehnung des Presbyteriums und eine Kirchenlänge, die in weiteren Parallelen eine Entsprechung hätte.[16]

Nur ungefähr 80 m östlich der Pfarrkirche von Oberlienz (Abb. 5) kam ein weiteres spätantikes Gotteshaus zutage, von dem bei der Errichtung eines Wohnhauses die Apsismauer zerstört wurde[17]. Bei den Ausgrabungen konnten Abschnitte des Hauptschiffes, der seitlichen Hallen und des Narthex, sowie an der Nordseite Reste eines Querannex und einer Sakristei festgestellt werden (Abb. 7).[18] Die Bestimmung der beiden zuletzt genannten Räume ergibt sich aus der Rekonstruktion im Rahmen der bekannten Proportionen von vergleichbaren Kirchen im Alpenraum.[19] Die Öffnung der Querannexe entspricht jeweils etwa der Ost-West-Ausdehnung der Presbyterien, wie die Vergleichstafel (Abb. 15) zeigt. Die Gräber im Narthex und in den seitlichen Hallen sind als Bestattungen eines privilegierten Personenkreises "ad sanctos" aufzufassen. Außerhalb der Kirche ist kein Friedhof bekannt geworden. Vielmehr schließt nordseitig ein großer, mit Kieselsteinen gepflasterter Platz an. Dieser sorgsam angelegte Platz läßt sich vergleichen mit jener künstlichen Terrasse, die nördlich der Bischofskirche in *Teurnia* (2. Bauperiode) in Verbindung mit der Errichtung eines *Xenodocheions* (bischöfliches Gästehaus) angelegt wurde. Da die Einbeziehung und Planung von Plätzen in Verbindung mit großen kirchlichen Bauvorhaben zu beobachten ist[20], könnte man am Rande des gepflasterten Platzes auch ein (oder mehrere) Gebäude vermuten, die für die Erfüllung der Aufgaben einer Christengemeinde notwendig waren. Daß hier für die beiden benachbarten spätantiken Kirchen das Denkmodell "Gemeindekirche und Friedhofskirche" zur Erklärung nicht mehr ausreicht, dürfte dem bisherigen Grabungsbefund und den vergleichbaren Entdeckungen zufolge klar sein.[21] Wichtig ist auch festzuhalten, daß in Oberlienz eine spätantike Siedlung wie in Patriasdorf/Lienz und Laubendorf vorhanden ist, die anscheinend nicht in die Kategorie der (befestigten) Höhensiedlungen gehört.

Auf dem Rifnik bei Šentjur (Slowenien) ist seit längerem eine Kirchenanlage auf dem höchsten Punkt des Hügels bekannt (Abb. 8).[22] Die Baureste an der Nordseite des rechteckigen Kirchensaales werden als Baptisterium gedeutet. Im westlich vorgelagerten gemeinsamen Narthex der beiden Räumlichkeiten befindet sich das Grab privilegierter Personen.

Eine weitere Apsidenkirche wurde ca. 80 m westlich des genannten Gotteshauses ausgegraben, in welcher die Inneneinrichtung samt dem Boden bereits zur Gänze fehlte (Abb. 8).[23] Nur noch ein beigabenloses Steinkistengrab eines Stifters blieb erhalten.

---

16 Der Abstand von der Westwand bis zum Altar (= ca. Sehne der Klerusbank) verhält sich zur Schiffbreite wie 2:1. Demnach entspricht die Westmauer auch dem jeweiligen Westabschluß der Nachfolgebauten.

17 Die Tatsache, daß es sich um eine Apsismauer und nicht um eine Klerusbank handelt, die damals beim Aushub der Baugrube angeschnitten wurde, wird durch die überlieferte Mauerstärke von 60 cm bestätigt.

18 H. Stadler, Mitteilungen zur frühchristlichen Archäologie in Österreich 4,1992,15 ff.

19 Die Bestimmung der nördlich ansetzenden Mauer als Ostwand des Querannex ergibt sich aus der Proportionierung von Länge und Breite des Kirchenschiffes, wie sie in Anmerkung 16 erklärt wird.

20 Vgl. den Platz, welcher von der älteren Kirche, dem Pilgerhaus und der östlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg begrenzt wird: Glaser (Anm.10) 84.

21 H. Stadler, Osttiroler Bote 37,1990, 42 f., vermutet, daß die östliche spätantike Kirche in Oberlienz die Gemeindekirche darstelle und jene unter der Pfarrkirche die Friedhofskirche wäre. Allerdings ist bei der zuletzt genannten bislang kein spätantikes Grab beobachtet worden. Dieser Deutung zufolge würde die Gemeindekirche Mauerwerk mit Lehmbindung und die Friedhofskirche ein solches mit Mörtelbindung aufweisen.

22 L. Bolta, Rifnik pri Šentjurju (1981).

23 D. Pirkmajer, Rifnik. Archäologischer Fundort (1994) 46 ff.

Ein differenziertes Bild gibt aufgrund der umfassenden Grabungen die Höhensiedlung auf dem Hemmaberg in Globasnitz *(Iuenna)* in Unterkärnten. Die spätantike Besiedlung beginnt dort den Grabungsergebnissen im Gräberfeld und im verbauten Gebiet zufolge um ca. 400 n. Chr.[24] In diese Zeit dürfen wir auch die Entstehung der ersten Kirche auf einem noch günstigen Baugelände am Ostrand des Gipfelplateaus ansetzen (Abb. 9).[25] Die Apsidenkirche besaß ursprünglich Märtyrerreliquien unter dem Altar (Abb. 10). Ein privilegierter Personenkreis, Stifter und Priester mit ihren Familien konnten sich außen an der Süd- und Westseite bestatten lassen, um dem Märtyrer bei der Auferstehung nahe zu sein. Am Beginn des 6. Jh. entstehen zwei Doppelkirchenanlagen, wie uns die Funde lehren (Abb. 10).[26] Ihre Gleichzeitigkeit bestimmt die Ausführung der Bodenmosaiken durch die gleiche Mosaikwerkstätte. Eine spätere Ausstattung mit Mosaiken in dem einen oder anderen Bau ist nicht in Betracht zu ziehen, da die verschiedenen Bodenflächen klar zu differenzieren sind. Jene Böden, für welche kein Mosaikbelag vorgesehen war, bekamen einen Ziegelsplittestrich, während für die Mosaiken jeweils als Unterlage ein Mörtelestrich (ohne Ziegelsplittzuschlag) ausgeführt wurde. Die Planung der Kirchen und die vorgesehene Ausstattung gehören also zeitlich zusammen. An beiden Doppelkirchenanlagen ist die Verwendung der gleichen Maßgrundlagen festzustellen.

Die östliche Doppelkirche wurde auf einem Felssporn errichtet. Ein Baukonzept, das für ebenes Baugelände geeignet ist, wurde auf verschiedenen Niveaus verwirklicht; dazu mußten für die Terrassierungsmaßnahmen ungefähr 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet werden. Wäre beispielsweise nur eine Kirche geplant gewesen, hätte man sie in der Mitte des Felssporns ohne Terrassierungsmaßnahmen erbauen können. Der Nachweis der Gleichzeitigkeit ist ein wesentlicher Faktor für die Interpretation von Doppelkirchen und wird hier außerdem durch die Bodenmosaiken der gleichen Werkstätte angezeigt.[27] Die Nordkirche diente für die Eucharistiefeier. In der Apsis der Südkirche befand sich das Märtyrergrab, abgetrennt durch eine Holzschranke, die sicherlich gleichartig gestaltet war, wie die Marmorschranke in der Apsis der südlichen Memorialkapelle der Kirche *extra muros* in Teurnia. Die Südkirche diente demnach für Memorialfeiern, aber auch für die Spendung der Firmung, wie das zugehörige oktogonale Baptisterium nahelegt. Südseitig an der Apsis ist eine Stifterkapelle mit Mosaikbelag angebaut. Das eine der beiden zugehörigen Gräber liegt außen an der Mauer, das andere innerhalb der Kirche. Die Gräber in unmittelbarer Nähe des Märtyrergrabes in der Apsis sind wiederum als Bestattungen "ad sanctos" aufzufassen. Drei weitere Gräber befanden sich an den Außenwänden des Baptisteriums, da auch die Taufe im besonderen symbolisch mit der Auferstehung verknüpft war.[28]

Die westliche Doppelkirchenanlage wurde auf dem abfallenden Hang errichtet.[29] Für die Terrassierungsmaßnahmen zwischen und innerhalb der Bauwerke mußten gleichfalls etwa 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet werden, das reichlich Kleinfunde enthielt. Aufgrund der Funde unter dem Kirchenboden und in den Planierungen an der Nordmauer der Südkirche (Abb. 10: N) ist eine zeitliche Einordnung ins beginnende 6. Jh. möglich. Diese tiefer am Hang liegende Apsidenkirche weist im Bereich des erhöhten Presbyteriums einen Mosaikbelag auf. Das Reliquiengrab befand sich unter der Altarmensa. Ein Stifter- bzw. Priestergrab lag an der Südkante des Presbyteriums, ein

---

24 Glaser (Anm.10) 80; U. Kersting, Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten (Unpubl. Diss. Bonn 1993) 202 ff. u. Katalog,1 ff.
25 Glaser (Anm.10) 65.
26 F. Glaser, Carinthia I 182,1992,19 ff.; ders., ebd.183,1993,165 ff.
27 F. Glaser, Carinthia I 183,1993, 28.
28 Paulus, Röm. 6, 3; Tertullian, De bapt. 19.
29 Glaser (s. Anm. 26).

anderes außen an der Südmauer und ein drittes im Narthex. Dieses Gotteshaus weist alle Merkmale einer Kirche für die Eucharistiefeier auf. Der hangaufwärts parallel gelegene Sakralbau ist etwas nach Westen versetzt (Abb. 9: 0). Den Boden des Narthex hatte man deutlich tiefer gelegt als den des Kirchenschiffes, damit der Zugang von Süden her, vom Vorplatz der benachbarten Kirche, erfolgen konnte: ein wichtiges Detail, das die gegenseitige funktionale Abstimmung der Kultbauten andeutet. In dieselbe Richtung weisen die offenen einander zugewandten Hallen der beiden Kirchen. Es handelt sich bei dem zweiten Sakralbau um eine Apsidenkirche mit Querannexen. Der erhöhte Ostteil war durch Schranken abgetrennt und gegliedert, sowie über seitliche Stufen zugänglich. Der Beckenboden läßt auf eine Piscina schließen, sodaß eine Deutung als Taufkirche zutreffend ist.[30] Dazu paßt auch das Fehlen der Klerusbank. Einen Tisch in der Apsis darf man in Verbindung mit der Spendung der Firmung vermuten. Bestattungen waren östlich und südlich der Piscina sowie an der Südwestecke des Narthex zu beobachten. Sie können als Stifter- oder Priestergräber angesehen werden.
Wir haben gesehen, daß auf dem Hemmaberg alle kultischen und liturgischen Einrichtungen zur gleichen Zeit verdoppelt wurden. Daraus muß der Schluß auf zwei Christengemeinden gezogen werden. Die Kirchen für die Eucharistiefeier erhalten eine Länge, wie die Bischofskirche in Teurnia nach ihrer Vergrößerung in der zweiten Bauperiode. Mit dem Hinweis auf "Bedarf" kann die Errichtung der großen und zahlreichen Sakralbauten auf dem Hemmaberg nicht begründet werden. Für die Stifter mußte der Hemmaberg bedeutend genug gewesen sein, um ihr Kapital dort einzusetzen und auch einen privilegierten Begräbnisplatz in der Kirche möglichst nahe beim Märtyrer zu bekommen, dessen Gebeine vielleicht sogar sie selbst besorgt hatten. Eine Folge der Märtyrerverehrung ist das Pilgerwesen, das verschiedene Einrichtungen, wie z.B. Pilgerhäuser mit Speisesaal, Küche und Unterkünften notwendig machte. Der Laienraum in den beiden Feierkirchen wurde gegenüber der älteren Kirche fast verdoppelt. Dieses im Ostalpenraum singuläre Phänomen ist neben dem besonderen Baukonzept und der Ausstattung als weiterer Hinweis auf das Pilgerwesen zu werten. An Pilgerorten mit einem verehrungswürdigen Heiligen wurden oftmals noch weitere Reliquien zugebracht[31], wie das auch am Hemmaberg erkennbar ist.
Auffallend ist, daß für jede der beiden Doppelkirchenanlagen ca. 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet wurde, während auf dem flachen Gelände, dem Plateau des Hemmaberges, keine Sakralbauten entstanden. Daraus ist zu schließen, daß das günstige Baugelände den Christen nicht zur Verfügung stand, d.h. auch nicht käuflich erworben werden konnte. Geht man davon aus, daß sich im Bereich des Plateaus das römerzeitliche Heiligtum der keltischen Gottheit *louenat* befand, der durch einen Votivaltar der römischen Kaiserzeit bezeugt wird, dann wird die Situation verständlicher: Das Heiligtum des *louenat* war noch in Betrieb, als die erste Kirche um oder bald nach 400 errichtet wurde. Für die Kirche stand ein relativ günstiger Bauplatz am Ostrand des Plateaus zur Verfügung. Nach der Konfiskation des heidnischen Tempellandes fiel dieses dem Fiskus, der zuständigen Finanzverwaltung, zu. Oft gelangte solches ehemaliges Tempelland über den Fiskus in den Besitz von Christengemeinden, aber nicht immer, wie der Streit des Bischofs von Gerasa (Jordanien) mit den Curialen der Stadt zeigt.[32]
Daraus kann gefolgert werden, daß die zuständige Verwaltung am beginnenden 6. Jh. den besten Bauplatz auf dem Plateau weder der einen noch der anderen Christenge-

30 F. Glaser, Arheoloski vestnik 46,1995, im Druck.
31 Paulinus Nol., Epist. 23, 1; ders., Carm. 27, 401-455.
32 Markos diac., Vita Porphyrii episcopi Gazensis 24, 95.

meinde überließ oder verkaufte. Ein Grund für ein solches Verhalten ist naheliegend. Wenn keine der beiden Christengemeinden öffentliches Gut erwerben konnte, war kein Anlaß zu Streitigkeiten gegeben. Im Falle der westlichen Doppelkirchenanlage hatten die Stifter schon das Areal samt Wohnbauten besessen oder erworben, wie die Heizkanäle und spärlichen Baureste unter den Gotteshäusern bezeugen.
Wie die Datierung der archäologischen Kleinfunde auf dem Hemmaberg zeigt, werden die beiden Doppelkirchenanlagen im frühen 6. Jh. errichtet. Da in dieser Epoche zwischen 493 und 536 Norikum zum Herrschaftsgebiet der Ostgoten gehörte, kann man auf dem Hemmaberg mit einer katholischen Christengemeinde der Romanen und einer arianischen Gemeinde der Goten rechnen.[33] Die Goten der zivilen militärischen Verwaltung gehörten zum Teil einer sozialen Klasse an, die auch als Kirchenstifter in Frage kamen. Auf dem Hemmaberg aber zeigt sich, daß die Gräber in und bei den Kirchen ohne Trachtzubehör waren, wenn man von einer Gürtelschließe, einem Haubenringlein und einem Parfumfläschchen absieht. Auch in den mittelalterlich zerstörten Gräbern fanden sich keine Hinweise auf einstiges Trachtenzubehör oder auf Beigaben. Selbst in Italien hängt die geringe Zahl aufgefundener Gräber mit einer Anweisung Theoderichs zusammen, daß sich die Ostgoten wie die christlichen Romanen beigabenlos bestatten lassen sollen.[34] Da das gotische Heer polyethnisch aufgebaut war[35], können auch anthropologische Bestimmungen des Skelettmaterials keine Entscheidung in der ethnischen Zuordnung der Gräber bringen.
Auf dem militärischen und zivilen Sektor der Verwaltung konnten die Goten die vorhandenen öffentlichen Gebäude und festungstechnischen Einrichtungen übernehmen. Da Theoderich den oströmischen Kaiser als Herren über das Reich anerkannte, gab es im Verwaltungsbereich rechtlich keinen Bruch. Schwieriger war es auf religiösem Sektor, da die Goten bewußt den Arianismus (in der Form des Homöertums) beibehielten.[36] Wenngleich, soweit bisher erkennbar, die formale Ausstattung von arianischen und katholischen Kirchen gleichartig ist, konnten trotz aller Toleranz nicht dieselben Sakralbauten für den Gottesdienst benutzt werden. Also mußten wenigstens an den Verwaltungssitzen und an militärischen Stützpunkten auch weitere Kirchen geschaffen werden. In Städten, in welchen bereits zwei Kirchen unterschiedlicher Funktion vorhanden waren, konnte auch eine davon von den Arianern übernommen bzw. adaptiert werden. Im Fall des Hemmaberges wurden die Stiftungen aus den genannten Gründen auch in einer gewissen Konkurrenz im Pilgerheiligtum durchgeführt. Auf dem Hemmaberg sind aber auch zwei Taufkirchen vorhanden. Bekanntlich lassen die Arianer die Konvertiten nochmals taufen, denn gerade in der Taufformel zeichnete sich, wie oben dargelegt, der Unterschied zum dreifaltigen Gott der Katholiken ab.
Dieses Nebeneinander zweier Gemeinden, einer katholischen und einer arianischen, wird durch die Verdoppelung aller notwendigen kultischen und liturgischen Einrichtungen und durch ihre gleichzeitige Entstehung auf dem Hemmaberg deutlich. Lassen sich aber auch klärende Aspekte für Lavant und Oberlienz gewinnen? Das dürfte der Fall sein, wenn man sich die Gesamtsituation vor Augen hält. Bislang konnte man beobachten, daß im Zentralraum Binnennorikums die frühchristlichen Kirchen mit der Einwan-

---

33 U. Kersting, Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten (1994) 49 f., vermutet die Errichtung zweier Baptisterien als Anlaß für die getrennte Männer- und Frauentaufe. Eine solche Vermutung berücksichtigt nicht die Funktionen zweier Doppelkirchen und hat keine Parallelen vorzuweisen.

34 Cassiodor, Variae 4, 34.

35 H. Wolfram, Die Goten (1990, 3. Aufl.) 300 f.

36 G. Cuscito, La crisi ariana tra Aquileia e Ravenna. Antichità Altoadriatiche 13,1978, 347 ff.; R. Sörries, Die Bilder der Orthodoxen im Kampf gegen den Arianismus (1983) 54 ff. (zum Homöertum); H. v. Schubert, Das älteste germanische Christentum oder der sogen. "Arianismus der Germanen" (1909).

derung der "heidnischen" Slawen um 610 enden[37] und die späteren Gotteshäuser nicht mehr daran anknüpfen. Im alpinen Teil der Raetia II, in dem die bereits christianisierten Baiern um 600 als neue Machthaber auftraten, sind bislang hingegen alle spätantiken Kirchen unter bestehenden Gotteshäusern entdeckt worden. In Osttirol, dem slawisch-bairischen Grenzraum, waren bis vor kurzem beide Phänomene, aber an verschiedenen Orten, zu beobachten. Nun gilt aber für Oberlienz und Lavant, daß nur jeweils eine spätantike Kirche aufgelassen, an der anderen aber die Kulttradition fortgesetzt wurde. Daraus ist zu schließen, daß jeweils am Platz der katholischen Kirche Kontinuität vorliegt. Das arianische Gotteshaus dagegen war bereits jeweils mit dem Ende der Gotenherrschaft zugrunde gegangen. Damit muß man den Osttiroler Raum siedlungsgeschichtlich im Frühmittelalter wohl ebenso wie das Gebiet der Raetia II beurteilen und eine deutliche Rolle von Restromanen vermuten. Die Kontinuität von Kirchen in Osttirol (Patriasdorf/Lienz, Lavant und Oberlienz) zeichnet dem bisherigen Kenntnisstand zufolge einen klaren Unterschied zum Kärntner Zentralraum, dem Gebiet Karantaniens, in dem die Slawen dominant waren.

Vom Burgberg von Säben (Sabiona) in der Raetia II kennt man auch zwei Kirchen, wovon eine am höchsten Punkt eine Kontinuität bis zum heutigen Tag aufweist, während das Gotteshaus am Abhang des Berges vor der ersten Hälfte des 7. Jh. aufgelassen wurde (Abb. 11).[38] Bei dem spätantiken Sakralbau unter der Hl. Kreuz-Kirche handelt es sich um eine kleine rechteckige Doppelkirche (Abb. 12). Im nördlichen Saal ist an der Westseite ein Raum mit einem Heiligengrab abgetrennt, während der südliche sicherlich für die Eucharistiefeier diente. Östlich davon blieben Boden- und Mauerreste sowie die Piscina eines Baptisteriums erhalten.

Auch unweit der Kirche im Weinberg wurde unter der Marienkirche eine Piscina und Mauerreste eines Baptisteriums festgestellt. Das spätantike Gotteshaus existierte bereits am Beginn des 5. Jh., besaß aber noch keine Klerusbank, sondern nur ein Reliquiengrab in der Apsis (Abb. 13: Phase 1). Erst zu einem späteren Zeitpunkt wurde eine Priesterbank und eine Reliquienkammer unter dem Altar geschaffen, sodaß hier die Eucharistiefeier stattfinden konnte (Abb. 13: Phase 2a). Nach einem Brand wurden Ausbesserungsarbeiten durchgeführt und Apsiden angebaut (Abb. 13: Phase 2b), bereits in einer 3. Periode gab man die Zweckbestimmung als Kirche auf (Abb. 13: Phase 3). Wäre der Fall Säben singulär, könnte man noch das Erklärungsmodell mit Neubauten und Verlagerung der liturgischen Funktionen, also eine zeitliche Abfolge, in Betracht ziehen.[39] Aber auch hier bleibt schon eine Schwierigkeit für die erste Periode, weil bei dieser Memorialkirche die übliche Klerusbank für den Gemeindegottesdienst fehlt. Demnach muß man annehmen, daß die Eucharistiefeier in einer anderen Kirche stattfand, d.h. daß zu dieser Zeit bereits die Doppelkirche auf dem Gipfel bestand.

Erst mit der Einrichtung der gotischen Verwaltung wurde auch am Säbener Burgberg ein zweites Gotteshaus für die Eucharistie benötigt (Abb. 13: Phase 2a). Daher stattete man die ursprüngliche Memorialkirche mit einer Klerusbank, einer aufwendigen Reliquienkammer, einem erhöhten Presbyterium und einer Solea aus. Die neuerliche Änderung der Zweckbestimmung der Kirche wird deutlich durch die Translation der Reliquien und das damit verbundene Abtragen der Altarmensa (Abb. 13: Phase 3). Das geschah wohl am Ende der Ostgotenherrschaft (um 536), als hier kein Gottesdienst

---

37 Paulus Diac., Hist. Lang. 4, 39.

38 V. Bierbrauer/H. Nothdurfter, Der Schlern 62,1988, 243 ff. (vgl. auch dies., Die archäologischen Quellen. In: S. K. Moser [Hrsg.], Säben [1992] 38 ff. mit weiteren Photos); P. Gleirscher, Von der bronzezeitlichen Siedlung am Kofel zum castellum *ruptum*. In: Der Kofel in Kastelruth (1990) 19 mit Anm. 22 u. 30.

39 Bierbrauer/Nothdurfter (Anm. 38) 288. Diese "Chronologie" mit "liturgiegeschichtlichem" Hinweis hinterfragt bei P. Gleirscher, Der Schlern 60,1986, 562.

mehr gefeiert wurde. Es wäre denkbar, daß die Goten - wie anderenorts abziehende Romanen - die Märtyrerreliquien mitgenommen haben. In der Folge wurde das Presbyterium zuplaniert, nur die Klerusbank blieb als Rest bestehen. Bis in die Zeit um 700 ist noch weitere Bestattungstätigkeit in dieser Zone nachzuweisen. Die Beobachtung von profaner Nutzung des nördlichen Längsannexes der Säbener Kirche ist von Bedeutung[40], weil auf dem Hemmaberg ein ähnlicher Befund vorliegt. Hier wurden im Narthex und in der nördlichen Halle der Kirche für die Eucharistiefeier (Abb. 10: N) derartige Spuren profanen Gebrauchs festgestellt.[41]

Ohne Zweifel sind zwei Baptisterien in einer alpinen Siedlung ein hervorstechendes Merkmal. Wenn man von Baptisterien zweier christlicher Bekenntnisse spricht, denkt man an das arianische und an das orthodoxe (katholische) Baptisterium in Ravenna, der Hauptstadt des Ostgotenreiches. Aber auch in Grado werden die beiden Kirchen, welche mit einem Baptisterium ausgestattet sind, jeweils einer arianischen und einer katholischen Gemeinde zugeordnet. Die Basilica S. Eufemia ist das katholische Gotteshaus, heute der Dom von Grado. Die Kirche an der Piazza Vittoria kam durch Ausgrabungen zutage und wird als arianische Kirche angesehen.[42]

S. Tavano hat versucht, am Bauwerk selbst ein Unterscheidungsmerkmal zu finden, nämlich die unterschiedliche Form der Piscinen in den Baptisterien. In Aquileia und S. Eufemia wären es jeweils sechseckige Becken, während in der arianischen Kirche auf der Piazza Vittoria ein Quadrat mit eingezogenen Seiten gewählt wurde.[43] Tatsächlich gibt es bei den theodorianischen Kirchen am Beginn des 4. Jh. in Aquileia auch eine ringförmige Piscina und in der posttheodorianischen Periode wurde eben eine sechseckige Piscina ebenfalls mit eingezogenen Seiten verwirklicht.[44] Es gibt offensichtlich keine architektonischen Merkmale, um arianische Kirchen von katholischen unterscheiden zu können. Hilfreich könnte ein literarisches Zeugnis sein, das berichtet, Bischof Macedonius (539-557) hätte in Grado eine Kirche für den Hl. Johannes den Evangelisten gegründet und geweiht. Da diese Gründung in die Zeit der byzantinischen Rückeroberung fällt, denkt S. Tavano, daß diese ursprünglich arianische Kirche von Bischof Macedonius nach einem Brand abgetragen und vergrößert auf einer 1 m hohen Schuttplanierung wieder aufgerichtet wurde.[45]

Zwar sind in Teurnia, der spätantiken Provinzhauptstadt Binnen-Norikums, noch nicht die Baptisterien entdeckt, doch wird man auch an diesem Bischofssitz mit dem gleichen Phänomen zweier Christengemeinden während der mehr als vierzigjährigen Gotenherrschaft rechnen müssen. In Analogie zu Trient und Säben befand sich innerhalb der Stadtmauern die katholische Bischofskirche[46], während der arianische Bischof die Kirche außerhalb der Stadtmauern nutzte.[47] Zu dieser Kirche *extra muros* gehörte auch ein großer Saal (7 x 12 m), der vermutlich als repräsentativer Raum diente.[48] Dieser Saal war mit seiner Längsachse und damit mit größerem Bauaufwand auf die Kirche ausgerichtet worden. Billiger wäre es dagegen gewesen, den Saal parallel zum abfallenden Hang anzulegen. Dieser Saalbau ging vielleicht bald nach dem Abzug der Ostgoten zugrunde, weil er nicht mehr für den arianischen Bischof gebraucht wurde. Auf

---

40 Bierbrauer/Nothdurfter (Anm. 38) 281.

41 S. Schretter weist im Zuge der Bearbeitung des Fundmaterials aus dem Narthex und der nördlichen Halle auf die zahlreichen ganzen Gefäße hin, die eine profane Nutzung bezeugen.

42 S. Tavano, Grado (1976) 191; G. Cuscito, Die frühchristlichen Basiliken von Grado (1986) 5.

43 Tavano (Anm. 42) 189.

44 L. Bertacchi, Architettura e Mosaico. In: Da Aquileia a Venezia (1980) 224.

45 Tavano (Anm. 42) 191.

46 F. Glaser, Teurnia: Römerstadt und Bischofssitz (1992) 94 ff.

47 R. Egger (Anm.13) 12 ff.

48 F. Glaser, Mitteilungen zur frühchristlichen Archäologie 6, 1994, 29 ff.

jeden Fall ist der Bau in der zweiten Hälfte des 6. Jh. eine Ruine und war ins Gräberfeld miteinbezogen. Mag die Kirche *extra muros* ursprünglich als Begräbniskirche der Bischöfe von Teurnia gedacht gewesen sein, dürfte sie nach 493 den Arianern gedient haben. Diese Übernahme könnte auch erklären, warum die Bischofskirche in der Stadt in der ersten Hälfte des 6. Jh. nach einem Brand auf die gleiche Länge gebracht und das Presbyterium repräsentativ mit einem Trikonchos ausgestattet wurde. Der Laienraum wurde damals nicht vergrößert.

Da entsprechende Gräberfelder mit faßbarer gotischer Bevölkerung bisher in Norikum fehlen und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft irreführend waren[49], wird man versuchen, die Funktion der Bauten bei den spätantiken Kirchen zu ergründen. Zwei Kirchen in einer Siedlung können nicht mehr allein durch "zeitliche Abfolge" oder als "Gemeinde- und Friedhofskirche" oder als "Doppelkirche" erklärt werden. Um von einer Doppelkirche zu sprechen, muß die funktionale Bedeutung geklärt sein, da eben auch Kirchen zweier verschiedener Konfessionen in Betracht kommen. Daher bedarf es zukünftiger Grabungen, um etwa die spätantiken Anlagen auf dem Grazerkogel im Zollfeld, im Weichbild *Virunums,* oder auf dem Duel bei Feistritz an der Drau genauer zu erforschen.[50] Der unverständliche Grundriß eines großen Gebäudes mit einem Baptisterium nördlich der Kirche auf dem Duel ist großteils Rekonstruktion. Es ist nicht auszuschließen, daß sorgfältige Grabungen hier eine weitere Kirche zutage bringen könnten. Daß diesem Gebäude, welches eine fast doppelte Grundfläche der bislang dort bekannten Kirche einnimmt, eine Schlüsselstellung zum Verständnis der spätantiken Befestigung auf dem Duel zukommt, ist einleuchtend.

Abschließend sei ein kurzer Exkurs zu den Kirchen mit Querannexen angefügt. Die Transepte der frühchristlichen Basiliken hat G. Stanzl in vier Formen gegliedert, unter denen als ältestes Beispiel die Lateransbasilika mit einem "Seitenschifftransept" anzuführen ist (Abb. 15: Nr. 16).[51] Unter dem Begriff *basiliche cruciformi* stellte S. Piussi Kirchen dieser Art im Adriaraum zusammen.[52] Die querliegenden Räume vor dem Apsisansatz öffnen sich oft nachweisbar gegen den Altarraum und sind auch in Kirchen des Alpenraumes zu finden (Abb. 15).[53] Diese Querannexe können mit den Außenfluchten der seitlichen Schiffe oder Hallen abschließen oder ein wenig vorspringen. Eine Tür führte vom Querannex in die seitlichen Hallen, wie dies manchmal nachgewiesen ist. Für die Funktion eines Querannexes gibt im Alpenraum bislang nur die Bischofskirche (Periode 1) in Teurnia einen Hinweis: eine an drei Seiten umlaufende Bank war auf den Altar hin ausgerichtet (Abb. 15: Nr. 6). In der Kirche *extra muros* in Teurnia und in Säben (im Weinberg: Phase 2b) waren die Querannexe zusätzlich durch eine Türöffnung mit den seitlichen Reliquienkapellen verbunden (Abb. 15: Nr. 11 und Nr. 14). Damit fügt sich auch dieser Bautypus in Rätien und Norikum in den Rahmen der Grundrißkonzepte, die in der frühchristlichen Welt gebräuchlich sind, wenngleich bei den kleineren Kirchen der Alpenprovinzen das Transept gleichsam als archi-

---

49 E. Schaffran, Jahreshefte Österr. Archäol. Inst. 43,1955, Beibl.122 f.

50 Grazerkogel: Egger (Anm.13) 106 ff. - Duel: Ders., Jahreshefte Österr. Archäol. Inst. 25,1929, Beibl. 159 ff.; ders., in: Atti del 3. Congresso Internaz. di Archeologia cristiana 1932 (1934) 290 ff.; Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 6, 1986, 226 ff.: s.v. Duel (H. v. Petrikovits).

51 G. Stanzl, Längsbau und Zentralbau als Grundthemen der frühchristlichen Architektur (1979) 21 Taf. 27; Th. Ulbert, Die religiöse Architektur im östlichen Illyrium. In: Actes du Xe congrès international d'archeologie chretienne 1980 (1984) 166 ff.

52 S. Piussi, Le basiliche cruciformi nell'area adriatica. Antichità Altoadriatiche 13, 1978, 437 ff.

53 H. R. Sennhauser, St. Ursen-St. Stephan-St. Peter. Die Kirchen von Solothurn im Mittelalter. Beiträge zur Kenntnis des frühen Kirchenbaus in der Schweiz (1990) 141, gebraucht den Begriff "Seitenannex". Der verwendete Begriff "Querannex" soll die Assoziation mit den Querschiffen herstellen.

tektonisches Zitat der großen Vorbilder verwendet wird.[54] In Südtirol mag neben Säben (Abb. 15: 14) und St. Peter in Altenburg (Abb. 15: 13)[55] auch die Kirche von St. Peter über Gratsch[56] in diese Reihe gehören.

Abbildungslegenden

Abb. 1: Claustra *Alpium Iuliarum* (nach P. Petru).

Abb. 2: Lavant. Lageplan mit den zwei spätantiken Kirchen (ergänzt nach W. Alzinger).

Abb. 3: Lavant. Erste und zweite Bauperiode der westlichen spätantiken Kirche (ergänzt nach W. Alzinger).

Abb. 4: Lavant. Spätantike Kirche unter der Pfarrkirche St. Ulrich. Rekonstruktion des Grundrisses (ergänzt nach M. Tschurtschenthaler/K. Winkler).

Abb. 5: Oberlienz. Lageplan mit den zwei spätantiken Kirchen (ergänzt nach W. Sydow und H. Stadler).

Abb. 6: Oberlienz. Spätantike Kirche unter der Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt. Rekonstruktion des Grundrisses (ergänzt nach W. Sydow).

Abb. 7: Oberlienz. Spätantike Kirche östlich der heutigen Pfarrkirche. Rekonstruktion des Grundrisses (ergänzt nach H. Stadler).

Abb. 8: Rifnik bei Šentjur. Lageplan der zwei spätantiken Kirchen (nach S. Ciglenecki und D. Pirkmajer).

Abb. 9: Hemmaberg (Globasnitz). Lageplan mit den spätantiken Kirchen.

Abb. 10: Hemmaberg (Globasnitz). Fünf spätantike Kirchen.

Abb. 11: Säben, Burgberg. Lageplan der zwei spätantiken Kirchenanlagen und der zwei Baptisterien (nach V. Bierbrauer/H. Nothdurfter).

Abb. 12: Säben, Burgberg. Spätantike Doppelkirche unter der Hl. Kreuz-Kirche (nach V. Bierbrauer/H. Nothdurfter).

Abb. 13: Säben, Burgberg. Bauperioden der spätantiken Kirche im Weinberg (nach V. Bierbrauer/H. Nothdurfter).

Abb. 14: Teurnia, St.Peter im Holz. Lageplan der zwei spätantiken Kirchen.

Abb. 15: Ausgewählte Querannexkirchen: 1. Genf, Saint Gervais. 2. Celeia (Celje). 3. Aquileia, Basilica della Beligna. 4. Carignan, Saint-Pierre. *5.* Aquileia, S. Giovanni. 6. Teurnia (St. Peter im Holz), Bischofskirche I. 7. Teurnia (St. Peter im Holz), Bischofskirche II. 8. Duel bei Feistritz. 9. Lavant, St. Ulrich. 10. Oberlienz, östlich der Pfarrkirche. 11. Teurnia, Kirche *extra muros*. 12. Hemmaberg, Taufkirche. 13. Altenburg, St. Peter. 14. Sabiona (Säben), Kirche im Weinberg. 15. Iulium Carnicum (Zuglio).16. Rom, Lateransbasilika.

---

54 Stanzl (Anm. 51) 20, zur Frage von "Zitaten" in der Architektur.
H. Nothdurfter, St. Peter in Altenburg. In: L. Andergassen, Kirchen in Kaltern (1992) 38 ff..

55 H. Nothdurfter, St. Peter in Altenburg. In: L. Andergassen, Kirchen in Kaltern (1992) 38 ff..

56 R. Lunz, Frühmittelalterliche Stuckornamente von St. Peter bei Meran (1978) mit Plan; P. Gleirscher, La Chiesa di San Pietro. In: C. Romeo, Invito a Castel Tirolo (1991) 68 ff. - Unterhalb von Schloß Tirol wurde letzthin eine weitere frühchristlich-frühmittelalterliche Kirche freigelegt.

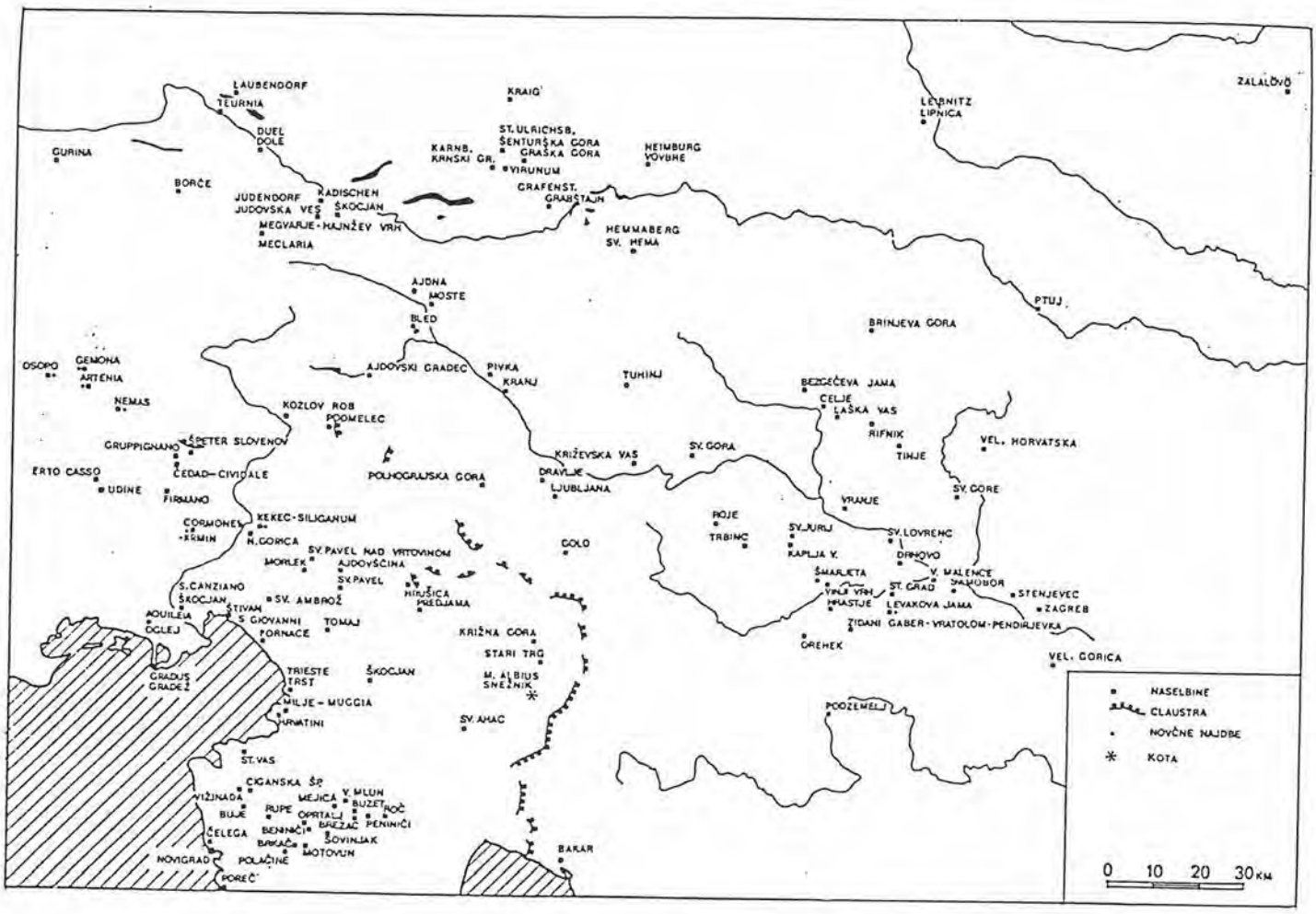


Abb. 1: Claustra Alpium Iuliarum

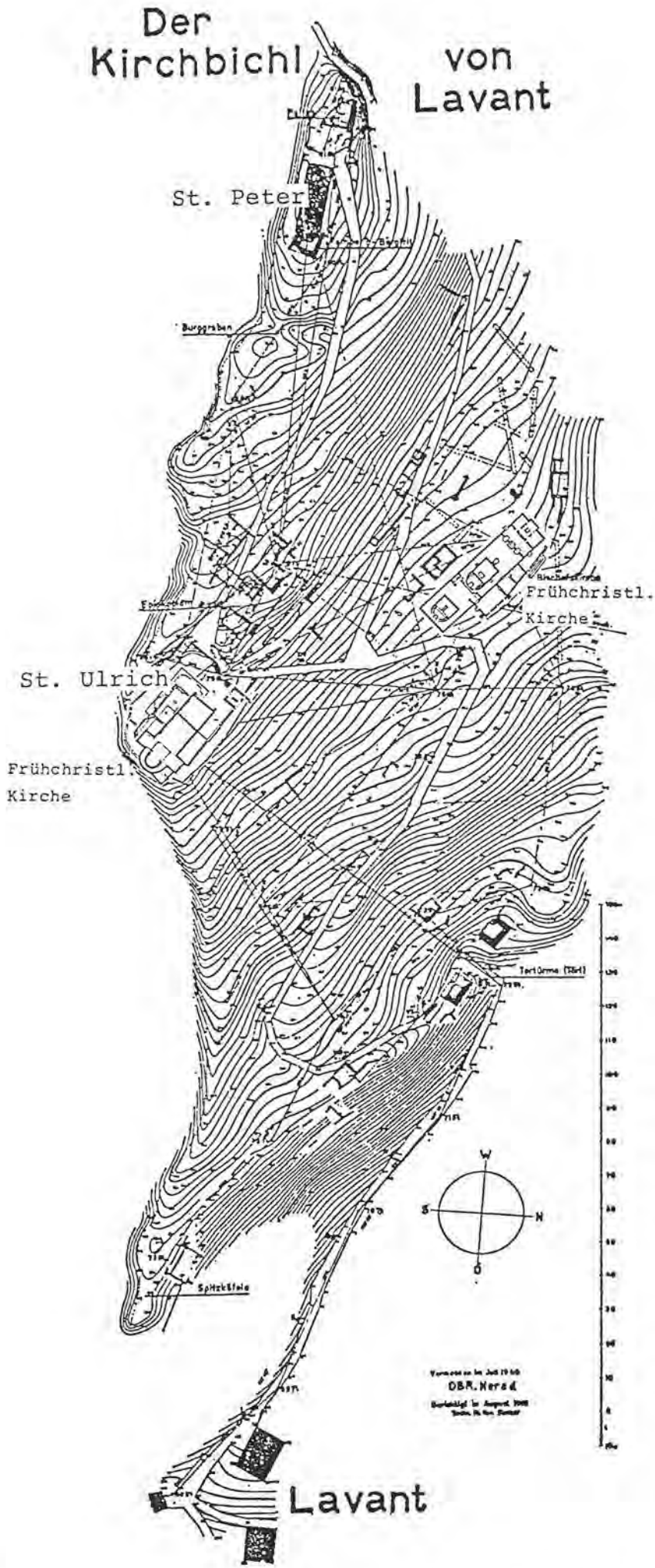


Abb. 2: Lavant. Lageplan mit den zwei spätantiken Kirchen.

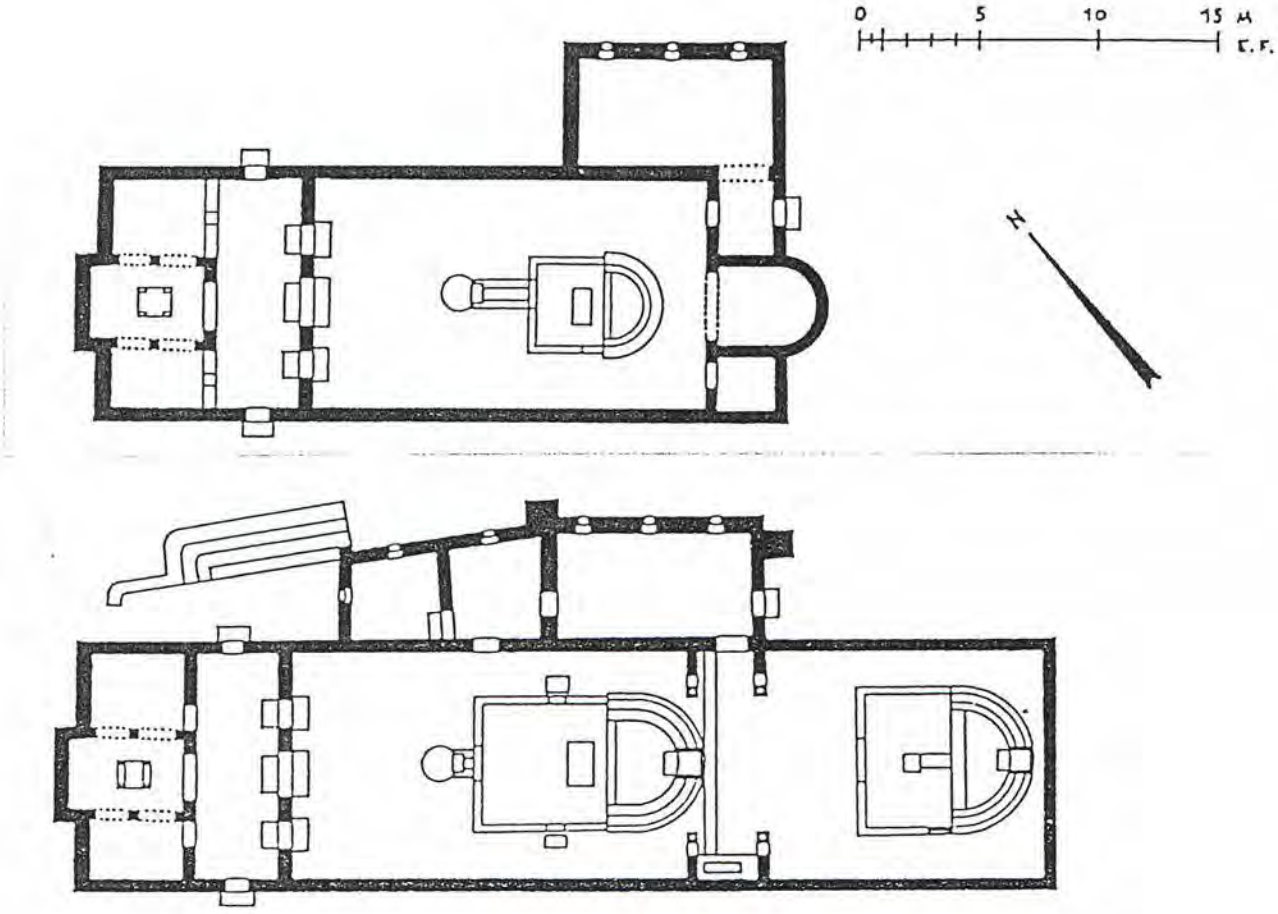


Abb. 3: Lavant. Erste und zweite Bauperiode der westlichen spätantiken Kirche.

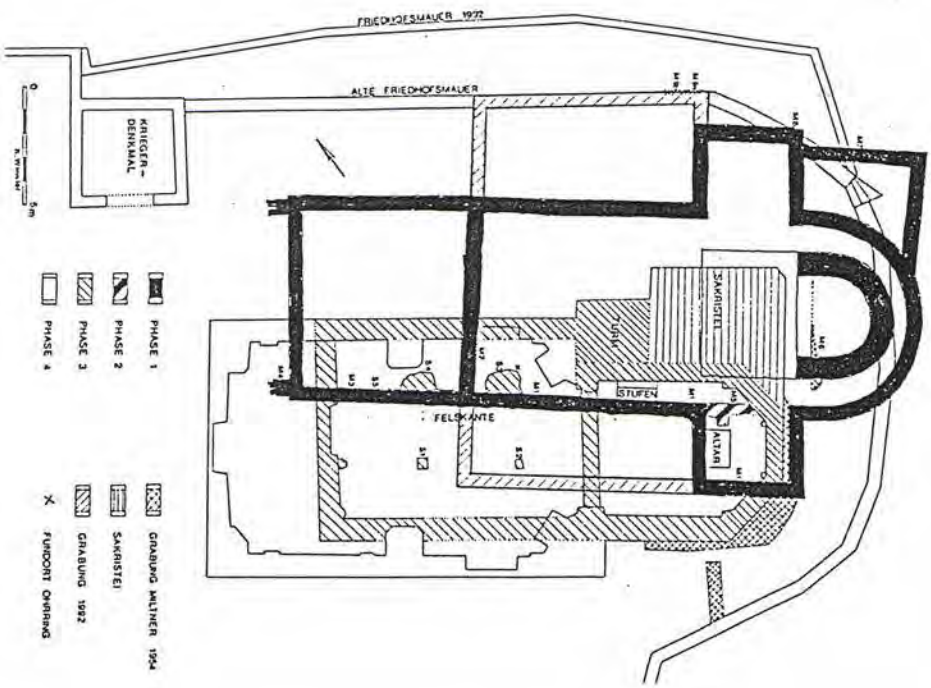


Abb. 4: Lavant. Spätantike Kirche unter der Pfarrkirche St.Ulrich. Plan und Rekonstruktion.

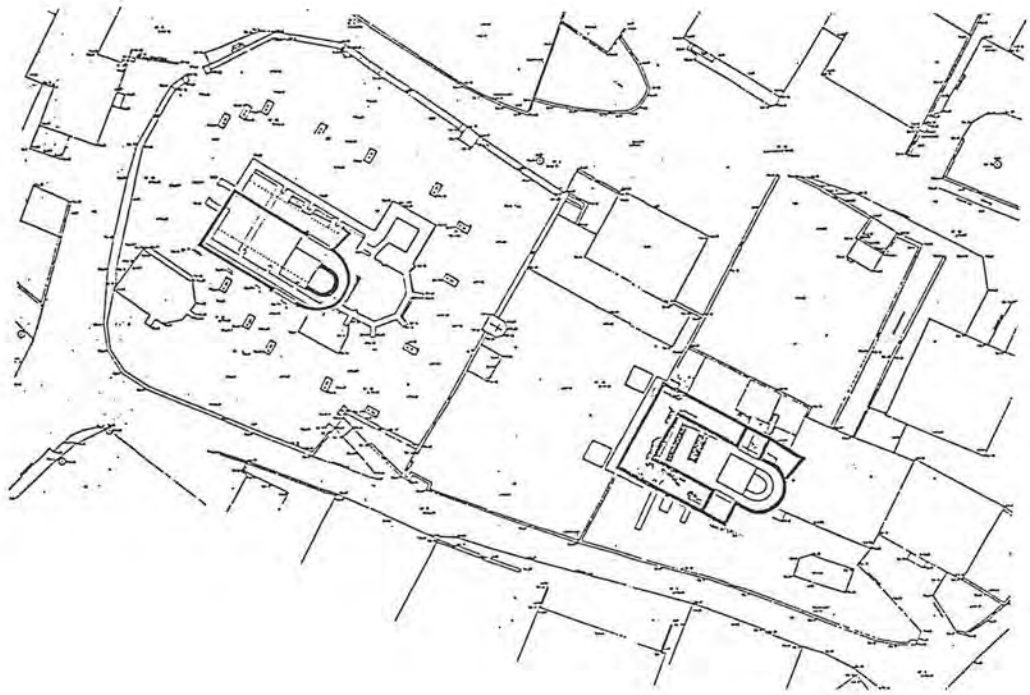


Abb. 5: Oberlienz. Lageplan mit den zwei spätantiken Kirchen

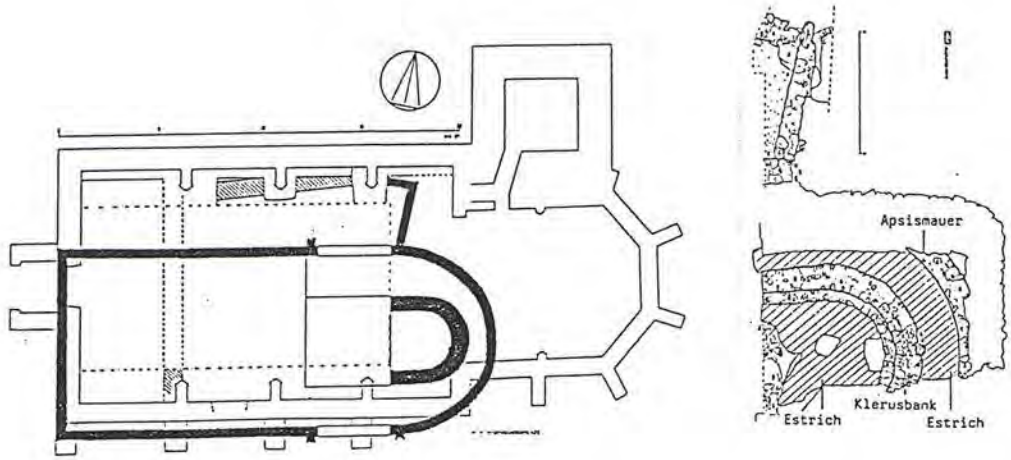


Abb. 6: Oberlienz. Spätantike Kirche unter der Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt. Rekonstruktion des Grundrisses.

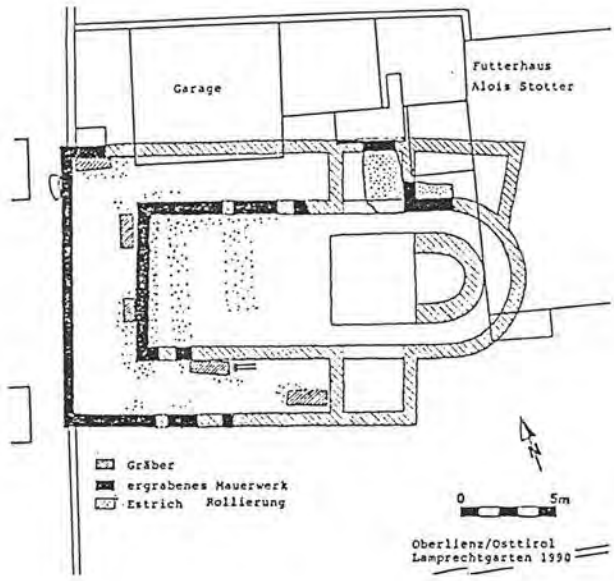


Abb. 7: Oberlienz. Spätantike Kirche östlich der heutigen Pfarrkirche.

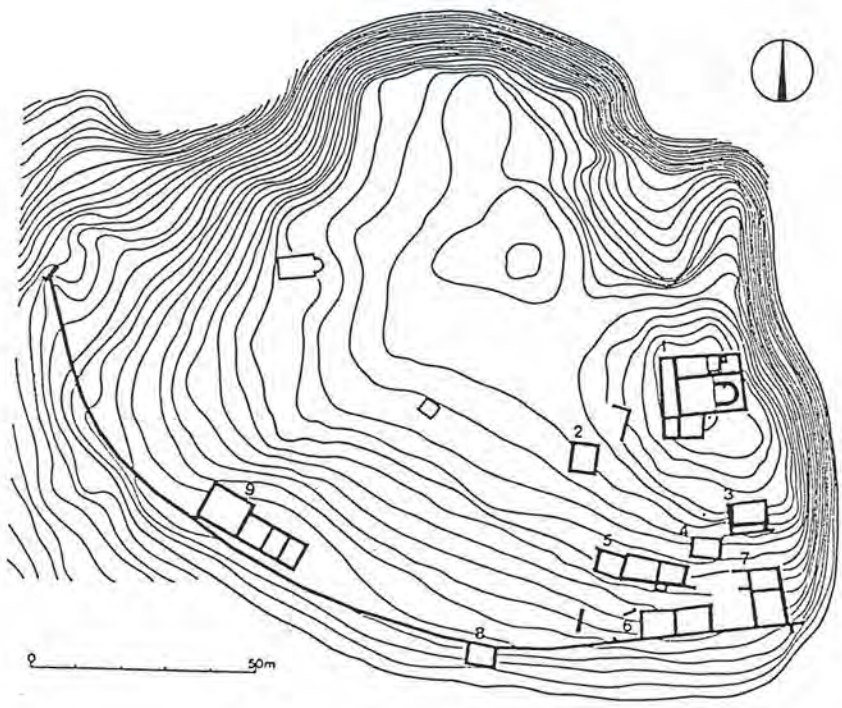


Abb. 8: Rifnik bei Šentjur. Lageplan der zwei spätantiken Kirchen.

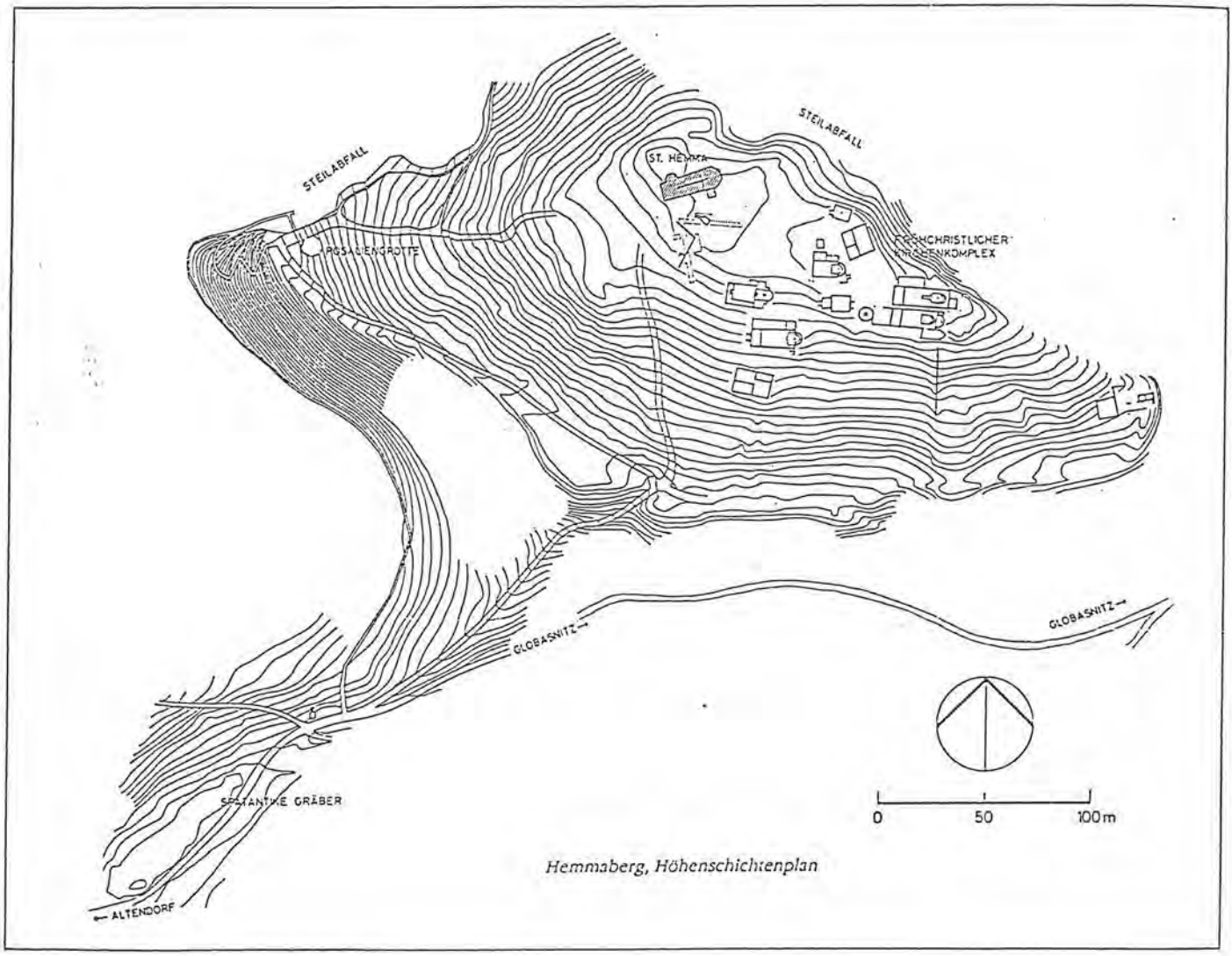


Abb. 9: Hemmaberg (Globasnitz). Lageplan mit den spätantiken Kirchen.

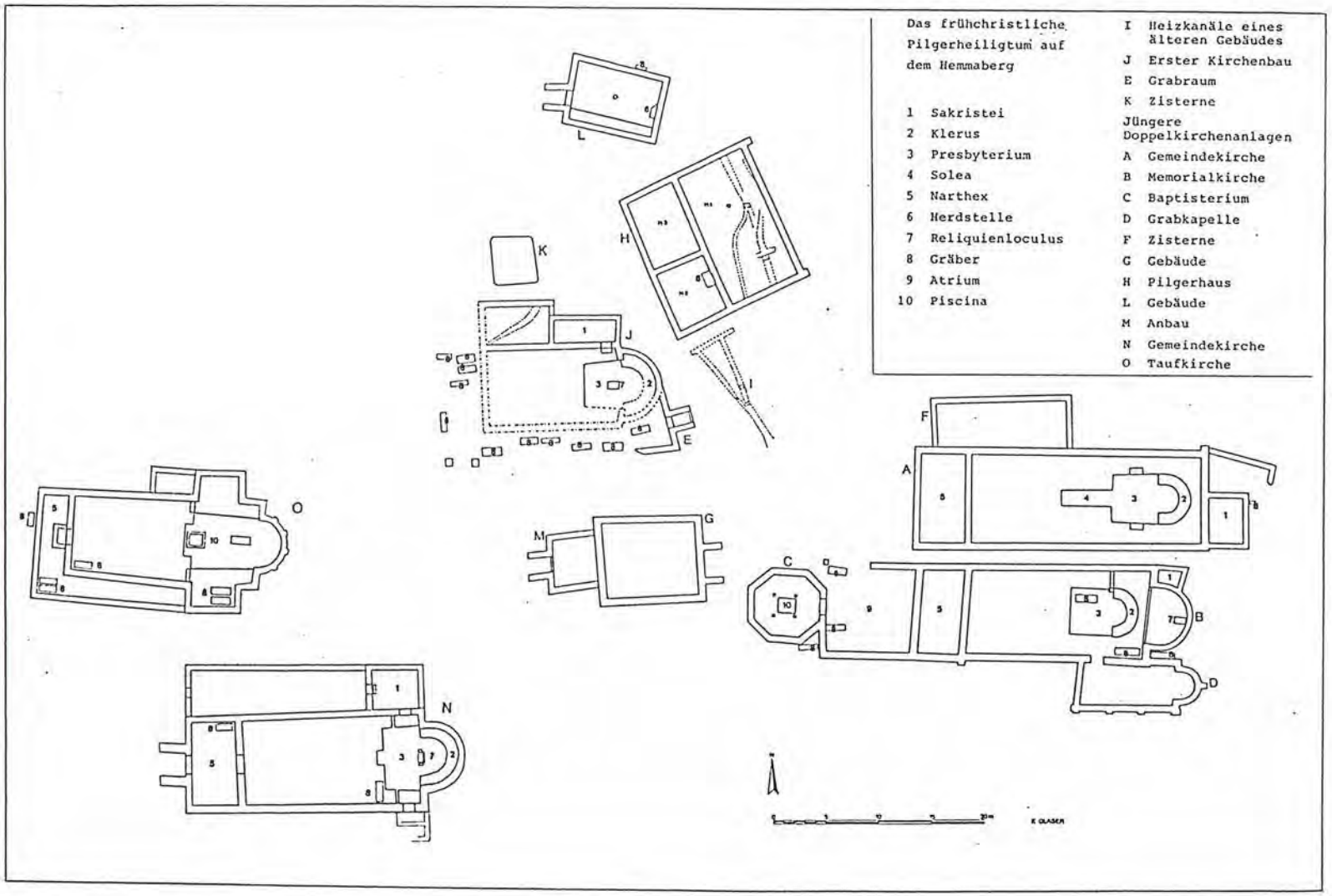


Abb. 10: Hemmaberg (Globasnitz). Fünf spätantike Kirchen.

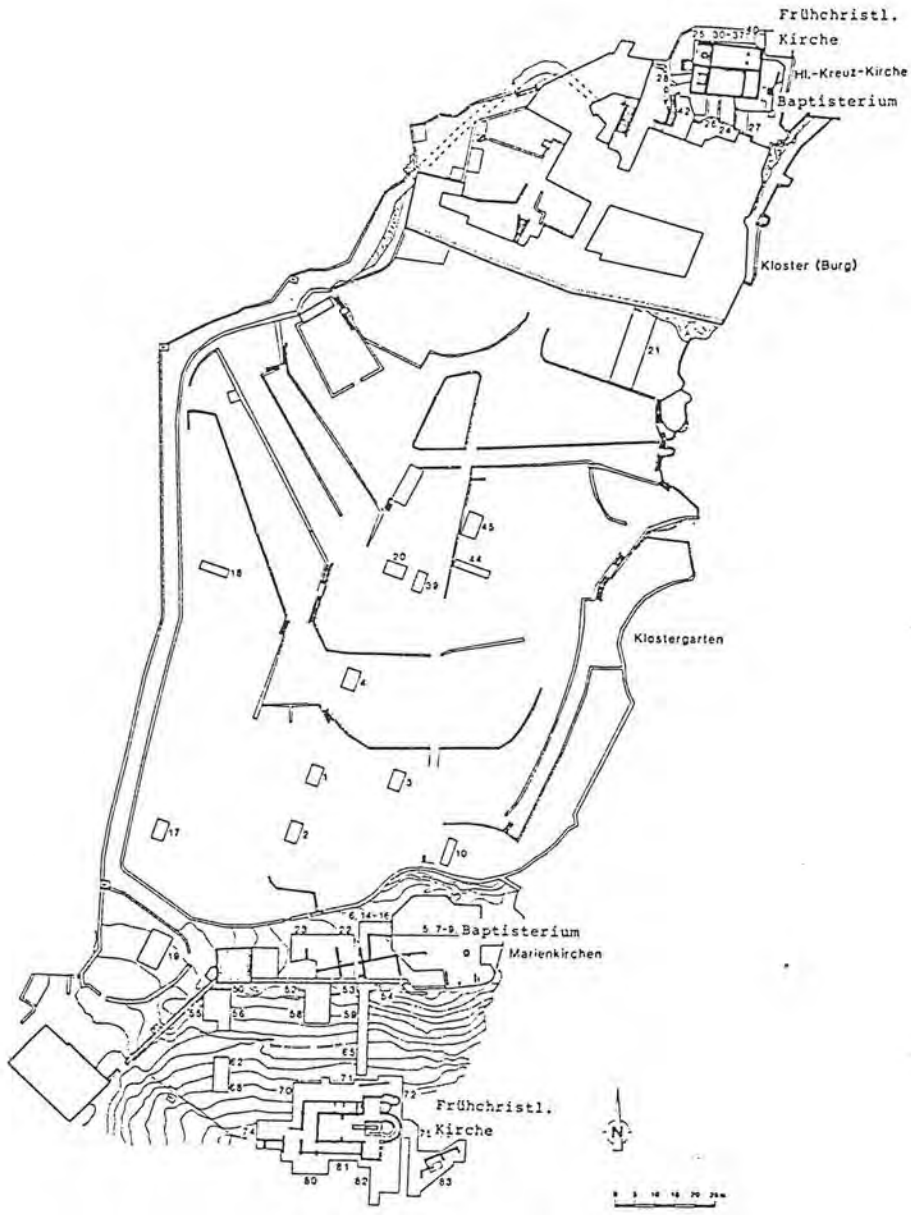


Abb. 11: Säben, Burgberg. Lageplan der zwei spätantiken Kirchenanlagen und der zwei Baptisterien.

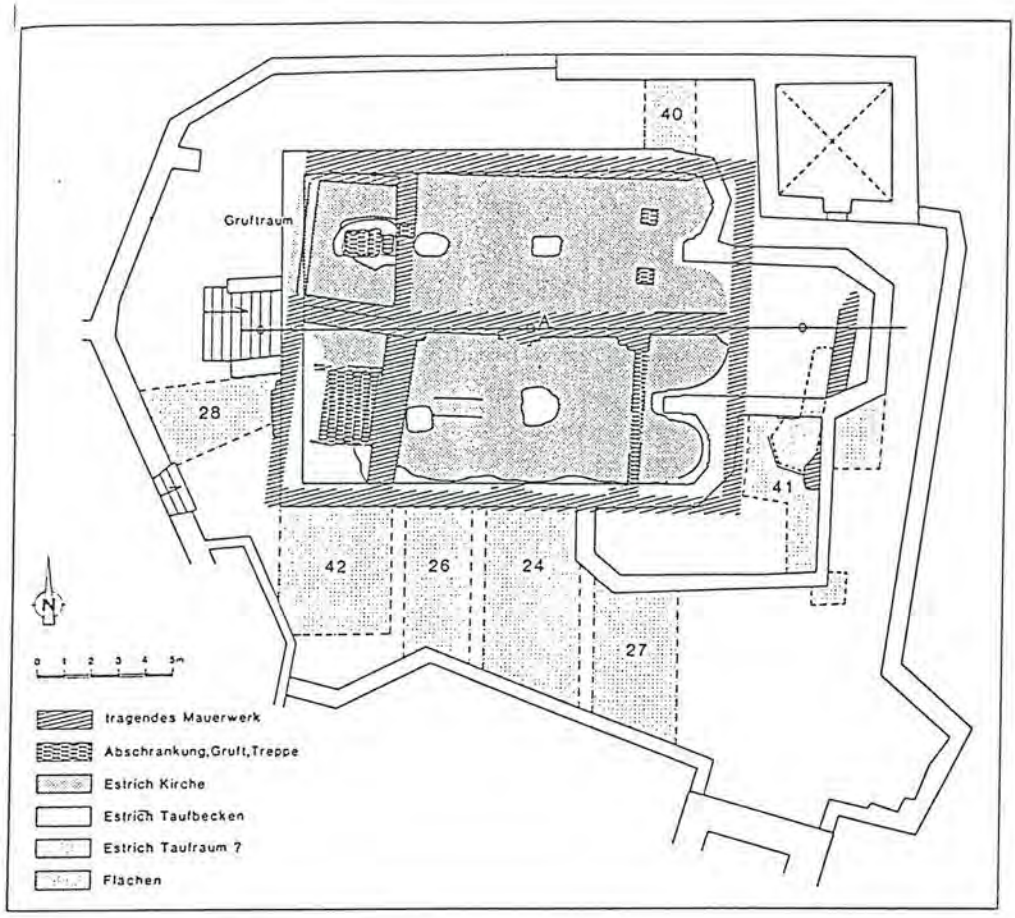


Abb. 12: Säben, Burgberg. Spätantike Doppelkirche unter der Kirche Hl. Kreuz.

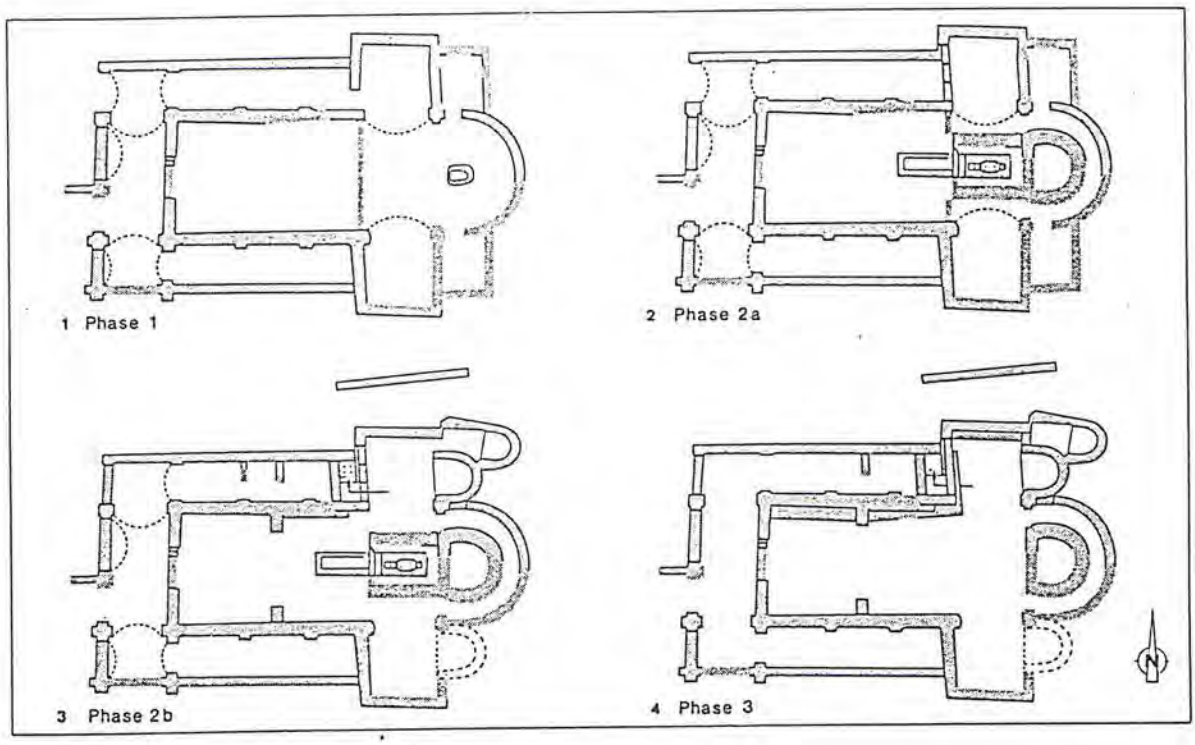


Abb. 13: Säben, Burgberg. Bauperioden der spätantiken Kirche am Berghang.

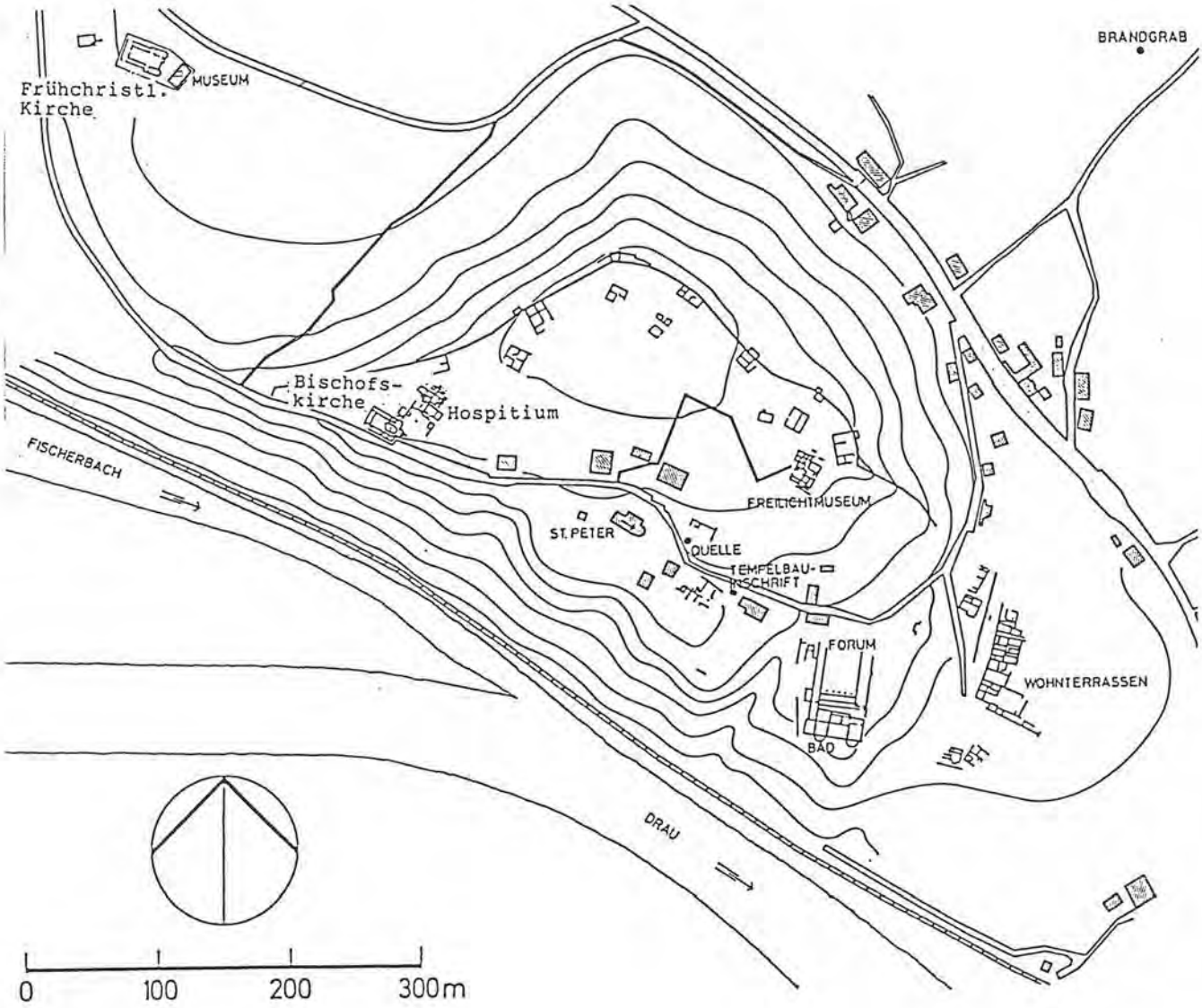


Abb. 14: Teurnia, St. Peter in Holz. Lageplan der zwei spätantiken Kirchen

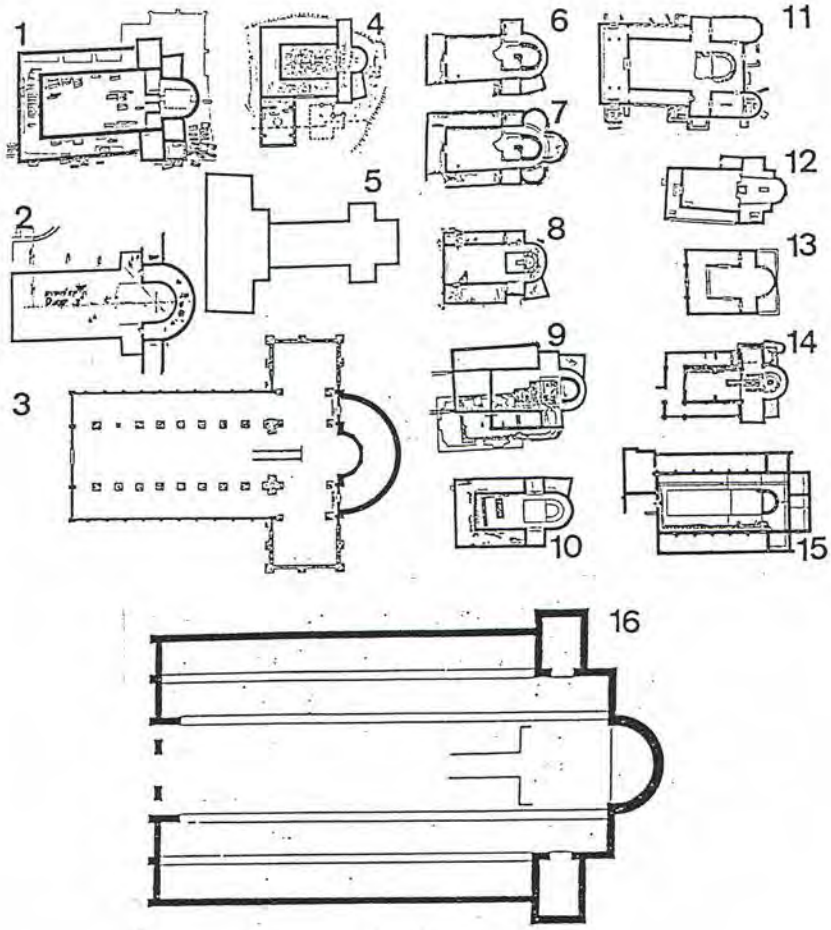


Abb. 15: Querannexkirchen: 1. Genava (Genf), Saint-Gervais 2. Celeia (Celje). 3. Aquileia: Basilica della Beligna. 4. Carignan, Saint-Pierre. 5. Aquileia, S. Giovanni. 6. Teurnia (St. Peter in Holz), Bischofskirche I. 7. Teurnia, Bischofskirche II. 8. Duel bei Feistritz. 9. Lavant, St. Ulrich. 10. Oberlienz, östlich der Pfarrkirche. 11. Teurnia, Kirche extra muros. 12. Hemmaberg, Taufkirche. 13. Altenburg, St.Peter. 14. Sabiona (Säben), Kirche im Weinberg. 15. Julium Carnicum (Zuglio). 16. Rom, Lateransbasilika.

Das paläographische Umfeld des sogenannten Domitianfragmentes

Karl Forstner

Im Rahmen des Millstätter Symposiums 1993 berichtete Franz Glaser über die Wiederauffindung eines 35,5 cm breiten und 27,3 cm hohen Marmorbruchstückes, auf dem eingemeißelte Buchstaben eines Inschriftenrestes deutlich zu erkennen sind (Bild 1). Auf Grund seines Rekonstruktionsversuches, bei dem die Interpretation des letzten Wortes der ersten Zeile als *DOMICIANUS* die entscheidende Rolle spielte, deutete Glaser den Inhalt als frühmittelalterliche Grabinschrift, wobei das Jahr 800, also das Jahr der Kaiserkrönung Karls des Großen, als Terminus post angenommen wurde[1].
Im Folgenden soll nun das Inschriftenfragment, das aus zehn verschiedenen, hochgestreckten Einzelbuchstaben der Kapitalis und einem halben, doch gut deutbaren G desselben Alphabets besteht, paläographisch untersucht werden, um den Standort der in Frage stehenden Schrift im epigraphischen oder auch im buchschriftlichen Umfeld bestimmen zu können. Erst das Hineinschauen in beide Schriftbereiche, deren Beziehungen zwar längst erkannt, aber nicht ausreichend untersucht sind, wird eine sichere Aussage erlauben[2].
Charakteristisch für das Inschriftenfragment sind die schlanken, wenig sorgfältig ausgeführten Buchstaben, deren Schaft - und Balkenenden unausgewogen in verschiedener Weise verstärkt sind. Zu den charakteristischen Einzelbuchstaben merke ich an:
A hat in allen Fällen einen gebrochenen Mittelbalken, der mit dem oberen Winkel ein Spitzoval zu bilden scheint; auffällig ist die ungleiche Hastenform sowie die verschiedene Breitendimension; der Buchstabenscheitel ist abgeschnitten.
G bildet die Cauda s-förmig, die bis ins letzte Drittel hinaufgezogen wird.
I durchschneidet in zwei Fällen das Zweilinienschema.
M ist leicht konisch mit tiefgehendem Mittelteil.
N hat den Mittelbalken leicht eingezogen.
O zeigt spitzovale Form.
P ist offen und hat schmalen Bogen.
R hat offenen breiten Bogen und konvex gekrümmte Cauda.
Bedauerlicher Weise werden uns weder ein B noch ein D überliefert, so daß von rein formalen Kriterien her nicht entschieden werden kann, ob der Buchstabenrest in der ersten, abgesplitterten Zeile in der Form eines spitzen Winkels als B oder D zu deuten ist. Es wird nämlich durch inschriftliche und buchschriftliche Dokumente ausreichend

---

1 Franz Glaser, Domicianus dux. Eine historische Persönlichkeit in Millstatt zur Zeit Karls des Großen, in: Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 1993; hrsg.von Franz Nikolasch. O.O. 1993, S. 14-28; ders.,Eine Marmorinschrift aus der Zeit Karls des Großen in Millstatt, Carinthia I, 183 (1993) S. 3o3-318. Gegen die hier geäußerte Meinung, Bischof Theoderich wäre an der Drau tätig gewesen, vgl. Heinrich Koller, Wo lebte und missionierte Bischof Theoderich?, in: Regensburg, Bayern und Europa. FS für Kurt Reindel zu seinem 70. Geburtstag, hrsg. von Lothar Kolmer und Peter Segl. Regensburg 1995, S. 91-102.

2 Vgl.dazu: Walter Koch, Auszeichnungsschrift und Epigraphik. Zu zwei Westschweizer Inschriften der Zeit um 700 (Sitzungsberichte der Bayer.Akad.d.Wiss., Phil.-hist. Kl. 6). München 1994. Eva Kessler, Die Auszeichnungsschriften in den Freisinger Codices von den Anfängen bis zur karolingischen Erneuerung (Denkschriften der Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 188).Wien 1986.

belegt, daß in ein und derselben Schrift B und D ihre unteren Bögen verschieden ausbilden. Der Hinweis, daß an der angegebenen Stelle beide Buchstaben möglich wären, scheint mir deshalb wichtig,weil ja auch aus dem Fundbericht die ursprüngliche Provenienz des Steines nicht zu erkennen ist.

Durch die naheliegende, aber nicht zwingend notwendige Deutung von *[K]AROLI·IMP·* als *Karoli imperatoris* - die Kürzung könnte z.B. auch als *imperium* aufgelöst werden - wären zum Schriftvergleich vor allem epigraphische Dokumente des früheren 9. Jahrhunderts aus der näheren Umgebung Millstatts von höchstem Interesse. Hieher könnte man vielleicht zwei Inschriftenreste rechnen, die aus der Kirche des hl.Tiburtius zu Molzbichl stammen[3]. Ihre Datierung in das 8. Jahrhundert scheint mir allerdings zu früh, da die Breite der Buchstaben und die kreisrunden Formen des O und des Halbbogens vom unzialen E eher ins 9. Jahrhundert weisen. Mit dem Schriftstil des Millstätter Steines stehen sie sicher nicht in Verbindung. Da aber andere Inschriften der ersten Jahrhunderthälfte in Karantanien fehlen, ist ein weiträumiger Schriftvergleich nötig, um zu prüfen, ob formale Kriterien die Zuordnung des Fragmentes in das 9. oder auch 10. Jahrhundert erlauben[4].

Zur Zeit, als die Millstätter Inschrift entstanden sein soll, war die Entwicklung und Verbreitung karolingischer Schriftformen auf dem Höhepunkt. In Codices verwendete man als Auszeichnungsschriften die Capitalis quadrata, die kanonisierte Kapitalis, die man wohl zu Unrecht Rustika nennt, die Unzialis und in manchen Skriptorien, darunter auch in Salzburg, die Halbunziale. Bei den Inschriften beschränkte man sich auf die Scriptura monumentalis, die wie ihr Pendant in den Handschriften, die Quadrata, kaiserzeitlichen epigraphischen Schriftformen nachgebildet wurde. Von diesen antiken Vorlagen stammen die typischen karolingischen Schrifttendenzen: sorgfältige Gestaltung der Buchstaben, Ausgewogenheit hinsichtlich der Proportionen und der Schriftverteilung, kreisrunde Ausformung von O/Q und der Bögen von C, D, G sowie die gleiche Behandlung der Buchstaben und der Buchstabenelemente. Trotz regionaler Unterschiede und unterschiedlichem Können der Inschriftenhersteller bleibt im fränkischen Reich diese karolingische Kapitalis und dieser karolingische Schriftduktus auch im späten 9. und 10. Jahrhundert im wesentlichen unverändert[5]. Der Einfluß der karolingischen Renaissanceschrift, die von den Pyrenäen bis in das sächsische Gebiet, von Dänemark bis über Rom hinaus vorherrscht, bestimmt maßgeblich - wie Rudolf M. Kloos überzeugend

---

3 Friedrich W.Leitner, Inschriftendenkmäler als historische Quelle für die Landesgeschichtsforschung, in: Epigraphik 1988. Referate und Round-table-Gespräche, hrsg.von Walter Koch (Denkschriften der Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist.Kl. 213). Wien 1990.S. 29 f. Eine Buchstabenzeichnung dieser Inschriftenreste verdanke ich Kollegen Glaser, der sie mir freundlicher Weise am Symposium übergab.

4 Von den eingesehenen Tafelwerken, Inschriftensammlungen und Spezialuntersuchungen zitiere ich im Besondern: Die Deutschen Inschriften, hrsg.von den vereinigten Akad. der Wiss. Berlin u.a. Stuttgart 1942=ND 1969, Bd 1ff. Monumenta epigraphica christiana saeculo XIII. antiquiora, quae in Italiae finibus adhuc extant, hrsg.von Angelo Silvagni. Vatikan 1943, Bd 1 ff. Pietro Rugo, Le iscrizioni dei secoli VI-VII-VIII esistenti in Italia. Cittadella <Padua> 1974, Bd 1 ff. Corpus Inscriptionum Medii Aevi Helvetiae (CIMAH), hrsg. von Carl Pfaff. Freiburg/Schweiz 1977, Bd 1 ff. Nicolette Gray, The Paleography of Latin Inscriptions in the 8., 9. and 10. Centuries in Italy. Papers in the British School at Roma 16, n.s. 3 (1948), S. 38-167. Bernhard Bischoff, Bemerkungen zu den Chiemseer Inschriften, in: Mladimir Milojcic, Bericht über die Ausgrabungen...in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961-1964 (Abhandlungen der Bayer. Akad. d. Wiss., Phil.-hist.Kl., NF 65 A-B.München 1966, S. 275-281;Taf. 83-85). Rudolf. M. Kloos, Zum Stil der langobardischen Steininschriften des 8. Jahrhunderts, in: Atti del 6° Congresso intern. di studi sull' altomedioevo 1978. Udine 1980, S. 169-182. Pietro Rugo, Visita alle iscrizioni dei monumenti Longobardi Cividalesi, in: Epigraphik 1982. Referate red. von Walter Koch (Denkschriften der Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist.Kl. 169). Wien 1983, S. 119-124; Abb. 1-18.

5 Vgl. z. B.:Epitaph des Diakons Gisoenus um 875. CIMAH 2, S. 102 ff; Taf. 23. Grabstein des Bischofs Witgar von Augsburg nach 887. Rudolf M.Kloos, Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Darmstadt ²1992, S. 169. Taf. 2. Epitaph des Bischofs Ansegisus von Genf um 880. CIMAH 2, S. 106 ff; Taf. 24.

nachweist - die epigraphischen Denkmäler in Norditalien, in Mittelitalien und im adriatischen Küstengebiet, aus dem auch zahlreiche rustikale Inschriften bekannt sind[6].
Vergleichen wir diese deutlich erkennbaren Tendenzen von Inschriften der karolingischen Renaissance, auch wenn deren Stilhöhe in den einzelnen Dokumenten weit auseinandergeht und regionale Unterschiede im Einzelnen festzustellen sind, mit unserem Steinfragment, so zeigt sich ein ganz wesentlicher Unterschied. Selbst bei Einbeziehung von Nebenformen, die zwar selten, doch nach 800 nachzuweisen sind, wie dem A mit gebrochenem Mittelbalken und dem abgeschnittenen Scheitel, dem nur aus der Rekonstruktion des Textes erschlossenen eckigen C und dem N mit eingezogem Mittelbalken und letztlich dem G mit s-förmig ausgebildeter hoher Cauda, die freilich steininschriftlich nicht nachgewiesen zu sein scheint, ist von den genannten Tendenzen karolingischer Schriftstruktur nichts zu erkennen. Zu beachten sind die unteren Schaftende von A, I, M, N, P, R oder die Balkenenden von L und T sowie die Bögen der Buchstaben G und P, die alle in Höhe und Breite ungleichmäßig in Dreiecksform oder keilförmig verstärkt sind. Dieser unruhige, akarolingische Schriftcharakter wird noch verstärkt durch die ungleiche Rillenstärke, die sowohl konkav als auch konvex ausgebildeten Hasten von A und daß M und N die untere Zeile nicht berühren. Die zur hohen Form neigende Schrift, in die M, R, T in breiterer Form eingestreut sind, bringe ich im Formenreichtum karolingischer Inschriften des 9. und 10. Jahrhunderts nicht unter und es läßt sich keine stilistische Parallele im weiteren und näheren Umkreis finden mit den Schwerpunkten des deutschen, des italienischen und des friulanischen Raumes. Aus dieser karolingischen und ottonischen Periode scheinen mir aber auch zwei Einzelerscheinungen zu führen. Zum einen sind es die gestreckten Buchstaben mit den schmalen Querbalken vom vermuteten eckigen C und L und zweitens die spitzovale Form des O. Diese Charakteristika sieht man richtig als Kennzeichen einer neuen Entwicklung, die auch in den Buchschriften festzustellen ist. Die neue Kalligraphie, die im schrägovalen O ihre innere Form erhält, ist im bayrisch-österreichischen Raum und natürlich auch im Salzburger Gebiet bis zur Wende des 12. Jahrhunderts wirksam.
Wenn nun unser Fragment in stilistischer Hinsicht recht isoliert innerhalb der greifbaren inschriftlichen Dokumente gesehen werden muß, scheint es erforderlich, das zeitgenössische buchschriftliche Material, das in vorzüglichen Tafelwerken und Studien bearbeitet ist, zu prüfen und zu untersuchen, ob Verbindungen zur Millstätter Steinschrift bestehen. Konkret meine ich die Frage nach wechselweisen Beziehungen unseres Fragmentes zu Auszeichnungsschriften, eine Frage, die in der jüngeren Zeit immer stärker in den Blickpunkt epigraphisch - paläographischer Forschung tritt. Berücksichtigen wir in unserem Falle die bestehende kirchenpolitische Situation und das historische Umfeld, so bietet sich vor allem das südostdeutsche, im Besonderen das Salzburger Schriftwesen zum Vergleich an[7]. Dieses steht schon seit Bischof Virgil (gest. 784) und in einer zweiten Phase durch den ehemaligen Abt von Saint-Amand, den späteren ersten Erzbischof von Salzburg, Arno (gest.821), unter starkem Einfluß westlicher Skriptorien und St.Peter bietet mit dem ersten Schreiber des Verbrüde-

---

6 Kloos (wie Anm. 5) S. 122 f. Zu den dort genannten Beispielen vgl. auch: Türsturz vom Eingang der San Zeno-Kapelle in Santa Prassede <Rom> um 820 (Karl der Große. Werk und Wirkung<Katalog>.Aachen 1965, S. 433, Abb 129). Ciboriumsbogen aus San Vicenzo <Cortona> Anfang 9. Jahrhundert (Karl der Große [wie oben] S. 144, Abb. 127). Zur lateinischen Schrift kroatischer Inschriften (Ciborium, Chorschranken, Giebel) des 9. Jahrhunderts s. I. Petricioli, La scultura preromanica in Dalmazia. Antichitá Altoadriatiche 26 (1985) S. 467, Abb. 3; 468 f, Abb. 2. Karl Ginhart, Die karolingischen Flechtwerksteine in Kärnten, Carinthia I, 132 (1942) S. 149, Abb. 30.

7 Vgl. vor allem: Codices Latini Antiquiores (CLA).Oxford 1934, Bd 1 ff. Bernhard Bischoff, Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit, Teil 1-2. Leipzig 1940, Wiesbaden 1980. Karl Forstner, Die karolingischen Handschriften und Fragmente in den Salzburger Bibliotheken (MSLK, 3. Erg. Bd). Salzburg 1962. Hartmut Hoffmann, Buchkunst und Königtum im ottonischen und frühsalischen Reich (Schriften der MGH 30, 1-2) Stuttgart 1986.

rungsbuches die drittälteste karolingische Minuskel vor 785. Es ist daher nicht verwunderlich, daß auch die Auszeichnungsschriften nach karolingischer Art geordnet sind und in ihrem Erscheinungsbild Symmetrie, Ausgewogenheit und gleiche Behandlung gleicher Buchstabenelemente repräsentieren. Wir sehen dieses ästhetische Prinzip in einem Psalmenkommentar aus St.Peter (Cod.a X 4, um 800) recht deutlich sowie die Vorliebe für kreisrunde Formen (Bild 2). An Nebenformen begegnen A mit gebrochenem Balken und abgeschnittenem Scheitel sowie das eckige C. Beide Buchstabenformen sind wohl durch insularen Einfluß hier eingeführt worden. Während also die buchschriftliche Kapitalis des Salzburger Skriptoriums - man könnte dies mit gutem Recht weitgehend auch von der gesamten südostdeutschen Schriftprovinz behaupten - keine stichhältigen Anhaltspunkte auf eine formale Beziehung zu unserem Fragment anzeigen, könnte, wenn auch mit aller Vorsicht ausgesprochen,ein engerer Zusammenhang mit dem Codex Millenarius aus Kremsmünster (Stiftsbibl. Cim.1) gesehen werden, der vermutlich in Mondsee im 2. Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts geschrieben wurde[8] (Bild 3). Wenn auch der Duktus der Hohlkapitalis des Matthäus-Initiums in seiner Ausgewogenheit und seiner inneren Spannung überhaupt nicht mit der Millstätter Steinschrift verglichen werden kann, so könnte doch in der s-förmigen Cauda des G und der nach rechts gekrümmten Cauda des R eine Vorbildfunktion für unsere Inschriftenkapitalis gesehen werden[9]. Sollte nun tatsächlich eine Verbindung zwischen beiden Schriften bestehen, so könnte die Einsichtnahme in den Millenarius frühestens im ersten Viertel des 9. Jahrhunderts erfolgt sein; wann dies nun tatsächlich geschah, ist nicht zu erkennen und daher für die Datierung der Steinschrift irrelevant.

Infolge historischer Gegebenheiten und geographischer Nähe sollte auch der oberitalienische Raum erwähnt werden. Soweit diese Codices von den CLA erfaßt werden, kann das Fehlen von Schriftparallelen behauptet werden. Für das 9. Jahrhundert kenne ich keine für unsere Frage passenden Handschriften. Man muß jedoch bedenken, daß die handschriftliche Überlieferung dieser Zeit aus diesem Raum sehr lückenhaft ist.

Resümierend halte ich fest: das eingesehene inschriftliche und buchschriftliche Material bietet keine zwingenden Stilparallelen. Die Analyse der sicher überlieferten Einzelbuchstaben, der Schriftstruktur und des Schriftduktus schließt die Entstehung der Steinschrift in karolingischer und ottonischer Zeit aus. Als Vorbild für G/R könnte der Millenarius fungieren.

Wenn das Steinfragment auf Grund der eben vorgetragenen Schriftanalyse weder als Grabinschrift noch als Memorialinschrift des 9. oder 10. Jahrhunderts gesehen werden kann[10], muß man fragen, welcher Stellenwert der merkwürdigen Klage der Domitiansvita über die Schuld früherer Generationen zukommt[11] und ob in ihr "der Hinweis auf die am ursprünglichen Grab vorhanden gewesene Inschrift, die auch die Zeit angegeben habe, in der Domitian gewirkt und gelebt hatte "gegeben wurde[12]. Um diese Frage zu beantworten, ist eine kurze Analyse der vorliegenden Textredaktion erforderlich. Franz Nikolasch, der zuletzt 1993 das Problem der Vitenredaktion behandelte, datiert

---

8 Bischoff (wie Anm. 7) 2, S. 28 f.

9 Auf eine ähnliche G-Form (9. Jh.) verweist Glaser, Marmorinschrift (wie Anm. 1) S. 306 (gemalte<!> Inschrift in der Sakristei von S.Maria in Cisano).Vgl. zu dieser Buchstabenform auch: Wien, Cvp. 1234, fol. 15 aus Weltenburg (um 850 oder saec.IX²).Abb. s. Hermann, J. Hermann, Die frühmittelalterlichen Handschriften des Abendlandes (Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich 8, N.F. 1). Leipzig 1923, S. 138, Fig. 96. Die gekrümmte R-Cauda findet sich auch in einer weiteren Mondseer Handschrift: Wien, Cvp. 732, fol. 64r. Abb.s. Willibrord Neumüller-Kurt Holter, Der Codex Millenarius (Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs 6). Linz 1959, S. 143, Abb. 44.

10 Glaser, Marmorinschrift (wie Anm. 1) S. 316.

11 ed. Robert Eisler, Die Legende vom heiligen Karantaner Herzog Domitianus, MIÖG 28 (1907) S. 60-68.

12 Franz Nikolasch, Die Entwicklung der Legende des Domitian von Millstatt, in: Symposium (wie Anm. 1) S. 38.

den ersten Teil der Vita, den er mit der visionären Rede des Abtes Otto enden läßt, in das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts, spätestens aber 1180. Als ihre Voraussetzung sieht er mit Recht die Domitiansverehrung, die in der Eintragung einer Commemoratio *domiciani ducis* in das Kalendar eines Millstätter Sakramentars einen Terminus post (2. Hälfte des 12. Jh.) und in seiner Nichterwähnung im 1165/66 geschriebenen Breviarium einen Terminus ante hat. Den zweiten Teil der Vita datiert er gemeinsam mit dem ersten Wunderkatalog in die Mitte des 13., den zweiten an den Beginn des 14. Jahrhunderts[13]. Mit diesen Zeitansätzen wird die Auffassung Eislers zurückgewiesen, der die gesamte vorliegende Vita ohne die Wunderkataloge im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts entstehen läßt[14]. Es ließe sich mit einiger Sicherheit noch ein weiterer, modifizierter Vorschlag erörtern, doch es geht hier nicht primär um die zeitliche Fixierung der einzelnen Teile, sondern darum, was unter der vorliegenden Vita verstanden wird. Für den letzten Bearbeiter ist der erste Teil die ursprüngliche Form der Vita[15], für Eisler stellt die Vita in ihrer Gesamtheit eine zweite, überarbeitete Fassung dar[16], die durch die etwa 1184 verfaßte Vita s. Virgilii zustande kam[17]. Und tatsächlich finden sich in den Viten Virgils (VV) und des Domitians (VD) frappante Übereinstimmungen, so etwa bezüglich der Auffindung der Reliquien nach einem Brand (VV, Zl.6 / VD, Zl.47) oder bezüglich des ersten Wunders, das in beiden Legenden an einer Frau geschah (VV, Zl.45 ff / VD, Zl.98). Auch in formaler Hinscht bedient man sich in Millstatt der Salzburger Quelle, die auch ausdrücklich genannt wird (VD, Zl.94 ff): die Bezeichnung Virgils als *primus fundator* (VV, Zl. 21) wird auf Domitian, dem *primus fundator huius ecclesie* (VD, Zl.7 f) übertragen[18]; der Terminus einer *ecclesia maior*, in der Virgil bestattet ist (VV, Zl. 21), findet sich auch in der Domitiansvita, Zl. 21: ...*venerabile corpus eius in edicula iuxta maiorem ecclesiam est reconditum*; eine Parallele zwischen beiden Legenden sehe ich auch in der Auffindung einer *imago* gemeinsam mit den Reliquien (VV, Zl. 18 / VD, Zl.50 f). Besonders wichtig für unsere Frage ist, daß die Klage (VD, Zl.9 f), durch die Nachlässigkeit früherer Menschen seien über Domitian keine sicheren Lebensdaten bekannt, auf die Virgilsvita zurückgeht, wie schon Eisler aus der Tatsache, daß dem Epigramm Virgils der *dies obitus eius* hinzugefügt wurde, vermutet hat[19]. Die Vermutung wird aber zur Gewißheit, wenn man die gesamte Textpassage betrachtet. So berichtet die Virgilsvita von einer Inschrift, die bei der Auffindung der *tumba* und der *imago* entdeckt wurde, an die der Todestag Virgils angefügt wurde:...*inventa est...tumba et depicta imago, eiusdemque imaginis huiuscemodi epigrama "Virgilius templum construxit scemato pulchro". Et preterea dies obitus eius 5. Kal. Decembris. Idem...maioris ecclesiae...primus extitit fundator* (VV, Zl. 18-21). Die Domitianslegende berichtet ebenfalls von einer Grabinschrift, die das Verdienst der Kirchengründung durch Domitian erwähnt:...*in epitaphio tumbe illius...invenimus"In nomine patris...primus fundator huius ecclesie"* (VD, Zl. 5ff).....Darauf folgt - die Vita Virgilii fügt an dieser Stelle den Sterbetag des Heiligen an - mit derselben Satzanknüpfung,wobei das *praeterea* der Virgilsvita durch das additive *ad hec* der Domitiansvita ersetzt wird, die Klage über die Nachlässigkeit hinsichtlich der Überlieferung von Lebensdaten des hl. Domitians: *Ad hec sub quo tempore conversatus fuerit, ibidem continebatur, sed negligencia et vicio antiquorum abolita sunt* (VD, Zl. 9 f). Der Vergleich der beiden Textstellen zeigt

13 Nikolasch (wie oben) S. 34.
14 Eisler (wie Anm. 11) S. 70 ff.
15 Nikolasch (wie Anm. 12) S. 34.
16 Eisler (wie Anm. 11) S. 101.
17 ed. Wilhelm Wattenbach, MGH SS 11, S. 88 ff.
18 Vgl. auch VD, Zl. 27, wo Arbo als *fundator monachorum primus* genannt ist.
19 Eisler (wie Anm. 11) S. 102.

deutlich auf, daß die Klage über die Schuld früherer Generationen erst nach dem Bekanntwerden der Lebensbeschreibung Virgils in Millstatt in die Vita des Domitians aufgenommen wurde und der ursprünglichen Legendenfassung nicht bekannt war. Es kann deshalb von der Erstfassung her keinen Hinweis auf unser Steinfragment geben.
Der massive Einfluß Salzburger Quellen ging nicht allein von der Virgilsvita aus. Denn die Vorstellung, daß der Heide Domitian Landesfürst war und von Rupert getauft wurde[20], ist eine literarische Parallele zum mächtigen Baiernherzog Theodo. So lesen wir in der Vita:
a) Domitian sei einst Fürst des Karantanenlandes gewesen: *Constat...Domicianum ducem quondam Quarantane terre extitisse* (VD, Zl. 4)[21]. In seiner Begriffsstudie über *duces* in Salzburger Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts weist Fritz Lošek darauf hin, daß die Bezeichnung *dux* in Verbindung mit einer geographischen Einheit sehr selten nachzuweisen ist[22]. Doch die Gesta s. Hrodberti, deren ältester Textzeuge aus der Mitte des 9. Jahrhunderts stammt, bezeichnen Theodo als einstigen Fürsten des Baiernlandes:...*ad notitiam quondam ducis Bagoariae regionis nomine Theoto*[23].
b) der heidnische Herzog Domitian sei vom hl. Rupert getauft worden: *Hic* <Domitian> *cum baptizatus a sancto Rudperto fuisset* (VD, Zl. 10 f). Der Vergleich mit der entsprechenden Stelle in den Breves Notitiae macht die starke Parallele zum heidnischen Theodo offenkundig, den die zitierte Quelle vom Bischof Rupert taufen ließ: *Theodo dux...de paganitate ad christianitatem conversus et ab eodem* <Rupert> *episcopo baptizatus est cum proceribus suis Baioariis*[24].

Abbildungsverzeichnis:

Bild 1: Millstätter Inschriftenfragment. Stiftsmuseum Millstatt (Geringfügig verkleinert). Foto: Nikolasch.
Bild 2a: Karolingische Auszeichnungsschrift. Salzburg, St. Peter, Cod.a X 4, Seite 3 (um 800). Foto: Forstner.
Bild 2b: Karolingische Auszeichnungsschrift. Salzburg, St. Peter, Cod.a X 3, Seite 291 (um 800). Foto: Forstner.
Bild 3: Codex Millenarius. Kremsmünster, Stiftsbibl. Cim. 1, fol.19r (1. Viertel 9. Jh.). Foto: Forstner.

---

20 Der Hinweis des Redaktors, Domitian sei eher von einem Nachfolger Ruperts getauft worden (VD, Zl. 11 f), gehört nicht zum ursprünglichen Text. Vgl. Eisler (wie Anm. 11) S. 102.

21 Es scheint mir wichtig, darauf hinzuweisen, daß weder das Millstätter Sakramentar (Klagenfurt, Landesarchiv Cod. 6/35, fol. 34 in der Commemoratio noch der Nekrolog von Millstatt (ed. Sigismund Herzberg-Fränkel, MGH Necrol. 2, S. 456, 5.Februar) den *Domic(t)ianus dux* mit der geographischen Einheit seiner Herrschaft versehen.

22 Fritz Lošek, Herkunft, Funktion und Bedeutung von *duces* in Salzburger Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts, in: Symposium (wie Anm. 1) S. 13.

23 ed. Wilhelm Levison, MGH SS rer. Merov.,1913, c. 3; *quondam* überliefert der älteste Textzeuge der Fassung A (Graz, UB 790), während B (Conversio 1) und die jüngere Überlieferung von A *cuiusdam* bieten.

24 ed. Lošek, Notitia Arnonis und Breves Notitiae. Die Salzburger Güterverzeichnisse um 800. Sprachlich-historische Einleitung, Text und Übersetzung, MSLK 130 (1990) c. 1.

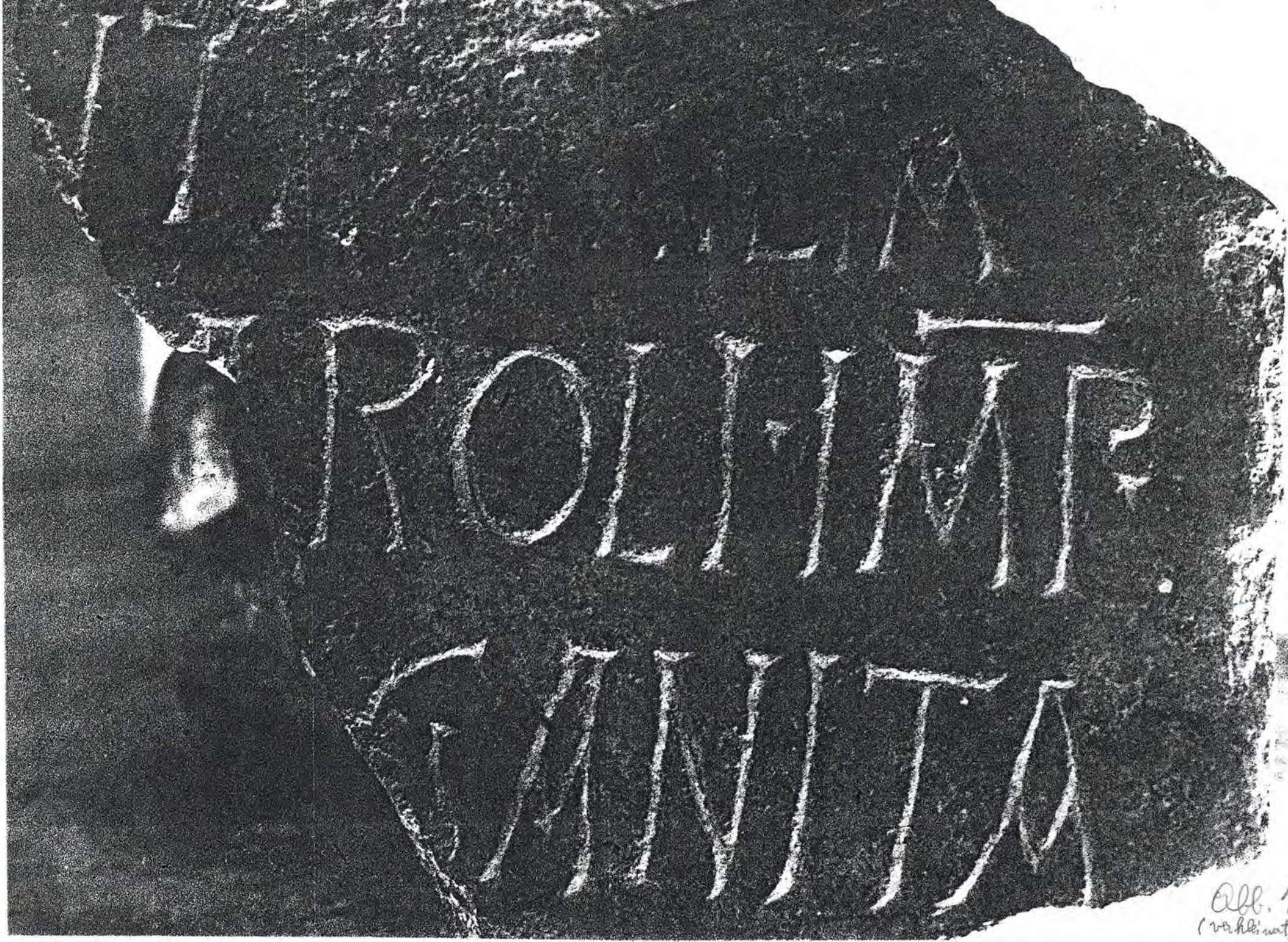
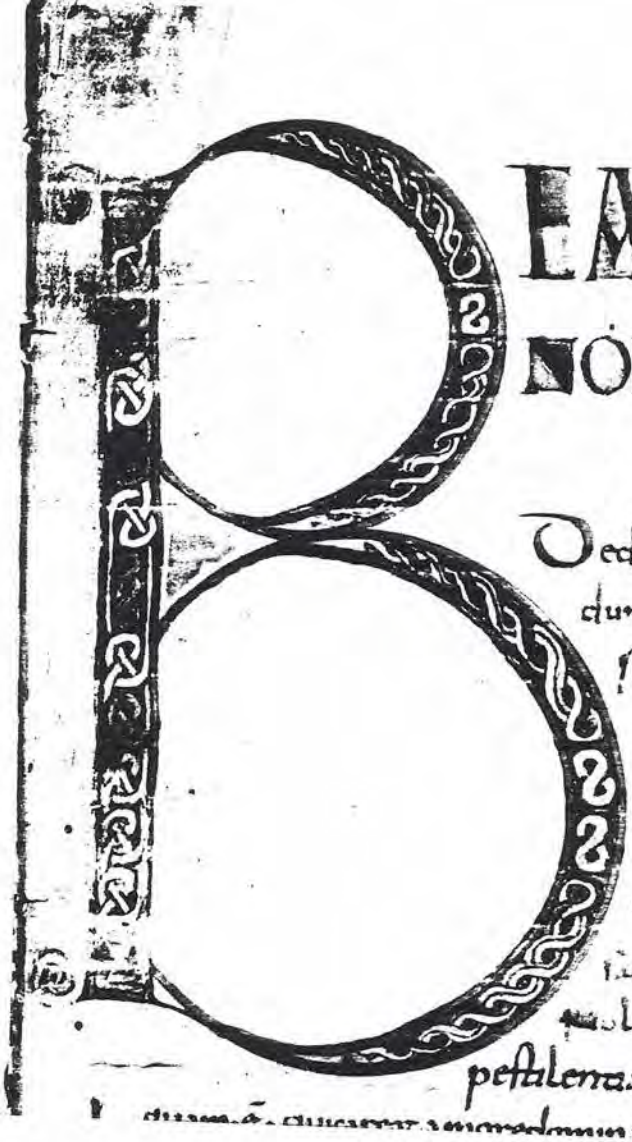


Abb. 1
(verkleinert)



BEATVS VIR QVI NON ABIIT IN CONSILIO IMPIORVM

Ded nō nr̄o ih̄u xp̄o · id est homine dominico accipiendum ē · Beatus uir qui non abiit in consilio impiorū · sicut homo terrenus qui uxori consensit deceptae a serpente ut dī praecepta praeterire · Et in uia peccatorum non stetit · qui auenit quidem in uia peccatorum · nascendo sicut peccatores · sed non stetit · qui a non eum tenuit in lecebra saecularis · Et in cathedra pestilentiae non sedit · Noluit regnum terrenum cum supo[illegible] quae cathedra pestilentiae Ideo recte intellegitur · qui a non se[illegible] [illegible] ē · [illegible] amore dominandi · et humanā non appetat gloriam · pesti

2a

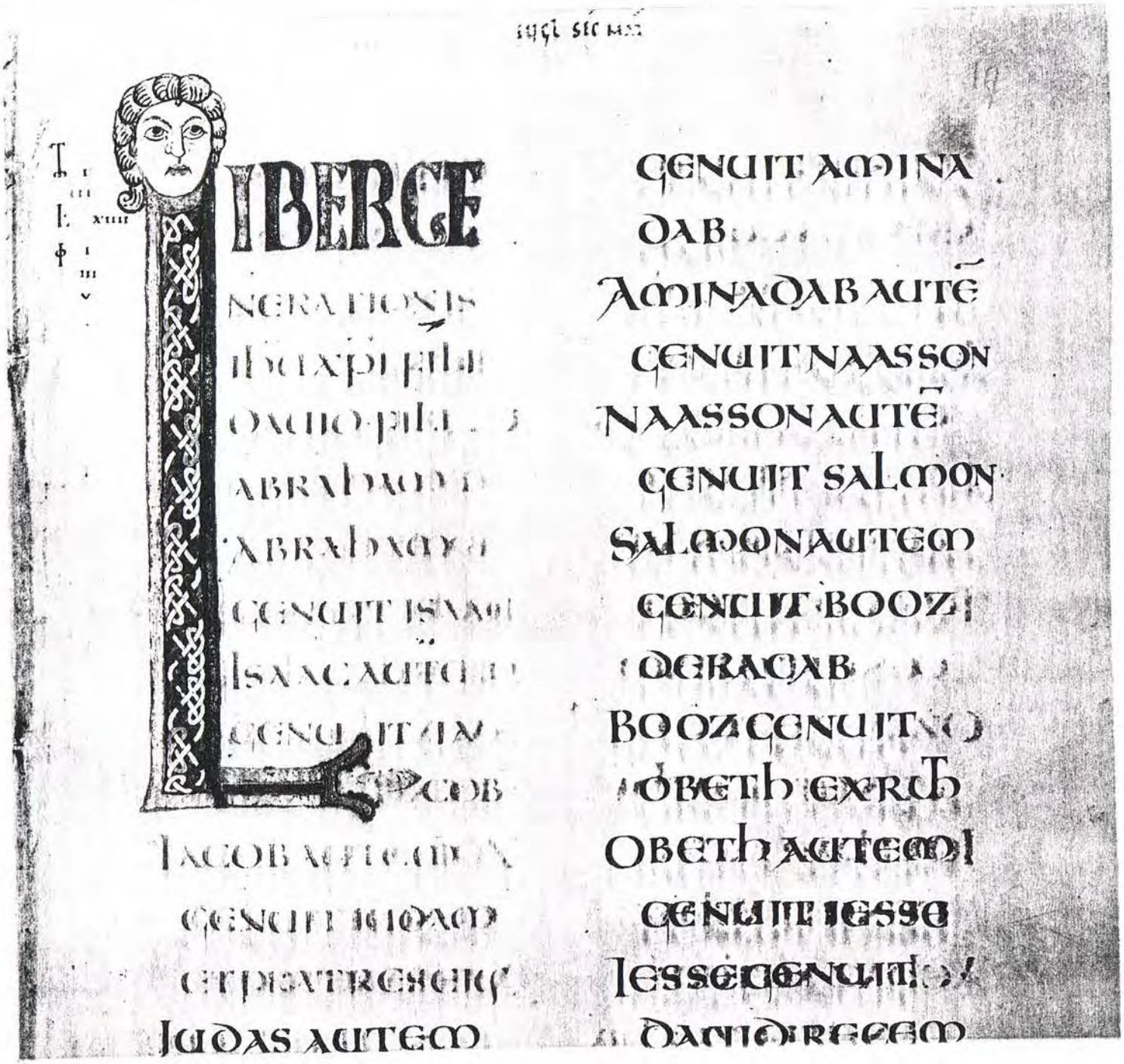
[illegible]

EPLI ET LIBER QUINTUS

INCPT LB SEXTVS

Cum sapientissimus regum salomon in figura mxp̄i & ecclesiae templū dn̄i conderet · hoc quoque inter cetera non indecentib: figurarum premonebat exemplis quod deueniente tandem & apparente rerū illarum qua & unc umbratice [illegible]

2b


IBERGE
NERATIONIS
IHU XPI FILII
DAVID FILII
ABRAHAM
ABRAHAM
GENUIT ISAAC
ISAAC AUTEM
GENUIT IACOB
IACOB AUTEM
GENUIT IUDAM
ET PRATRES EIUS
IUDAS AUTEM
GENUIT AMINA
DAB
AMINADAB AUTEM
GENUIT NAASSON
NAASSON AUTEM
GENUIT SALMON
SALMON AUTEM
GENUIT BOOZ
DE RACAB
BOOZ GENUIT
OBETH EX RUTH
OBETH AUTEM
GENUIT IESSE
IESSE GENUIT
DAVID REGEM

Qbb. 3

Steinerne Kirchenausstattungen in Karantanien

Zur Problematik frühmittelalterlicher Flechtwerksteine

Kurt Karpf

Einleitung

Seit gut 100 Jahren beschäftigen sich auch in Kärnten Wissenschaftler mit dem Phänomen der Flechtwerksteine[1]. Dies ist nicht unbegründet, da es in unserem Bundesland im Verhältnis zum übrigen Österreich besonders viele Reste marmorner Kirchenausstattungen gibt[2]. Die Flechtwerksteinforschung wurde hauptsächlich durch die Kunstgeschichte betrieben[3], wobei vor allem die Frage nach den "Erfindern" dieser Kunstgattung im Vordergrund stand[4]. Aufgrund des verbesserten Wissensstandes, der durch den Einsatz der Mittelalterarchäologie und gezielte historische Forschungstätigkeit zustande kam[5], stellten sich in den letzten Jahren neue Fragen zu Kärntens frühmittelalterlicher Landesgeschichte mit Auswirkungen auch auf die Interpretation von Kirchen mit Flechtwerksteinen.

In dieser Untersuchung soll schlüssig nachgewiesen werden, daß Kirchen mit marmornen Chorschranken einer bestimmten historischen Situation zuzuweisen sind. Im Untersuchungsgebiet sind sie ein Produkt der Mission Herzog Tassilos III. und des Eigenkirchenwesens karantanischer Adeliger. Es soll gezeigt werden, daß mit der Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung (828) die Bedingungen für Flechtwerksteinkirchen kaum mehr gegeben waren, und daher der häufig genannte Datierungsansatz (Mitte 9. Jahrhundert) zu überdenken ist. Die Vermutung, bairisch-fränkische Grafen und die Kirchenfürsten von Salzburg, Aquileia und Freising hätten im 9. Jahrhundert solche Gotteshäuser errichtet, läßt sich ebenfalls nicht aufrecht erhalten. Ein Vergleich mit den Verhältnissen in benachbarten Gebieten soll diese Untersuchung beschließen.

Forschungsstand und Problemstellung

Nach Th. Bogyay sind frühmittelalterliche Flechtwerksteine jene Reste steinerner Kircheneinrichtungen, die der Chorschranke, dem Ambo, einem Altarantependium oder einem Ziborium zuzuorden sind und als "Kirchenmöbel" bezeichnet werden können[6]. In

---

1 Zuletzt: Czerwenka-Papadopoulos, Entwicklung; Glaser, Flechtwerksteine; Johannson-Meery, Flechtwerksteine; Karpf, Kirchenausstattungen; Biedermann, Romanik. Bei diesen Autoren findet sich auch die wichtigste ältere Literatur.

2 Während es im heutigen Bundesland Kärnten 10 Fundorte mit rund 90 Flechtwerksteinfragmenten gibt, fand man im übrigen Österreich bisher lediglich an 6 Plätzen (Bregenz /Mehrerau, Bregenz/Lauterach, Salzburg/St. Peter, Mondsee, Linz/Martinskirche, Oberlienz) knapp ein Dutzend frühmittelalterliche Flechtwerksteine.

3 Beispielsweise: Kautzsch, Langobardische Schmuckkunst; Fillitz, Spätphase, Doberer, Steinskulptur.

4 Ich darf hier nur auf die unterschiedlichen Positionen von Schaffran, Kautzsch oder Ginharts verweisen, die ihre Standpunkte vehement vertraten. Auch zuletzt wurde dieses Thema wieder aufgegriffen. Vgl.: Biedermann, Romanik 22ff.

5 Ausgehend von den Untersuchungen F. Glasers zur Spätantike und dem frühen Mittelalter in Teurnia ist insbesondere in Oberkärnten in den letzten Jahren einiges zur Erforschung des frühen Mittelalters geschehen. Hier sei auf die archäologischen Untersuchungen in Molzbichl und der näheren Umgebung des Ortes ("Luginsland", Magdalenenkapelle/Baldersdorf, Kirche St. Peter/Edling) verwiesen. Das alljährlich stattfindende Millstätter Symposium mit Schwerpunkten zur (Ober)kärntner Geschichte trug von historischer Seite ebenfalls viel zum verbesserten Kenntnisstand in der Region bei.

6 Bogyay, Problem 263.

dieser Funktion unterscheiden sie sich von den späteren romanischen, ebenfalls mit Flechtwerk verzierten Steinfragmenten, die als Bestandteile der Bauornamentik (Balken, Kämpfer, Portalsteine etc.) Verwendung fanden[7]. Während frühmittelalterliche Werkstücke immer zum Sakralbereich gehören, kommen romanische Steine auch im profanen Bereich vor[8]. Als Flechtwerksteine werden sie wegen ihres charakteristischen, sehr einheitlich verwendeten Flechtband- und Rankendekors bezeichnet. Sie sind künstlerisch durchwegs unbedeutend und dürfen als handwerkliche Erzeugnisse ohne jede persönliche Note gelten[9]. Sowohl die früh- als auch die hochmittelalterlichen Werkstücke sind uniform und in weiten Teilen Mitteleuropas verbreitet. Darüberhinaus erschwert die große Anzahl der Fundobjekte ihre Erforschung auf kunsthistorischem Weg über Stil- und Ornamentvergleiche[10]. Sinnvoller erscheint eine Untersuchung der geschichtlichen Voraussetzungen, die Kirchen mit dieser besonderen Ausstattung in einem bestimmten Gebiet entstehen ließen.

Nachdem man rund ein Jahrhundert lang mit unterschiedlichen Ergebnissen darüber diskutierte, von wem der Flechtwerkstil in Europa geschaffen und verbreitet wurde, nimmt man heute an, daß er im mediterranen Raum entstanden ist. Die Voraussetzungen für seine Entwicklung sind bereits in der Kunst der Spätantike vorhanden[11]. So kann man das mehrsträhnige Flechtwerk auf Mosaiken spätantiker Kirchen beobachten. Andere, häufig wiederkehrende Motive, wie etwa Kreuze, Blätter, Pfau und Taube sind beliebte Darstellungen auf Schrankenplatten des 6. Jahrhunderts[12]. Ebenso sind die Träger der Verzierung, die marmornen "Kirchenmöbel" (Chorschranke, Ambo, Ziborium), in vielen frühchristlichen Kirchen nachzuweisen. Aus den spätantiken Voraussetzungen entwickelte sich im mediterranen Raum der Flechtwerkstil im 6. und 7. Jahrhundert weiter und übernahm später auch künstlerische Anregungen aus weit entfernten Gebieten, wie etwa Motive aus der irischen Buchmalerei. Auf italienischem Boden entstand im Laufe der Zeit das, was man heute als frühmittelalterliche Flechtwerkkunst auf Stein mit sakralem Bezug bezeichnen kann. Von dort strahlte dieser Stil im 8. Jahrhundert in weite Teile Europas aus, und nahm mit zunehmender Entfernung vom Ursprungsland an Häufigkeit ab. Die Entwicklung der Flechtwerkkunst war ein kontinuierlicher Prozeß, der in der Spätantike begann, im 8. Jahrhundert einen Höhepunkt erreichte und im 9. Jahrhundert langsam auslief. Lediglich in Istrien und Dalmatien verwendete man diese Verzierungsart ohne Unterbrechung noch bis in das 12. Jahrhundert. In der romanischen Kunst ist das Flechtwerk erneut ein beliebtes Schmuckmotiv und kommt im 12. Jahrhundert auch in einigen Kärntner Kirchen vor[13].

Keinesfalls ist das Flechtwerk ein Kunststil, der von den Langobarden entwickelt wurde, wie dies vor kurzem erst wieder konstatiert und auch für die Kärntner Flechtwerksteine in Anspruch genommen wurde[14]. Ebensowenig hat er mit einer "karolingischen Reichskunst" volkstümlicher Prägung zu tun, die K. Ginhart in Anlehnung an die Ideologie der vierziger Jahre feststellte und auch später noch vehement vertrat[15].

---

7 Vgl.: Anmerkung 13.

8 Ein schönes Beispiel stellt ein romanisches Doppelfenstergewände des frühen 12. Jahrhunderts aus der Burg Schweinberg in Baden Württemberg dar. Vgl.:Hartmann, Frankenberg 80.

9 Bogyay, Problem 263.

10 Allein in den bis heute erschienenen 18 Corpus-Bänden für einige italienische Diözesen sind mehrere tausend Flechtwerksteinfragmente abgebildet.

11 Beispielsweise: Sperber, Mittelalter 68.

12 Sowohl das Flechtwerk als auch die genannten Ziermotive kommen in Kärnten, so am Hemmaberg oder in Teurnia vor. Glaser, Pilgerheiligtum Abb. 115; Glaser, Teurnia, 60, Abb. 15.

13 Romanische Flechtwerksteine finden sich u. a. an den Kirchen von Millstatt, St. Paul, Gurk, Friesach oder Zweinitz.

14 Biedermann, Romanik 22ff.

15 Ginhart, Flechtwerksteine 160, 165; ders. in: Werkstücke 212ff.

Es ist kaum möglich allgemein gültige Aussagen zur Verbreitung von Flechtwerksteinen zu treffen, denn die historischen Voraussetzungen in den Verbreitungsgebieten - mit jeweils anderen wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen - sind für die Entstehung solcher Kirchen zu unterschiedlich. Daher erscheint es methodisch angezeigt, regionale Untersuchungen zur historischen Situation eines bestimmten Verbreitungsgebietes im angenommenen Entstehungszeitraum der Kirchen vorzunehmen. Man kann davon ausgehen, daß die genaue historische Analyse kleinräumiger Gebiete unter diesen Gesichtspunkten zu neuen Ergebnissen führt, die in weiterer Folge mit den Verhältnissen benachbarter Territorien in Beziehung zu setzen sind. Als Untersuchungsgebiet wurde in unserem Fall Karantanien in den Grenzen des 8. Jahrhunderts gewählt (Abbildung 1)[16]. Da im karantanischen Raum Flechtwerksteine außerhalb Kärntens und Osttirols nicht vorkommen, beschränke ich mich bei den folgenden Ausführungen auf diese beiden Territorien.

Beschäftigen wir uns also mit der historischen Situation Karantaniens im 8. und 9. Jahrhundert. In jener Zeit sind nach allgemeiner Auffassung marmorne Kircheneinrichtungen im Untersuchungsgebiet entstanden[17].

Mission und Verwaltung

Um 600 lösten sich die Verwaltungsstrukturen Binnennorikums unter dem Einfluß slawischer Verbände endgültig auf. In fast allen Teilen des Landes ging damit auch das spätantike Christentum zu Ende[18]. Rund 100 Jahre später war in diesem Gebiet das alpenslawische Fürstentum Karantanien entstanden. Wie uns die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*[19] berichtet, wandte sich um 740 der Fürst Boruth an die Baiern um Hilfe gegen die Awaren. Herzog Odilo unterstützte die Karantanen, benutzte aber die Gelegenheit, diese unter baierische Oberherrschaft zu bringen, was in Vergeiselungen und Kriegsdiensten zum Ausdruck kam. Gleichzeitig setzte unter der Leitung des Bistums Salzburg eine erste Missionswelle ein. So weihte der Salzburger Weihbischof Modestus um 760 drei Kirchen in Karantanien. Nach dem Aussterben der Boruthdynastie kam es zu heidnischen Gegenreaktionen und schweren Rückschlägen, so daß es für mehrere Jahre keinen einzigen Priester im Land gab und man ohne Übertreibung vom Zusammenbruch der Salzburger Mission sprechen kann[20]. Die Aufstände wurden wohl von proawarischen Adelsgruppen getragen, da sich diese mit Sicherheit nicht nur gegen das Christentum, sondern auch gegen die bairische Oberherrschaft richteten[21]. Erst im Jahre 772 setzte Herzog Tassilo III. mit seinem Karantanensieg den Widerständen ein Ende und forcierte erneut die Missionstätigkeit, zu der die

---

16 Grenzen Karantaniens nach Wolfram, Genzen 301: "Ihr Herrschaftsgebiet [der Karantaner] umfaßte das heutige Bundesland Kärnten....Osttirol, den Salzburger Lungau und Enns-Pongau, die Steiermark ohne die Oststeiermark, den Süden von Ober- und Niederösterreich bis zum Austritt der Flüsse ins Alpenvorland. Dazu kam die heute slowenische Untersteiermark bis ins Savetal, jedoch ohne Pettau."
Die als Beilage abgebildete Landkarte orientiert sich in ihren Grenzen an der "Baiernkarte", die anläßlich der Bajuwarenausstellung 1988 in Rosenheim/Mattsee konzipiert wurde. - Zur (Süd)ausdehnung Karantaniens vgl. Anm. 59.

17 In Karantanien gab es, wie oben bereits erwähnt, keine durchgehende Verwendung des Flechtwerkstils bis ins Hochmittelalter.

18 In Osttirol ist Kultkontinuität durch mittelalterliche Kirchenbauten über frühchristlichen Gotteshäusern belegt und auch in Molzbichl zeigt die wohl ununterbrochene Verehrung des spätantiken Heiligen Nonnosus († 533 n. Chr.) ein Fortleben des Christentums bis in das 8. Jahrhundert an.

19 Wolfram, Conversio 41ff; ders. in: Salzburg 275ff.

20 Wavra, Missionspolitik 167ff.

21 Szameit, Beziehungen 22f.

Errichtung von Missionsklöstern gehörte[22]. Tassilo setzte neue Machthaber im Lande ein. Der nun genannte Karantanerfürst Waltunc war mit Sicherheit ein Parteigänger des Herzogs, der möglicherweise sogar in Baiern als Geisel christlich erzogen wurde. Auch der übrige karantanische Adel muß sich den neuen Verhältnissen rasch angepaßt haben. Zu einer Änderung der Verfassungsstrukur kam es 772 nicht, da der slawische Adel weiterhin Herr des Landes blieb. Wohl im Zusammenhang mit dem Liudewitaufstand kam es spätestens 828 zu bedeutsamen Veränderungen; die slawische Nobilität wurde entmachtet, ihr Herrschaftsgebiet in Königsland umgewandelt und bairisch-fränkischen Mandatsträgern zur Verwaltung überlassen. Mit der Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung wurde Karantanien landfremden Verwaltungsbeamten unterstellt. Einige von ihnen sind namentlich bekannt, wie jener mit gleichrangigen Gefährten um 860 aus dem Land fliehende Graf Pabo. Bis um die Mitte des 9. Jahrhunderts scheint das riesige Gebiet im Südosten des Reiches offenbar nur von einem einzelnen Grafen zu gesamter Hand verwaltet worden zu sein. Erst danach sind mehrere Grafschaften nachweisbar. Das von den Grafen beaufsichtigte Königsgut wurde in weiterer Folge (9./10.) an geistliche und weltliche Große verliehen oder zu Eigen ausgegeben, bis im 11. Jahrhundert die Königsvergaben schließlich aufhörten.

Kirchengründer

Wenn wir nun den Personenkreis untersuchen, der nach der Einführung der Grafschaftsverfassung (828) in Karantanien Kirchen errichten konnte, so kommen dafür drei Gruppen in Betracht:

1) Verwaltungsbeamte im Range eines Grafen, die auf Geheiß des Königs in ihren Amtsgebieten Gotteshäuser errichteten;
2) Andere durch Schenkungen begüterte Adelige, die auf ihren neuen Territorien (Grundherrschaften) Kirchen bauten;
3) Die hohe Geistlichkeit, also die in Karantanien wirkenden Bischöfe von Salzburg, Aquileia und Freising.

Wesentlich ist in jedem Fall der Umstand, daß alle diese Kirchen in irgendeiner Form Eigenkirchen waren, seien es königlich-gräfliche, adelige oder bischöfliche Eigenkirchen[23]. Sie waren Seelsorgezentren einer Grundherrschaft mit unterschiedlicher Ausdehnung und Dotierung, die der uneingeschränkten Verfügungsgewalt des Eigenkirchenherrn unterlagen. Von Pfarrkirchen unter bischöflicher Organisation und Jurisdiktion kann zu dieser Zeit noch nicht die Rede sein. Solche lassen sich im Untersuchungsgebiet, wie auch anderswo, erst ab dem 11./12. Jahrhundert beobachten[24].

Königliche Eigenkirchen

Im 9. Jahrhundert gibt es in Kärnten zwei Gotteshäuser, die im Eigentum des Königs standen. Im Jahre 888 schenkte König Arnulf dem Priester Adalolt Königsgut und zwei Kapellen im Lavanttal[25]. Wo diese Kapellen genau zu lokalisieren sind, ist nicht gänz-

---

22 Bereits im Jahre 769 wurde auf Initiative Herzog Tassilos das Missionskloster Innichen im Pustertal gegründet. Bald nach 772 wird dieser Gründung die geistliche Gemeinschaft von Molzbichl gefolgt sein und auch in Zweikirchen könnte um diese Zeit ein Kloster entstanden sein. Glaser, Münster; Karpf, Molzbichl; Glaser/Karpf, Kloster; Karpf, Kirchenausstattungen 28f.

23 Dies konnte durch die eingehenden Untersuchungen von H. Stahleder, Eigenkirchen und S. Haider, Niederkirchenwesen für die Diözesen Freising und Passau nachgewiesen werden. Auch in Karantanien war die Situation ähnlich, was jüngste archäologische Funde bezeugen und auch aus historischen Quellen hervorgeht.

24 Wie in der Steiermark gehörten auch in Kärnten die Zehentregulierungen Erzbischof Gebhards von Salzburg zu den Versuchen, das Eigenkirchenwesen einzudämmen und das Gebiet im Sinne des Diözesans organisatorisch neu zu ordenen. Vgl.: Gänser, Die Mark (2.Teil).

25 MC III 53.

lich geklärt, Flechtwerkausstattung besaßen sie jedoch beide nicht, da bis heute im Lavanttal keine Kirchen mit Flechtwerksteinen bekannt sind. Ebenso verhält es sich mit der königlichen Kapelle beim Hof Lurn in Oberkärnten, die Arnulf im Jahre 891 an Bischof Waldo von Freising schenkte[26]. Sie ist irgendwo im Bereich des Lurnfelds zu suchen und besaß ebenfalls keine Flechtwerkausstattung[27]. 860 gab Ludwig der Deutsche dem Erzbistum Salzburg umfangreiche Besitzungen zu Eigen, die das Bistum zuvor als Lehen des Königs oder anderer Adeliger besessen hatte[28]. Darunter befand sich auch die Kirche von Maria Saal, deren Entstehung bis in die Zeit des Weihbischofs Modestus (757-763) zurückreicht. Das Gotteshaus von Maria Saal gehörte im 9. Jahrhundert zu den bedeutendsten des Landes, besaß aber keine Inneneinrichtung mit marmornen Chorschranken.

Der übrige Adel

Obwohl im späten 9. Jahrhundert in Kärnten bereits mehrere Grafschaften nachweisbar sind, gibt es für diese Zeit keinen direkten Hinweis auf gräfliche Kirchenbautätigkeit, was wohl auf die schlechte Quellenlage zurückzuführen sein dürfte. Mit großer Wahrscheinlichkeit haben auch Grafen Kirchen errichtet, dennoch fehlen interessanterweise in den Gotteshäusern der späteren karantanischen Grafschaftsmittelpunkte Flechtwerkausstattungen, obwohl beispielsweise in Friesach bereits kurz nach 900 eine Kirche urkundlich genannt wird[29].

Andere Adelige, die um diese Zeit im Land bereits Eigenbesitz hatten und nicht nur auf die Amtslehen des Königs angewiesen waren, sind kaum mit marmornen Kirchenausstattungen in Verbindung zu bringen. Wie G. Gänser feststellt, benötigte das "Hoffnungsgebiet" im Südosten des Reiches "...tüchtige Organisatoren und waffenerprobte Eroberer.."[30]. Solche tatkräftigen Männer versuchten, so viel wie möglich des zu freiem Eigen ausgegebenen Königsgutes an sich zu bringen. Sie mußten alles an Grundbesitz nehmen, was sich ihnen bot, unabhängig von der Größe und Lage der Besitzungen[31].

Dieser Personenkreis stammte großteils aus höchstem bairischen Adel - oftmals sogar aus dem Umkreis des Königs - mit beträchtlichen wirtschaftlichen Ressourcen, der leicht besondere Kirchenausstattungen hätte finanzieren können. Dennoch tat er es nicht; man war offenbar nicht gewillt, die Kapellen der immer zahlreicher werdenden kleinen Grundherrschaften, die zudem noch sehr verstreut sein konnten, besonders repräsentativ zu gestalten. Hölzerne Chorschranken taten ihren Dienst ebenso wie marmorne. Auf besondere Repräsentationsentfaltung kam es nicht an, da der Eigenkirchenherr auf diesen Gütern ohnehin kaum anwesend war; es ging darum, die zur Grundherrschaft gehörenden Untertanen seelsorgerisch zu betreuen, was mit einem Mindestmaß an Kirchenausstattung zur Erfüllung der liturgischen Anforderungen gelang[32]. Ähnlich verhielt es sich mit der Dotierung der Eigenkirche und des Eigenkir-

---

26 MC III 63.

27 Für viele Gespräche und wichtige Hinweise zur "Problematik" der Grafschaft Lurn und ihrer Kirchen danke ich Frau Dr. Therese Meyer sehr herzlich.

28 MC III 27.

29 MC III 89.

30 Gänser, Mark (1. Teil) 86.

31 G. Gänser, Diplom 10f. zeigt die "Flexibilität" eines bairischen Adeligen im Südosten am Beispiel des Grafen Witagobo aus dem Umfeld König Arnulfs. Der Grenzgraf besaß Eigenbesitz in der heutigen Steiermark, erhielt später den Hof Grüns in Niederösterreich, Besitzungen in Kärnten, Güter bei Salzburg und stammte selbst aus Rheinfranken, wohin seine Beziehungen schon wegen des dortigen Allods nicht abrissen.

32 Dieser Umstand, der im eigenkirchenrechtlichen Charakter der Niederkirchen begründet liegt, führte wohl auch dazu, daß in Karantanien monumentale Gotteshäuser bis in das 12. Jahrhundert fehlen.

chengeistlichen, die in vielen Fällen äußerst dürftig gewesen sein muß[33]. Mit der Seelsorge der Grundherrschaftsuntertanen war in vielen Fällen ein Unfreier betraut. Allein dieser Umstand zeigt die Wertung, die der Grundherr den kleinen Eigenkirchen gab; finanziell aufwendige Einrichtungen sind für diesen Kirchentyp auszuschließen.

Hohe Geistlichkeit als Kirchenbauer

Salzburg

Scheiden Grafen und andere weltliche Grundbesitzer für die Erbauung von prächtigen Gotteshäusern im 9. Jahrhundert aus, so könnte man meinen, die für die christlichen Belange des Landes zuständigen Bistümer (Salzburg, Freising, Aquileia) hätten repräsentative Kirchen errichtet. Betrachtet man die Verbreitungskarte der Kärntner Flechtwerksteine (Abbildung 1), so fällt auf, daß sie nur in Gotteshäusern nördlich der Drau vorkommen, also in jenem Gebiet, das Karl der Große im Jahre 811 dem Erzbischof von Salzburg jurisdiktionell unterstellte, während den Raum südlich des Flusses der Patriarch von Aquileia zu betreuen hatte[34]. Nun scheint es verlockend, Kirchen mit Flechtwerksteinausstattung den Aktivitäten der Salzburger Erzbischöfe zuzuschreiben. In der Literatur ist diese Überlegung mehrfach angestellt worden[35].

Dagegen spricht jedoch, daß die Salzburger Kirche vor der Mitte des 9. Jahrhunderts kaum Grundbesitz in Karantanien hatte. Erst mit der schon erwähnten Schenkung von 860 gingen die Kirche von Maria Saal und andere Güter in das Eigentum des Erzbischofs über. In Oberkärnten erlangte Salzburg erst mit dem Aussterben der Grafen von Lurn (1135/49) Eigenbesitz[36]. Dort waren aber schon zwei Generationen zuvor die beiden prächtig mit Marmorschranken ausgestatteten Kirchen von Molzbichl und Millstattt als Eigenkirchen in der Hand der mächtigen Eppensteiner und der ebenso bedeutenden Aribonenfamilie gewesen[37]. Der Erzbischof von Salzburg kann mit diesen Kirchen nicht in Verbindung gebracht werden, ebenso wie es keinen schriftlichen Hinweis dafür gibt, daß er mit der Gründung und Ausstattung einer einzigen Flechtwerksteinkirche in Kärnten etwas zu tun gehabt haben könnte. Sein Einfluß beschränkte sich auf die geistliche Iurisdiktion, in erster Linie auf Kirchen- und Priesterweihen, Priestereinsetzungen, Zehentanteile und Taufrechte.

Aquileia

Das gleiche gilt für den Patriarchen von Aquilieia. Allein schon sein Jurisdiktionsbereich südlich der Drau schließt einen Einfluß auf die nur nordseitig des Flusses gelegenen Kirchen mit Flechtwerksteinen aus. Außerdem ist in keinem Fall die Beteiligung des Patriarchen an einem Kirchenbau des 9. Jahrhunderts in Karantanien urkundlich nachzuweisen[38]. Die Verbreitung von Flechtwerksteinen im Patriarchat beschränkt sich auf das ehemalige langobardische Herzogtum Friaul. Viele wurden an Orten gefunden,

---

33 Störmer, Fragen 153; Das *Capitulare ecclesiasticum* von 819/19 legte beispielsweise fest, daß jede Eigenkirche einen Anspruch auf ein Mindestmaß an zinsfreiem Land verfügen mußte, um die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Priesters vom Kirchenherren zu garantieren. Dieses Mindestmaß umfaßte lediglich eine Hufe. Zum Ausstattungsgut von Eigenkirchen siehe auch Haider, Niederkirchenwesen 337, Anm. 55.

34 MC III 1.

35 Zum Beispiel: Piccottini, Archäologische Mitteilungen 45.

36 MC III 751.

37 MC III 428 (Molzbichl); MC Ergänzungsheft zu Bd I-IV 3039.

38 Kirchen, die entfernt mit dem Patriarchen als Grundherrn in Verbindung zu bringen wären, wie Lienz/Patriasdorf, Irschen oder St. Peter in Holz besaßen keine Flechtwerkausstattung. Vgl.: Kahl, Fürstentum; ders. in: Anfänge.

die bereits im Jahre 611 als langobardische Kastelle bezeugt sind und damit im Besitz langobardischer Großer standen[39].

Freising

Das Bistum Freising tritt in Kärnten schon früh als Grundbesitzer auf. Mit einiger Sicherheit geht eine der bedeutendsten Kirchen des Landes - Maria Wörth - auf die Aktivitäten der Bischöfe von Freising zurück[40]. Wohl schon um 880 bestand dort eine geistliche Gemeinschaft[41], was die Bedeutung dieser Kirche besonders unterstreicht. Flechtwerksteine konnten aber in Maria Wörth bis heute nicht gefunden werden.

Mit den angeführten Beispielen erschöpfen sich die urkundlichen Erwähnungen von Gotteshäusern des 9. Jahrhunderts in Kärnten. In keiner der angeführten Kirchen konnten bislang Flechtwerksteine festgestellt werde. Damit ist für das fortgeschrittene 9. Jahrhundert eine historische Negativauswahl getroffen, an die ich eine weitere, jedoch zeitlich weiter zurückreichende, anschließen möchte. Die historische Situation zwischen 740 und 772 war kaum dazu angtan, Steinkirchen mit Marmorausstattung zu errichten. Die drei in der *Conversio* erwähnten Kirchen, jene der *sanctae Mariae*, in *Liburnia civitate* und *ad Undrimas* besaßen keine Flechtwerksteine. Solche fehlen sowohl in Maria Saal, am Lurnfeld und am Aichfeld in der Steiermark, wo diese Gotteshäuser heute von den meisten Forschern lokalisiert werden. Die politische Situation war in jener Zeit zu instabil; wir wissen von Aufständen, welche die wenigen Priester zwangen, das Land zu verlassen[42]. Die Zeit der beginnenden Christianisierung war noch einem starken politischen Wechselspiel probairischer-proawarischer Gruppen unterworfen, das die Errichtung repräsentativer Gotteshäuser ausschloß.

Missionspolitik zwischen 772 und 828

Somit bleibt historisch gesehen eigentlich nur ein Zeitraum für die Entstehung dieser Kirchen übrig: Die Jahre nach dem Sieg Tassilos III. (772) und vor der Einführung der Grafschaftsverfassung (828). Nach seinem militärischen Erfolg scheint der Herzog die Mission selbst in die Hand genommen zu haben[43]. Dies entsprach den Intentionen Tassilos, eine eigene bairische Landeskirche aufzubauen, da Missionierung immer Herrschaft und Anbindung an den Auftraggeber der Mission bedeutet. W. Störmer spricht in diesem Zusammenhang von "Basisarbeit"[44]. Auf Betreiben des Herzogs ist wohl das Kloster in Molzbichl entstanden, dessen Kirche eine prächtige Marmorausstattung erhielt[45]. Ab 772 hören wir nichts mehr von Widerständen gegen das Christentum und die bairische Oberherrschaft. Tassilo übertrug loyalen Karantanen die Herrschaft im Land, der bereits genannte Fürst Waltunc wird eine solche Persönlichkeit gewesen sein. Auch der übrige Adel mußte seine Loyalität durch die Förderung des Christentums unter Beweis stellen. Ein Ausdruck dieser Loyalität sind Kirchenbauten, die nach bairischem Vorbild errichtet wurden. Im bairischen Altsiedelland hatten die

---

39 Krahwinkler, Friaul 40ff. Möglicherweise wurden die Gotteshäuser als Eigenkirchen des langobardischen Adels gegründet, noch bevor dieser durch die Aktivitäten Karls des Großen 774/776 entmachtet und das Herzogtum 828 in eine fränkische Grafschaft umgewandelt wurde. Nicht umsonst konzentrieren sich die friulanischen Flechtwerkstein-Kirchen um den Herzogssitz Cividale. Krahwinkler, Friaul 119ff.

40 MC III 48.

41 MC III 48, *...a clericis deo servientibus...*

42 Wolfram, Conversio 41ff.

43 Wavra, Salzburg, 168.

44 Störmer, Fragen 140, 148. Zu dieser gehören u. a. Taufe, Seelsorge, Rodung oder eine neue Raumorganisation im Rahmen der kirchlichen Grundherrschaft.

45 Glaser, Münster; Karpf, Molzbichl.

Agilolfinger und andere bairische Große bereits eine stattliche Anzahl von Klöstern gestiftet und viele Kirchen mit prächtigen Steinausstattung versehen, die ihrerseits langobardische Einflüsse zeigen. Sowohl der bairische Adel im dortigen Altsiedelland als auch die karantanische Oberschicht verfügten über Grundbesitz. Ihnen war es deshalb möglich, die neu zu errichtenden Gotteshäuser großzügig mit Besitz zu dotieren und auch für eine ansprechende Innenausstattung zu sorgen. Es steht außer Zweifel, daß auch diese Sakralbauten Eigenkirchen waren, die unter der vollen Verfügungsgewalt ihrer Gründer standen. Der zuständige Bischof mußte sich mit jurisdiktionellen Rechten zufrieden geben. Das Eigenkirchenwesen kam den karantanischen Adeligen entgegen, konnten sie doch einerseits Loyalität gegenüber der bairischen Oberherrschaft bekunden, andererseits durch imposante Kirchenbauten ihr persönliches Prestige steigern. Die persönliche Anwesenheit vor Ort, Eigenbesitz im großen Ausmaß, die bairische Oberhoheit und die besondere Situation an einem Neubeginn der Christianisierung unterschied den slawischen Adel von den bairisch-fränkischen Verwaltern und Grundherren des 9./10. Jahrhunderts. Die Aufbruchsstimmung nach 772 und die Motivation der karantanischen Oberschicht, es den bairischen Großen gleichzutun, hat wohl zu vielen Kirchengründungen bald nach Tassilos Sieg geführt. Die zweite Hälfte des 8. Jhs. war darüberhinaus die Blütezeit des Flechtwerkstils in Oberitalien[46]. Für Tassilo, der mit der langobardischen Königstocher Liutpirc verheiratet war, könnten langobardische Steinmetzen gearbeitet haben, die möglicherweise auch in Karantanien zum Einsatz kamen. Mit der Absetzung Tassilos (788) änderten sich die Verfassungsstrukturen in Karantanien nicht. Der einheimische Adel blieb weiter an der Macht und könnte mindestens bis 828 Kirchen errichtet haben. Dennoch sieht es so aus, als ob die Kärntner Flechtwerksteinkirchen ein tassilozeitliches Phänomen wären, die größtenteils aus dem Zusammenspiel slawisch-karantanischer Grundherren und intensiver Missionsbestrebungen Tassilos hervorgegangen sind.

Verbreitung von Flechtwerksteinkirchen in Karantanien

Die Verbreitungskarte zeigt, daß in Karantanien Flechtwerksteine bislang nur in Kärnten und Osttirol vorkommen (Abbildung 1). Deutlich lassen sich drei Verbreitungsschwerpunkte mit Karnburg, Molzbichl/Millstatt und Oberlienz als Zentren erkennen. Historisch gesehen war Karnburg das Zentrum des slawischen Fürstentums; hier residierte der Fürst mit seiner Verwandschaft und der wichtigen Gefolgschaft. Hier gibt es die meisten Flechtwerksteine in Kärnten. Dies gestattet die Vermutung, daß sie von dieser Personengruppe in Auftrag gegeben worden sind.

Auch im Umkreis von Molzbichl, Millstatt und St. Wolfgang/Fratres scheint es zur Zeit des gentilen Adels ein weltliches Zentrum gegeben zu haben. Nach der Auffindung der Domitian-Inschrift in Millstatt könnte nun der Machthaber dieses Gebietes namentlich bekannt sein[47]. Auf alle Fälle gab es in der Umgebung dieser drei genannten Ortschaften eine Persönlichkeit, die in der Lage war, Kirchen mit repräsentativen Marmorschranken und beträchtlichem Grundbesitz auszustattten.

Auch im Gebiet von Oberlienz, wo es seit der Spätantike christliche Kultkontinuität gab, dürfte im 8. Jahrhundert ein Machtzentrum bestanden haben, das erst später seine Bedeutung an Lienz/Patriasdorf abtrat[48].

---

46 Kautzsch, Schmuckkunst 3ff.

47 Glaser, Marmorinschrift 303ff.

48 Sydow, Oberlienz 151ff; Bertels, Carantania 87ff.

Ein kurzer Ausblick auf die Situation in benachbarten Gebieten soll die Ausführungen beschließen.

Bayern

In Bayern kommen Flechtwerksteine relativ häufig vor. Sie zeugen von (Kloster)kirchen, die auf die Agilolfginger und andere bedeutende bairischen Familien zurückgehen[49]. Als willkürliche Beispiele seien Herrenchiemsee, Frauenwörth, Wesssobrunn als agilolfingische, und Sandau, Benediktbeuern, Wörth/Staffelsee oder Illmünster als Adelsgründungen genannt. Daneben errichteten auch Bischöfe an ihren Residenzen - wo sie ebenfalls Eigenkirchenherren waren - Kirchen mit besonderer Innenausstatttung, wie in Salzburg, Augsburg, Eichstätt, oder Säben[50]. Als Grundeigentümer konnten diese Personen ihre Eigenkirchen dotieren und mit einer ansprechenden Ausstattung versehen. Neuen Untersuchungen H. Dannheimers zufolge, datieren die repräsentativen Steinausstattungen bairischer Kirchen in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts[51].

Das bairische Ostland jenseits der Enns

Ein anderes Bild ergibt sich im Osten Österreichs, wo das Fehlen von Flechtwerksteinen östlich der Enns besonders auffällt. Dieses Gebiet gehörte zum Awarenreich und wurde erst 795/96 durch Karl den Großen in den fränkischen Reichsverband eingegliedert. Spätestens seit 823 bildete die sogenannte *plaga orientalis* einen organisierten Raum, der von Grafen verwaltet wurde[52]. Neben diesen waren Königsvasallen, Bischöfe, Äbte und einfache Grenzer (confinales) für den Schutz der neu entstehenden Mark zuständig und hatten für eine entsprechende kirchliche Infrastruktur zu sorgen. Schon bald nach 800 finden wir in den Urkunden eine beträchtliche Anzahl von Kirchen, darunter so bedeutende wie jenes Gotteshaus an der niederösterreichischen Fischa. Hier ließ sich der besiegte Awarenfürst im Jahre 805 auf Abraham taufen. Wichtig war sicher auch Traismauer, wo noch heute in der Krypta der Kirche die Gebeine eines gegen die Awaren gefallenen Grenzgrafen namens Goteram oder Cadaloc ruhen. In den dreißiger Jahren des 9. Jahrhunderts empfing hier der mit Pannonien belehnte Fürst Pribina die Taufe[53]. In keiner der zahlreichen Kirchen des Ostlandes konnten bis heute frühmittelalterliche Flechtwerksteine festgestellt werden. Die dafür ausschlaggebenden Gründe liegen auf der Hand. Die Mission im einstigen *regnum Hunorum* setzte erst eine Generation später als bei den Karantanen ein. Während bei diesen die gentile Verfassung unangetastet blieb und die Christianisierung auf Betreiben des bairischen Herzogs in Zusammenarbeit mit den einheimischen Großen erfolgte, waren die handelnden Personen des Ostlandes angesichts der großräumig zu organisierenden Gebiete an einer besonderen Ausstattung der neuen Kirchen nicht interessiert.

Slowenien

Eine ähnliche Situation zeigt sich im heutigen Slowenien. Während das im Norden angrenzende Karantanien sich mit bairischer Hilfe bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts aus der awarischen Abhängigkeit lösen konnte und ab diesem Zeitpunkt der Mission offenstand, verblieb das spätere Krain noch mindestens für eine Generation im

---

49 Dannheimer, Kirchenbau 302.

50 Vgl. dazu: Karpf, Kirchenausstattungen 60, mit der relevanten Literatur zu den genannten Fundorten.

51 Dannheimer, Kirchenbau 302.

52 Wolfram, Salzburg 183.

53 Wolfram, Grenzen 240, 248.

awarischen Herrschaftsbereich[54], wie ein im Jahre 788 von dort aus gegen Friaul geführter awarischer Angriff beweist. Erst mit den Awarensiegen Karls des Großen 795/96 löste sich diese Abhängigkeit. Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde auch bei den *Carniolenses* (Paulus Diaconus) im Jahre 828 die fränkische Grafschaftsverfassung eingeführt[55]. Wohl gleichzeitig mit dem zuvor beschriebenen Ostland begann die Christianisierung der *Carniola*, für die der Patriarch von Aquileia zuständig wurde. In Gemeinschaft mit dem Adel sorgte er für die Errichtung von Kirchenbauten im heutigen Slowenien, wie die erst vor kurzem entdeckte Kirche von Legen bei Slovenj Gradec beweist, die von der Ausgräberin als eines der ältesten sakralen Bauwerke im aquileischen Missionsgebiet bezeichnet und in das 9. Jahrhundert datiert wird[56]. Im slowenischen Binnenland - die Küstenstädte nahmen eine andere historische Entwicklung - konnten noch keine frühmittelalterlichen Flechtwerksteine festgestellt werden[57]. Auch dieser Umstand erklärt sich aus den Missionsumständen. Während Karantanien mindestens eine Generation früher als das heutige Slowenien christianisiert wurde und zu diesem Zeitpunkt noch unter der Führung des einheimischen Adels stand, hatten zu diesem Zeitpunkt in Slowenien noch immer die heidnischen Awaren das Sagen. Nach deren Entmachtung lag die Verantwortung für die Missionierung Krains großteils in den Händen landfremder Grundherren, schnell wechselnder Amtsgrafen und des im benachbarten Friaul residierenden Patriarchen von Aquileia. Wie im Ostland zeigte diese Schicht kein Interesse, das neu zu christianisierende Territorium mit besonders repräsentativen Kirchen auszustatten.

Anders die Situation in Kroatien, wo der Flechtwerkstil seit dem späten 8. Jahrhundert bis in romanische Zeit ohne Unterbrechung fortbestand. Im kroatischen Binnenland lassen sich die Kirchenstifter durch Inschriften auf Teilen der Chorschrankenanlagen nachweisen. Personen der vornehmen Oberschicht, wie die *duces* Tripimir und Branimir, oder der *zupan* Gastislav werden in ihren Herrschaftszentren als Erbauer und Ausstatter der Kirchen genannt[58]. Die schon für Karantanien angenommene Hypothese, der einheimische, vor Ort regierende Adel hätte für die Errichtung prächtiger Marmorschranken gesorgt, findet in den kroatischen Verhältnissen seine Bestätigung. Dort konnte sich auch im 9. Jahrhundert der gentile Adel behaupten und baute bis in romanische Zeit Eigenkirchen mit den geläufigen Chorschranken. In den istrisch-dalmatinischen Küstenstädten, in denen das Christentum seit der Spätantike ohne Unterbrechung fortbestand, sorgten im 8./9. Jahrhundert die Stadtbischöfe und das ansässige Patriziat für die Errichtung von Kirchenbauten mit Flechtwerkausstattung.

Zusammenfassung

Die zahlreichen in Karantanien vorkommenden Flechtwerksteinkirchen sind der Ausdruck einer bestimmten historischen Situation, nämlich der forcierten Missionspolitik Tassilos III. im Zusammenwirken mit dem einheimischen karantanischen Adel. Auf Betreiben des Agilolfingers errichteten die loyalen Herrschaftsträger Kirchen mit prächtiger Flechtwerksteinausstattung nach bairischem Vorbild. Die Gotteshäuser waren Eigenkirchen der christlich gewordenen slawischen Nobilität und dürften großteils zwischen 772 und 788 erbaut worden sein; einzelne Kirchen könnten noch bis zur Einfüh-

54 Krahwinkler, Friaul 138.
55 Wolfram, Salzburg 82f.
56 Strmcnik, Legen, 23.
57 Die Flechtwerksteine von Slivnica stammen aus dem Hochmittelalter.
58 Jelovina, Starohrvatsko kulturno blago, 34, 30, 40.

rung der Grafschaftsverfassung (828) entstanden sein. Danach aber änderten sich die Eigentums- und Verwaltungsverhältnisse in Karantanien grundlegend. Von da an war kein Interesse mehr zu erkennen, die nun entstehenden kleinen Eigenkirchen mit einer prächtigen Marmorausstattung zu versehen. Dies bestätigen die urkundlich belegten Kärntner Sakralbauten des 9. Jahrhunderts, die keine Flechtwerksteine mehr aufwiesen.

Die Verbreitungskarte zeigt in Karantanien drei Schwerpunkte mit Flechtwerksteinen. Zum einen das Hauptgebiet um den Fürstensitz Karnburg, wo der regierende Karantanerfürst mit seiner Verwandtschaft und den wichtigsten Gefolgsleuten die größte Anzahl von kirchlichen Repräsentationsbauten errichteten. Weiters das Gebiet um Molzbichl/Millstatt mit drei Flechtwerksteinkirchen, worunter sich auch eine Klosterkirche befand, und drittens eine Zone bei Lienz, die wie das zuvor genannte Oberkärntner Gebiet, Mittelpunkt einer karantanischen Verwaltungseinheit gewesen sein könnte.

Die Bischöfe von Salzburg, Aquileia und Freising errichteten abseits ihrer Residenzen keine Gotteshäuser mit prächtiger Ausstattung. Sie hatten für die kirchliche Infrastruktur zu sorgen; ihnen oblag in erster Linie die geistliche Iurisdiktion im neuen Missionsgebiet. Die Bistümer trachteten danach, Einfluß auf den Zehent und die personelle Besetzung der Eigenkirchen zu erlangen und in weiterer Folge, Pfarr-, Tauf- und Begräbnisrechte als Gegenleistung für erhaltene Zehentanteile und Grundbesitz zu erteilen. Erst im Laufe des 9. Jahrhunderts erhielten die Bistümer in Karantanien umfangreicheren Eigenbesitz aus königlichen Schenkungen.

Den nach 828 eingesetzten landfremden Amtsgrafen, die neben ihrem Amtsgut vorerst kaum Eigenbesitz im Land hatten, war es wohl ebenfalls kein Anliegen fernab ihres Allods kostspielige Kirchen zu finanzieren. Und auch die bereits im 9. Jahrhundert als Grundherren in Karantanien nachweisbaren Adeligen errichteten Seelsorgezentren in ihren oft weit auseinanderliegenden Grundherrschaften ohne besondere Ausstattung. Die urkundlich im 9. Jahrhundert bezeugten Gotteshäuser Karantaniens, des Ostlandes und Sloweniens waren offensichtlich nur sparsam ausgestattet. Das Fehlen von Flechtwerksteinen in den beiden letztgenannten Gebieten weist überdies auf einen weiteren bedeutsamen Umstand hin. Das Ostland und Krain standen bis 796 zweifelsfrei in awarischer Abhängigkeit. Während sich Karantanien bereits ab der Mitte des 8. Jahrhunderts aus dieser lösen konnte, und in den Sog der bairischen Mission geriet, begann die Christianisierung im Ostland und im heutigen Slowenien erst ab 796, wobei mit einer durchgreifenden Missionierung und den dazugehörenden Kirchenerrichtungen erst im 9. Jahrhundert zu rechnen sein wird. Dies zeigt, daß die vielen Kirchen Karantaniens mit Flechtwerksteinen zeitlich einer anderen Stufe als die Missionskirchen der *plaga orientalis* und der *carniola* angehören müssen. Sie entstammen einer anderen historischen Situation, nämlich der tassilonischen Mission zwischen 772 und 788. Das Fehlen von Flechtwerksteinen außerhalb Kärntens und Osttirols wirft die Frage nach der ursprünglichen Ausdehnung Karantaniens (Boruth-Karantanien) auf. Möglicherweise ist dieses im 8. Jahrhundert kleiner als angenommen und erlangt seine beträchtliche Größe erst mit den Vorstößen Karls des Großen in die Awaria[59].

---

59 Die Frage nach der Ausdehnung stellt Hödl, Geschichte 34; sie erlangte durch die Ausführungen von H. Dopsch, Regensburg 128ff. und der Stellungnahme Neumanns, Kärnten 101f. wieder Aktualität, wobei es dabei allerdings in erster Linie um die Südgrenze Karantaniens geht. Dr. Andrej Pleterski (Akademie der Wissenschaften, Laibach) geht davon aus, daß Karantanien im 8. Jahrundert wohl auf das Kernland Kärntens beschränkt war, das in mehrere territoriale Einheiten (Zupanien) unterteilt war. (Diskussionsbeitrag A. Pleterski, Millstatt 1995). Dies würde auch der bisherigen Verbreitung von Flechtwerksteinen ausschließlich in Kärnten und Osttirol entsprechen. Vgl.: Pleterski/Belak, Zbiva 43.

Quellen- und Literaturverzeichnis:

K. Bertels, Carantania. Beobachtungen zur politisch-geographischen Terminologie und zur Geschichte des Landes und seiner Bevölkerung im frühen Mittelalter. Car.I 177, 1987, 87-196.

G. Biedermann, Romanik in Kärnten. In: G. Biedermann/B. Kienzl (Hrsg.) Die Kunstgeschichte Kärntens (Klagenfurt 1994).

Th. Bogyay, Zum Problem der Flechtwerksteine. In: Karolingische und Ottonische Kunst. Werden-Wesen-Wirkung. Forsch. Kunstgesch. u. Christ. Arch. 3 (Wiesbaden 1957) 262-276.

K. Czerwenka-Papadopoulos, Die Entwicklung der vorromanischen Architektur und Bauplastik in Kärnten. In: F. Nikolasch (Hrsg.) Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (Millstatt 1987) 22-46.

H. Dannheimer, Kirchenbau. 2. Zur Ausstattung der Kirchen. In: H. Dannheimer/H. Dopsch (Hrsg.) Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788 (Korneuburg 1988) 299-304.

E. Doberer, Die ornamentale Steinskulptur an der karolingischen Kirchenausstattung. In: W. Braunfels (Hrsg.) Karl der Große III. Lebenswerk und Nachleben² (Düsseldorf 1966) 203-233.

H. Dopsch, *...in sedem Karinthani ducatus intronizavi...*Zum ältesten gesicherten Nachweis der Herzogseinsetzung in Kärnten. In: L. Kolmer/P.Segl (Hrsg.) Regensburg, Bayern und Europa [Festschr. K. Reindel] (Regensburg 1995) 103-136.

H. Fillitz, Die Spätphase des "langobardischen" Stiles. Jahrb. kunsthist. Sammlungen Wien 54, 1958, 7-72.

G. Gänser, Das Diplom König Ludwigs des Deutschen von 851 für Erzbischof Liupramm von Salzburg. Zeitschr. Histor. Ver. Steiermark 80, 1989, 5-38.

G. Gänser, Die Mark als Weg zur Macht am Beispiel der "Eppensteiner" (1.Teil). Zeitschr. Hist. Ver. Steiermark 83, 1992, 83-125; (2. Teil) Zeitschr. Hist. Ver. Steiermark 85, 1994, 73-122.

K. Ginhart, Die karolingischen Flechtwerksteine in Kärnten. Car.I 132, 1942, 112-167.

K. Ginhart, Karolingische und frühromanische Werkstücke in Kärnten. Car.I 144, 1954, 205-243.

F. Glaser, Neu entdeckte Flechtwerksteine in Kärnten. Car.I 183, 1993, 319-330.

F. Glaser, Eine Marmorinschrift aus der Zeit Karls des Großen in Millstatt. Car.I. 183, 1993, 303-318.

F. Glaser, Das Münster in Molzbichl, das älteste Kloster Kärntens. Car.I. 179, 1989, 99-124.

F. Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg. Aus Forschung und Kunst 26 (Klagenfurt 1991).

F. Glaser, Teurnia: Römerstadt und Bischofssitz (Klagenfurt 1992).

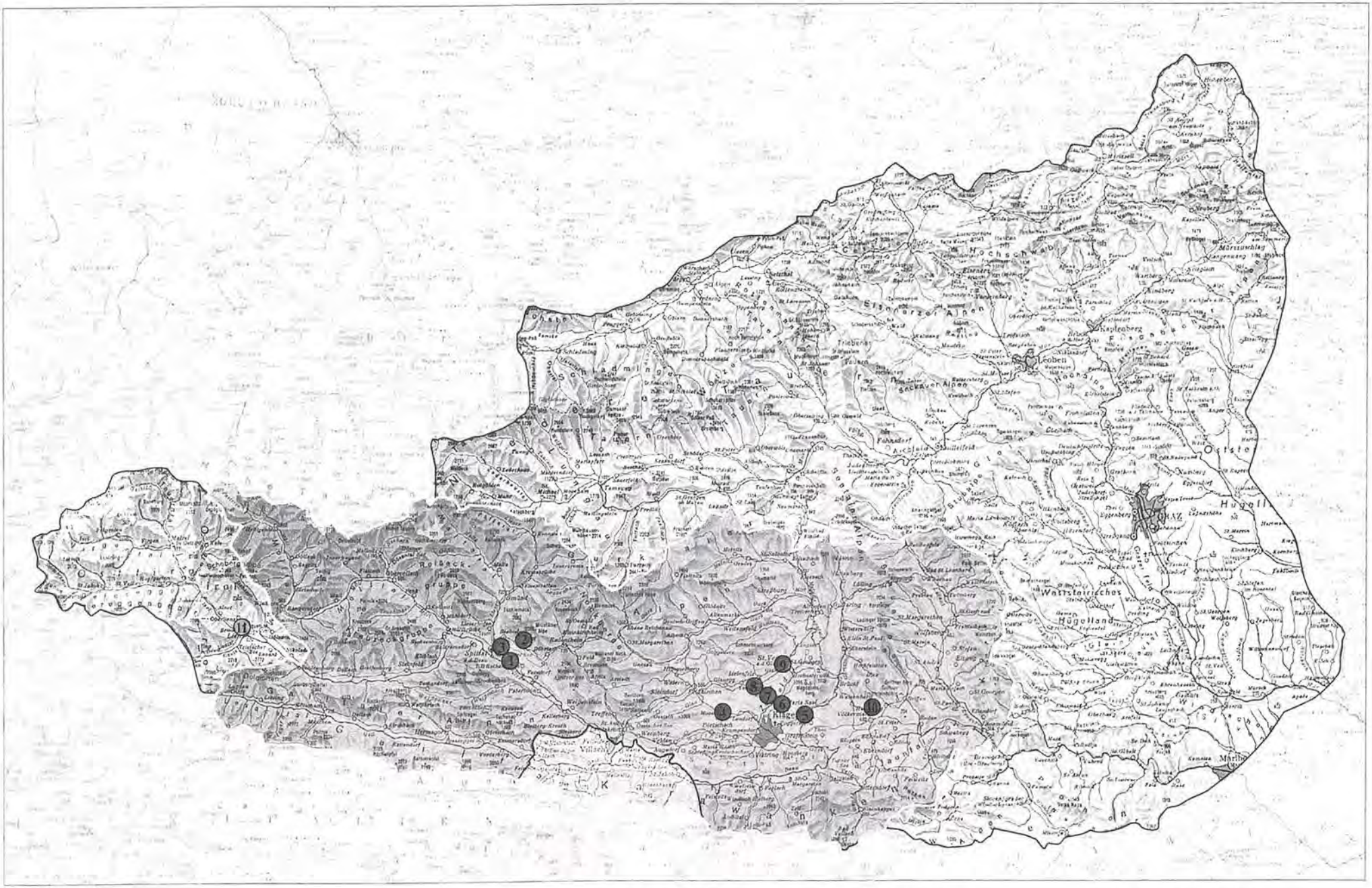
F. Glaser/K. Karpf, Ein karolingisches Kloster. Baierisches Missionszentrum in Kärnten (Wien 1989).

S. Haider, Zum Niederkirchenwesen in der Frühzeit des Bistum Passau (8.-11. Jahrhundert). In: E. Boshof/H. Wolff (Hrsg.) Das Christentum im bairischen Raum. Von den Anfängen bis ins 11. Jahrhundert. Passauer Hist. Forsch. 8 (Köln-Weimar-Wien 1994) 325-388.

W. Hartmann, Die Zerstörung der Burg Frankenberg bei Amorbach durch Kaiser Friedrich Barbarossa. Wer waren die Vögte der Abtei Amorbach um 1168. Mainfränk. Jahrb. Gesch. u. Kunst 45, 1993, 76-91.

G. Hödl, Zur Geschichte des Alpen-Adria-Raumes im Frühmittelalter. In: G. Hödl/J. Grabmayer (Hrsg.) Karantanien und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter (Wien-Köln-Weimar 1993) 11-35.
D. Jelovina, Starohrvatsko kulturno blago (Zagreb 1986).
B. Johannson-Meery, Karolingerzeitliche Flechtwerksteine aus dem Herzogtum Baiern und aus bayerisch-Schwaben. Kat. Prähist. Staatssammlung 27 (Kallmünz/Opf. 1993).
H.D. Kahl, Die Anfänge der Slawenmission im Ostalpenraum unter besonderer Berücksichtigung Oberkärntens. In: F. Nikolasch (Hrsg.) Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (Millstatt 1986) 20-51.
H. D. Kahl, Das Fürstentum Karantanien und die Anfänge seiner Christianisierung. In: G.Hödl/J.Grabmayer (Hrsg.) Karantanien und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter (Wien-Köln-Weimar 1993) 37-99.
K. Karpf, Das Kloster Molzbichl - ein Missionszentrum des 8. Jahrhunderts in Karantanien. Car.I. 179, 1989, 125-140.
K. Karpf, Steinerne Kirchenausstattungen in Kärnten aus tassilonisch-karolingischer Zeit. Ungedr. phil. Mag. Arb. (Bamberg 1994). [In Druckvorbereitung].
R. Kautzsch, Die langobardische Schmuckkunst in Oberitalien. Römisches Jahrb. Kunstgesch. 5, 1941, 3-48.
H. Krahwinkler, Friaul im Frühmittelalter. Veröff. Inst. Österr. Geschichtsforsch. 30 (Wien-Köln-Weimar 1992).
MC=Monumenta Historica Ducatus Carinthiae. A. Jaksch (Hrsg.) I-IV (Klagenfurt 1898-1906).
W. Neumann, Kärnten - Grundfragen der Landesgeschichte. Car.I 185, 1995, 99-115.
G. Piccottini, Archäologische Mitteilungen aus Kärnten IV. Car.I 173, 1983, 23-74.
A. Pleterski/ M. Belak, Zbiva. Verkve v vzhodnih alpah od 8. do 10. stoletja (Zbiva - Archäologische Datenbank für den Ostalpenbereich. Die Kirchen in den Ostalpen vom 8. bis 10. Jahrhundert) Zgodovinski Casopis 49, 1995, 19-43.
L. Sperber in: M. Grebenig (Hrsg.) Das Mittelalter. Historisches Museum der Pfalz (Speyer 1994) 68-69.
H. Stahleder, Bischöfliche und adelige Eigenkirchen des Bistums Freising im frühen Mittelalter und die Kirchenorganisation im Jahre 1315 (Teil 1) Oberbayer. Archiv 104, 1979, 117-188.; (Teil 2) Oberbayer. Archiv 105, 1980, 7-69.
M. Strmcnik Gulic, Legen. Sveti Jurij. Zakladnica podatkov (Kranj 1994).
W. Sydow, Die frühchristliche Kirche von Oberlienz und ihre Nachfolgebauten. Fundber. Österreich 26, 1987, 151-172.
W. Störmer, Fragen zum bayerisch-ostfränkischen Kirchenbesitz im karolinger- und ottonenzeitlichen Niederösterreich. In: H. Feigl (Hrsg.) Die bayerischen Hochstifte und Klöster in der Geschichte Niederösterreichs. Stud. u. Forsch. a. d. niederösterreichischen Institut f. Landeskunde 11 (Wien 1989) 137-155.
E. Szameit, Merowingisch-karantanisch-awarische Beziehungen im Spiegel archäologischer Bodenfunde des 8. Jahrhunderts - Ein Beitrag zur Frage nach den Wurzeln frühmittelalterlicher Kulturerscheinungen im Ostalpenraum. Neues aus Alt-Villach 31, 1994, 7-23.
B. Wavra, Salzburg und Hamburg. Erzbistumsgründung und Missionspolitik in karolingischer Zeit. Gießener Abhandl. Agrar- u. Wirtschaftsforsch. d. europäischen Ostens 179 (Berlin 1991).
H. Wolfram, Conversio Bagoariorum et Carantanorum. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien (Wien-Köln-Graz 1979).

H. Wolfram, Salzburg, Bayern, Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit. MIÖG Ergbd. 31 (Wien-München 1995).
H. Wolfram, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung. In: H. Wolfram (Hrsg.) Österreichische Geschichte 378-907 (Wien 1995).



FLECHTWERKSTEINVORKOMMEN IN KÄRNTEN BZW. KARANTANIEN

1 Molzbichl
2 Millstatt
3 St. Wolfgang/Fratres
4 Moosburg
5 St. Lorenzen/Gurk
6 Karnburg
7 St. Peter/Bichl
8 Zweikirchen
9 St. Veit/Glan
10 St. Martin/Niedertrixen
11 Oberlienz (Osttirol)

— Grenzen Karantaniens im 8. Jhdt.
heutige Kärntner Landesgrenzen

bearbeitet von K. Karpf, grafische Bearbeitung: W. Kury. Die ARGE Entw. Radentheln

Bemerkungen zur ältesten Millstätter Domitian-Überlieferung

Hans - Dietrich Kahl

Übersicht:
1. Machtwort einer neuen Quelle - 2. Kontrollmöglichkeit - 3. Domitian, der Neuchrist - 4. Bekämpfer der alten Religion: a) *paganitas*; b) Der Legendenbericht; c) Slawische Tempel und Götterbilder; d) Pseudoetymologie und Klischeevorstellungen; e) Ein möglicher Wahrheitskern? - 5. Der Kirchgründer - 6. *Domitianus dux* - 7. Ergebnisse

Wie kommt es, daß jemand, der dermaßen weit entfernt lebt wie ich, sich mit so speziellen Problemen der Kärntner Landesgeschichte befaßt wie dem hier gestellten Thema? Diese Frage spüre ich oft, manchmal fast mit dem Unterton: Was geht Dich das eigentlich an - es sind doch unsere Probleme. Wer sich jedoch als Spezialgebiet die Anfänge deutsch-slawischer Auseinandersetzung vorgenommen hat, in der ganzen Breite der karolingerzeitlichen Berührungszone von der Ostsee bis zu den Karnischen Alpen und den Karawanken, der kann die Südflanke nicht ausklammern - gerade die Südflanke nicht, in der diese Auseinandersetzung zuerst in Gang kam; gerade sie nicht, die besonders reizvolle Forschungsfragen aufwirft, methodisch bedeutsam weit über den landesgeschichtlichen Umkreis hinaus.
Der Fremde wird sich immer bewußt halten müssen, daß er an Kenntnis des Landes und seiner Probleme mit Landeskindern niemals in Wettbewerb treten kann. Er ist auf das Gespräch angewiesen. Doch vielleicht hat er dabei auch von sich aus etwas einzubringen - Möglichkeiten vergleichender Betrachtung. Es ist ja nun einmal so, daß jeder Teilraum geschichtlichen Geschehens durch seine spezifische Quellenlage bestimmt ist, jeweils anders gemischt, jeweils anders beschränkt. Schon von daher vermag ein jeder dieser Teilräume an die anderen Fragen zu stellen, die dort allein nicht aufkommen, und das kann fruchtbar werden, so sehr man sich hüten muß, auswärtige Befunde gar zu unbesehen aus einem Gebiet in ein anderes zu übertragen.
Ich bin dem hiesigen Kreis, und das heißt natürlich in erster Linie: seinem Motor, Herrn Kollegen Nikolasch, dankbar, daß ich ihm als Gesprächspartner willkommen bin - daß ich von mir Erarbeitetes hier unbefangen zur Diskussion stellen, umgekehrt aber von Ihnen lernen darf. Es macht mir auch Freude, daß ich noch einmal in diesem so vertraut gewordenen Raum sprechen darf. Wenn man die 75 hinter sich hat, ist garantiert das Meiste vorbei; wer weiß, was trotzdem noch einmal wiederkommt.

1. Machtwort einer neuen Quelle

Als ich vor gut 30 Jahren zum ersten Mal nach Kärnten kam, schien das Bild der Geschichte des Landes im Übergang von der Antike zum Mittelalter festgefügt und gut abgesichert. Inzwischen ist jedoch viel Unerwartetes geschehen. Grabungen, die sich nicht zuletzt mit dem Namen Franz Glasers verbinden, stellten klar, daß die Salzburger Mission des achten Jahrhunderts nicht so, wie früher angenommen, an die Zentren spätantiken Christentums angeknüpft haben kann. Die Kirche St. Peter im Holz steht nicht auf den Fundamenten der untergegangenen Kathededrale von Teurnia; in Molzbichl erschloß sich ein geistliches Zentrum womöglich noch eben dieses Jahrhunderts, das gleichfalls nicht einfach als Fortsetzung oder Erneuerung einer älteren kirchlichen Stätte aufgefaßt werden kann.[1]

Als diese Ergebnisse bekanntgemacht wurden, hatten Herwig Wolfram und ich, zunächst unabhängig voneinander, den Zeugniswert der mit Abstand wichtigsten Schriftquelle für diese Zeit genauer unter die Lupe genommen, der sog. *Conversio Bagoariorum et Karantanorum*. Wir fanden eine zwar unersetzliche Aufzeichnung, über die hinwegzugehen unmöglich ist, doch kein Geschichtswerk, das einfach Vergangenheit lebendig zu halten wünscht; vielmehr ein höchst tendenziöses "Weißbuch", das von offenbar vorzüglichster Informationsbasis her mit äußerster Raffinesse auswählt, was es überliefern, was es unterdrücken will. Ziel ist, in politisch heikler Situation der Ehre und Stellung Salzburgs zu dienen und nur Salzburgs; alle anderen Anteile an dem komplizierten Geschehen, von denen wir anderweit immerhin ein wenig erfahren, werden geflissentlich ausgeblendet: der des Baiernherzogs Tassilo, der Freisings und etwa anderer baierischer Bistümer, auch derjenige des Patriarchats Aquileia. Es ist folglich mit sehr viel größeren Überlieferungslücken zu rechnen, als wir früher ahnten - eine Feststellung, die gerade für den hier zu verfolgenden Zusammenhang wichtig ist. Selbst die Wirksamkeit der von Salzburg ins Land gesandten Chorbischöfe bleibt offenbar gezielt unterbelichtet - wie es scheint, um Selbständigkeitsbestrebungen ihrer Nachfolger möglichst viel an Boden zu entziehen.[2]

Es gibt weiteren Stoff zum Nachdenken. Vor gut 40 Jahren wurden die Gebeine untersucht, die das sog. Modestusgrab in Maria Saal birgt. Es zeigten sich Überreste von nicht weniger als drei verschiedenen, unvollständigen Skeletten. Der Befund war so, daß die verantwortlichen kirchlichen Stellen es nicht für vertretbar hielten, den früheren Hinweis, dort ruhe der Apostel Kärntens, ganz offiziell zu erneuern.[3] Ein weiterer Befund ist seit 1939 bekannt und trotzdem bisher nicht in das öffentliche Bewußtsein gedrungen: auf der Karnburg kann vor der gut bezeug-

---

1 F. Glaser, Die Christianisierung von Norikum Mediterraneum bis zum 7. Jh. nach den archäologischen Zeugnissen, bei E. Boshof, H. Wolf (Hgg.), Das Christentum im bairischen Raum von den Anfängen bis ins 11. Jh., Köln-Weimar-Wien 1994, bes. S. 197-203 mit weiteren Nachweisen. Dazu - noch vor einem Teil der entscheidenden Neufunde abgefaßt - die methodischen Konsequenzen bei H.-D. Kahl, Zwischen Aquileia und Salzburg. Beobachtungen und Thesen zur Frage romanischen Restchristentums im nachvölkerwanderungszeitlichen Binnen-Norikum (7.-8. Jh.), in: Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. 145 (1980), S. 50-60, vgl. S. 41-49; vgl. Ders., Das Fürstentum Karantanien und die Anfänge seiner Christianisierung, bei G. Hödl - Joh. Grabmayer (Hgg.), Karantanien und der Alpen-Adria-Raum im Frühmittelalter, Wien-Köln-Weimar 1993, S. 44.

2 H. Wolfram, Conversio Bagoariorum et Carantanorum. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien, Wien-Köln-Graz 1979; Kahl 1980 (wie Anm. 1), bes. S. 61-73, vgl. 41-49; Ders., Virgil und die Salzburger Slawenmission, bei H. Dopsch - R. Juffinger (Hgg.), Virgil von Salzburg, Missionar und Gelehrter, Salzburg 1985, S. 112-120, passim; Ders., Conversio Bagoariorum et Carantanorum, in: Lexikon des Mittelalters III, München-Zürich 1986, Sp. 208.

3 Kahl 1993 (wie Anm. 1), S. 61f.; vgl. M. Fuchs, Das sog. Modestusgrab in Maria Saal, in: Die Kärntner Landsmannschaft 1983/10, S. 5-8.

ten Karolingerpfalz kein slawischer Fürstensitz gewesen sein, denn die damaligen Ausgrabungen haben keinerlei entsprechende Spuren gefunden.[4] Das politische Zentrum des karantanischen Fürstentums, mit dem Kärntens Frühmittelalter beginnt, muß sich folglich an anderer Stelle befunden haben, und auch der Landesname bedarf einer anderen Erklärung als bisher. Ich suche den Fürstensitz jener Zeit vermutungsweise auf der Alten Moosburg, für die allerdings eine archäologische Bestätigung bisher gleichfalls fehlt;[5] eine zweite Möglichkeit ist hier am Hochgosch zu prüfen, für den geplante Ausgrabungen leider noch immer auf sich warten lassen.[6] Der Landesname erklärt sich m. E. zwanglos im Rahmen allgemeiner slawischer Gepflogenheiten, Stämme in Neusiedelland zu benennen, doch müßte dazu weiter ausgeholt werden, als das im hier gegebenen Rahmen möglich ist.[7]

Was den Millstätter Raum angeht, so galten lange die quellenkritischen Ergebnisse Robert Eislers von 1907. Wilhelm Wadl hat sie in diesem Raum noch 1981 vertreten, ich selbst habe mich noch 1990 mit ihnen identifiziert.[8] Bald darauf konnte jedoch Franz Nikolasch zeigen, wie brüchig das Fundament war, auf dem Eisler zu bauen versuchte.[9] Damit lag auch hier eine Lawine zum Absturz bereit. Sie kam ins Rollen, als Franz Glaser, der immer wieder genannt werden muß, ein Steinfragment wiederentdeckte, das schon einmal oberflächlich bekanntgemacht, doch dann verschollen war, das obere rechte Eckstück einer marmornen Inschriftplatte. Die minutiöse Untersuchung, mit der er die Auswertung in Angriff nahm, wird sich auch im vorliegenden Beitrag als hilfreich erweisen.[10] Es ist nicht auszuschließen, daß von dem Text, der damit in unser Blickfeld gerückt ist, noch mehr Bruchstücke erhalten sind. Sie könnten irgendwo eingemauert auf die Entdeckung warten, vielleicht in einem der Millstätter Altäre, nicht zuletzt der Domitianskapelle. Man sollte

---

4 H. Schleif, SS-Ausgrabung Karnburg, in: Carinthia I/129 (1939), S. 261-271; dazu H.-D. Kahl, War die Alte Moosburg das politische Zentrum des karantanischen Fürstentums? Kritische Anfragen an Kärntens Frühmittelalter (demnächst als Moosburger Museumshefte, Nr. 5), Abschnitte III, 3-4.

5 Kahl (wie Anm. 4), Abschnitt V.

6 F. Glaser, Fundberichte aus Österreich 26 (1987), S. 257, verweist auf Berührungen provisorischer Befunde mit Grabungsergebnissen von dem slawischen Fürstensitz in Thunau am Kamp; A. Huber, ebd. 28 (1989), S. 259 auf Indizien für die Zeitgrenzen 750-950 für die Entstehung der dortigen Wallanlage. Allerdings ist außer der Möglichkeit eines Herrschaftsmittelpunktes dort die eines Kultzentrums zu prüfen, vgl. H.-D. Kahl, Die Anfänge der Slawenmission im Ostalpenraum unter besonderer Berücksichtigung Oberkärntens, in: Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (vervielfältigt) 1986, S. 36f. Vgl. unten bei Anm. 128.

7 Dazu demnächst ausführlich Kahl (wie Anm. 4), Abschnitt III, 5.

8 R. Eisler, Die Legende vom heiligen Karantanerherzog Domitianus, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 28 (1907), S. 52-116; W. Wadl, Der selige Herzog Domitian - Legende und Verehrung, in: Symposium (wie Anm. 6) 1981, 3. Beitrag, mit eigener Seitenzählung; Kahl 1993 (wie Anm. 1), S. 66, vgl. 42. - Zu Eislers Wirkungsgeschichte seien noch erwähnt: A. Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335, Bd. II, Klagenfurt 1929, S. 249, 314f., 358; E. Weinzierl-Fischer, Gesch. d. Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten, Klagenfurt 1951, S. 24; A. Lhotsky, Quellenkunde zur mittelalterl. Gesch. Österreichs (MIÖG Erg. Bd. 19), Graz-Köln 1963, S. 257, vgl. 114 u. 160; L. Waldmüller, Die ersten Begegnungen der Slawen mit dem Christentum und den christlichen Völkern vom VI. bis VIII. Jahrhundert, Amsterdam 1976, S. 536-538; C. Fräß-Ehrfeld, Geschichte Kärntens I, Klagenfurt 1984, S. 153 m. Anm. 134 (S. 615).

9 F. Nikolasch, Domitian von Millstatt - eine Erfindung des 12. Jhs? in: Symposium (wie Anm. 6) 1989, S. 47-75 = Carinthia I/180 (1990), S. 235-253 (danach hier künftig zitiert); Ders., Die Entwicklung der Legende des Domitian von Millstatt, in: Symposium (wie Anm. 6) 1993, S. 29-58.

10 F. Glaser, Eine Marmorinschrift aus der Zeit Karls des Großen in Millstatt, in: Carinthia I/183 (1993), S. 303-318; nach neuerem Diskussionsstand berichtigte Fassung von Ders., Domicianus dux. Eine historische Persönlichkeit in Millstatt zur Zeit Karls d. Gr., in Symposium (wie Anm. 6) 1993, S. 29-27; vgl. auch Ders., Domicianus dux. Eine historische Persönlichkeit aus der Zeit Karls d. Gr., in: Archäologie Österreichs 4/2 (1993), S. 21f. (Kurzfassung des Symposium-Beitrags). Es war mir eine persönliche Freude, an der Rekonstruktion des verstümmelten Textes beteiligt sein zu dürfen, vgl. Glaser im vorgenannten Symposium-Beitrag, S. 16 m. Anm. 12-13 u. S. 23. Dem Herrn Verfasser sei auch an dieser Stelle für vielfältige Informationen und fruchtbaren Austausch gedankt.

nachsehen. Doch einstweilen müssen wir uns mit dem einen Fragment bescheiden, und niemand wird verkennen: es hat schon für sich allein einen kaum zu überschätzenden Wert.

Das Fundstück wirkt, wie man sich im Stiftsmuseum rasch überzeugen kann, unscheinbar genug: maximal gut 32 mal gut 27 cm, etwa 15 cm dick und mit Resten von nicht mehr als fünf Worten. Nicht mehr als eins ist unverstümmelt, und dieses nur, weil schon der Steinmetz es abgekürzt hat. Um so größer ist die Bedeutung, die dieser Entdeckung zukommt. Wir haben hier einen jener Glücksfälle, die nur noch so selten vorkommen, daß sie fast unwahrscheinlich geworden sind: die Auffindung einer neuen Quelle mit schriftlicher Aussage. Doch Kärnten ist in dieser Hinsicht, wie der Nonnosus-Stein von Molzbichl zeigt, für Überraschungen gut.[11] Dabei bleibt bemerkenswert, daß es sich auch bei dem Neufund offenbar um eine Grabplatte handelt. Dafür spricht schon der erhaltene Schluß des ersten erkennbaren Wortes, -CIT; das deutet, wie schon Glaser erkannte, auf die für solche Platten typische Anfangsformel HIC QVIESCIT oder REQVIESCIT hin und gibt damit zugleich einen Hinweis auf die ursprüngliche Zeilenlänge, auf die ungefähre Zahl ausgefallener Buchstaben auch für die folgenden Zeilen. Eine Grabplatte aber deutet auf eine historische Persönlichkeit, zumindest, wenn sie einigermaßen zeitgenössisch ist. In diesem Zusammenhang aber muß uns gleichsam aufscheuchen, daß unter den weiteren Worten an erster Stelle Buchstaben und Buchstabenreste erscheinen, die sich mit großer Sicherheit, nämlich ohne erkennbare Alternative, zu dem Namen DOMICIANVS ergänzen lassen (in mittelalterlicher Schreibweise, mit -*c*- statt -*t*-).[12] Für das ältere Geschichtsbild ist das eine große Herausforderung.

Die erste Frage muß sein, ob es sich um ein Original handelt oder um eine Fälschung - im zweiten Fall wäre es ja Quelle nicht für die Zeit, für die es zu sprechen vorgibt, sondern nur für die, in der es entstand. Die Frage ist weiter, wie das Stück zu datieren ist, ob es zeitnahe Überlieferung bietet oder eine durch weiten Abstand getrübte. Hinzu kommt schließlich, was die Aussage inhaltlich ergibt. Behandeln lassen sich diese Fragen nur gemeinsam.

Die Echtheitsfrage hätte mit einer epigraphischen Untersuchung zu beginnen. Sie muß ich anderen überlassen. Glaser hat Indizien beigebracht, durch Vergleichsmaterial abgestützt, die für das neunte Jahrhundert sprechen.[13] Historische Argumente gestatten m. E., diesen Ansatz zu präzisieren.

Am zweiten Zeilenende erfolgt Bezugnahme auf einen Kaiser Karl. Die Textlücke bis zum nächstüberlieferten Wort läßt so wenig Raum, daß ein unterscheidender Zusatz selbst von der Kürze eines MAGNI nicht unterzubringen wäre. Der Autor des Inschrifttextes sah also keine Veranlassung, einer Verwechslung mit einem anderen Namensträger vorzubeugen. Karl II., der "Kahle", wurde am Weihnachtstag 875 zum Kaiser gekrönt. Der Text dürfte mithin entstanden sein, bevor dies in Kärnten bekannt wurde. Die Nachricht wird aber kaum lange gebraucht haben, um in diesem unmittelbaren Nachbarland Italiens Beachtung zu finden, denn der zweite Karl hatte die höchste Würde der abendländischen Christenheit in Rivalität mit seinem Neffen Karlmann an sich gebracht, dabei diesen offenbar auch übertölpelt, und Kärnten war die älteste Basis dieses jüngeren Karolingers, der dort z.B. über

---

11 Vgl. zuletzt Glaser 1994 (wie Anm. 1), S. 202f. m. Taf. 3 a.

12 Glaser, Car. I/183 (1993), S. 305; Ders., Symposium 1993, S. 14f. u. 23f. mit wichtigen Ergänzungen.

13 Glaser, Car. I/183 (1993), S. 309f.; Ders., Symposium 1993, S. 17.

die Moosburg als Hauptburg verfügte.[14] Das Jahr 875 gibt also einen ziemlich sicheren *terminus ante quem* für die Entstehung der Inschriftplatte, und zwar, beiläufig, so, daß er die Annahme ihrer Authentizität stützt. Denn wer hätte damals ein solches Stück fälschen sollen - und warum? Mit dem KAROLVS IMP(erator) aber ist ganz eindeutig Karl der Große gemeint.

Was ist mit diesem Hinweis anzufangen? Da hilft nun die bisher verfehmte Millstätter Legende weiter. Sie berichtet von einer Grabschrift, in Stein gemeißelt (*epitaphium tumbae illius in lapide ... exaratum*), die bei Abfassung dieses jüngeren Textes, also im zwölften Jahrhundert, offenbar nicht mehr vorhanden war (*negligencia et vicio antiquorum abolita*); sie habe auch Angaben über die Lebenszeit Domitians enthalten (*sub quo tempore conversatus fuit*).[15] Es scheint mir - davon gleich mehr -, daß das Steinfragment von eben der Platte stammt, die der Legendenautor damit anspricht. Die Bezugnahme auf den ersten Frankenkaiser an gerade dieser Stelle, so dicht auf den Namen folgend, dürfte dann aber Überrest der für den Legendenautor verschollenen Datierung sein, etwa von KAROLI. IMP(eratoris). TEMPORIBVS. Glaser hat dafür Analogien belegt. Sie zeigen zugleich, daß eine solche Formulierung nicht im Rückblick aus einigem Abstand konzipiert sein muß (wie wir von den Zeiten Kaiser Franz Josefs sprechen) - sie kann auch zu aktueller Ungefährdatierung dienen, wenn z.B. die Betonung einer bestimmten Zeitgenossenschaft wichtiger ist als die Angabe eines bestimmten Jahres.[16] Es ist danach nicht sicher - das gewiß nicht -, doch es ist immerhin möglich, daß die Inschrift noch zu Lebzeiten Karls des Großen eingemeißelt worden ist. Mindestens gibt die Bezugnahme auf diesen Herrscher für die Entstehung einen *terminus a quo*.

Wie aber ist die Angabe konkret zu fassen? Ganz sicher nicht so, daß die Wirksamkeit Domitians sich auf die Zeit von Karls Kaisertum einengt, vom 25. Dezember 800 bis zum 28. Januar 814. Mittelalterlichen Autoren liegt der Präzisionsanspruch, den wir an derartige Angaben stellen, fern; sie unterscheiden im Rückblick normalerweise nicht zwischen "Karl als König" und "Karl als Kaiser", wenn einmal der höhere Rang erreicht ist, und sie tun das um so weniger, je größer der Abstand ist, aus dem sie sprechen. So steht hier wohl mehr oder weniger die ganze Herrscherzeit Karls des Großen zur Verfügung. Ich würde daher für den Beginn der Wirksamkeit Domitians, solange keine weiteren Gesichtspunkte vorliegen, mehr oder weniger lange nach, sagen wir, 770 einsetzen und für das Ende offenlassen, ob es ihn schon vor 814 traf oder erst später. Dabei ist zu bedenken, daß die Zeit Karls, so verstanden, auch diejenige Tassilos III. einschließt, den herauszustellen nach seinem Sturz, also nach 788, und nach dem "Anschluß" Baierns an das Karolingerreich nicht mehr unbedingt opportun war. Wir besitzen keinerlei Kriterium, zu entscheiden, unter welchem dieser beiden Oberherren Domitians Wirksamkeit begann - auch daß er die Karlszeit noch um Jahre überlebte, ist nach der vagen, auf Kürze bedachten Angabe nicht auszuschließen. Wir müssen uns also für ihn mit einer sehr ungefähren Datierung begnügen, etwa Ausgang 8./ Anfang 9. Jahrhunderts. Für die Entstehungszeit der Inschrifttafel aber werden wir in jedem Fall

---

14 Reginon. Chron., a. 880 (bei H. Rau, Quellen zur karoling. Reichsgesch. III [Ausgewählte Quellen zur deutschen Gesch. d. Mittelalters VII], Darmstadt 1960, S. 258, 28ff.); dazu Kahl (wie Anm. 4), Abschnitt V; provisorisch bereits Ders., 1993, S. 50-53. Über Karlmann und Kärnten: Fräss-Ehrfeld (wie Anm. 8) I, S. 75-77, 79-81 u.ö.; vgl. E. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, Leipzig 1887 = Darmstadt 1960, S. 387ff., sowie W. Störmer, Karlmann, 3., in Lexikon des Mittelalters (künftig LMA) V, München-Zürich 1991, Sp. 996f. m. weiterer Lit.

15 Die Millstätter Legende ist ediert bei Eisler (wie Anm. 8), S. 60-67, danach wiederholt bei Nikolasch 1993, S. 42ff., und wird im folgenden zitiert mit Eisler, Seiten- und Zeilenzahl. Vorstehendes Zitat S. 60, 9f.

16 Glaser, Symposium (wie Anm. 10), S. 16 m. Anm. 10.

erst an die Zeit nach Tassilos Absetzung denken dürfen. Für sie kommen wir damit auf die äußersten Zeitgrenzen 788/875.
Trifft dies zu, so ist dieses unscheinbare Bruchstück das älteste im Original erhaltene Schriftdenkmal aus Kärntens Mittelalter, nachdem die Nonnosus-Platte von Molzbichl wohl eher noch spätantik genannt werden muß. Es gehört spätestens in die Abfassungszeit der *Conversio*, die um 870 anzusetzen ist; wahrscheinlich ist es älter. Zweitens aber: selbst der spätestmögliche Zeitpunkt der Entstehung, unmittelbar vor 875, ist von der Zeit, auf die die Inschrift sich offenbar bezieht, so wenig weit entfernt, daß für ihn kaum schon mit einer Legendenbildung gegen historische Wahrheit zu rechnen ist: mit höchster Wahrscheinlichkeit haben, als der Steinmetz an ihr arbeitete, noch Menschen gelebt, die den angesprochenen Herrn erlebt hatten oder doch gute Kunde von ihm besaßen. Das Fragment stellt also in all seiner Unscheinbarkeit sicher, daß der umstrittene Domitian der Millstätter Lokalüberlieferung eine historische Persönlichkeit der Karolingerzeit war. Damit ist aber von der Überlieferung her ein Machtwort gesprochen, dem der Historiker sich zu beugen hat, ob das zu seinen bisherigen Vorstellungen paßt oder nicht.
Die damit entstandene Situation stellt nun aber auch das, was bisher schon an Nachrichten über diesen Mann vorlag, unter ein neues Vorzeichen. Es kann nun nicht mehr einfach als unseriöse Klitterarbeit abgetan werden - es muß neu auf den Prüfstand. Dabei kann weiterhin abgesehen werden von den Wucherungen frühneuzeitlicher Phantasie, die viele kriegerische Heldentaten des vermeintlichen Landesherzogs erfand und ihn etwa auch als Gründer von Maria Saal in Anspruch nahm.[17] Die ältesten Memorialeintragungen in Millstätter Handschriften, die Domitian betreffen, hat bereits F. Nikolasch untersucht;[18] sie bleiben hier gleichfalls beiseite, da sie substanziell nichts beitragen als die Auffassung, es habe sich um einen *dux* und um einen *fundator huius ecclesie* gehandelt. Den ältesten Partien der Millstätter Legende sind sie mehr oder weniger gleichzeitig und dürften mit ihren Angaben auf gemeinsamer Quelle in der Klostertradition fußen. Die Legende, die wir jetzt mit F. Nikolasch in den ältesten Teilen auf um 1170 datieren,[19] bedarf gleichfalls nicht durchweg unserer gleichmäßigen Aufmerksamkeit. Was nach Ausweis einer eingeschobenen Datierung nach 1181 entstanden ist,[20] beschränkt sich auf Berichte über Wunder, die vor den sterblichen Überresten Domitians und seiner Familienangehörigen gewirkt sein sollen, und dasselbe gilt für weite Abschnitte der älteren Partien. Dabei erscheinen lediglich Einzelwendungen, die noch diesen Mann selbst betreffen. Sie greifen wir mit auf. Vor allem aber konzentrieren wir uns auf das neue Fundstück und auf das, was die Legende zusammenhängend über Leben und Wirken dieses Mannes birgt. Es geht hier allein um das historische Profil dieses Machthabers, der als historische Persönlichkeit wiedergewonnen, doch noch ohne Konturen geblieben ist. Dabei wird nichts übrig bleiben, als Wort für Wort diese kargen Bestände auf die Tragfähigkeit hin abzuklopfen, so, wie das nach dem Kriege mit den Trümmersteinen geschah. Das ist ein etwas mühsames Geschäft, auch für Sie als Zuhörer. Ich bin jedoch zuversichtlich, daß Sie mir am Ende zustimmen werden: Es hat sich gelohnt.

---

17 Zusammenstellung: Eisler (wie Anm. 8), S. 52ff.
18 Nikolasch 1990 (wie Anm. 9), S. 245ff.
19 Nikolasch 1993 (wie Anm. 9), S. 33ff.
20 Eisler, S. 62, 94.

2. Kontrollmöglichkeit

Ist das Marmorbruchstück vorstehend richtig datiert, so klafft zwischen ihm und dem Vitenteil der Legende ein Abstand von drei- bis vierhundert Jahren. Um so wichtiger ist die Feststellung, daß, wie erwähnt, zwischen beiden offenbar ein Zusammenhang besteht. Er ist so eng, daß es erlaubt scheint, die verlorenen Inschriftteile versuchsweise an Hand der Legende zu rekonstruieren.[21] Hier allerdings müssen wir uns an den überlieferten Restbestand halten. Auch er aber ermöglicht in all seiner Kargheit etwas, was bisher ausgeschlossen blieb: eine gewisse Kontrolle des anonymen Benediktiners, auf den die Legende zurückgeht.

In seiner Fassung beginnt der Epitaph mit einer feierlichen Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit. Auf der Grabplatte war dafür schwerlich Platz; allerdings kann der Mönch dabei, schon um sein Werk vorlesbar zu machen, einfach eine Zeichensymbolik in Worte umgesetzt haben, etwa ein Kreuz, wie es von erhaltenen Denkmälern dieser Art bekannt ist.[22] Für den eigentlichen Text formuliert er: "Hier ruht der selige *dux* Domitianus, erster Gründer dieser Kirche, der jenes Volk bekehrte zum Christentum vom Unglauben" (*Hic requiescit beatus Domitianus dux, primus fundator huius ecclesie, qui convertit istum populum ad christianitatem ab infidelitate*).[23] Das wirkt wie ein wörtliches Zitat; Eisler hat daher in seiner Ausgabe diese Stelle entsprechend gekennzeichnet. In der Legende folgt jedoch alsbald noch der erwähnte Zusatz über den verschollenen Datierungshinweis.[24] Der Autor räumt damit ein, daß das Zitat so wörtlich nicht sein kann; daß er vielmehr aus ungenauer Erinnerung schöpft.

Die Gegenüberstellung mit dem Marmorfragment bestätigt das. Ein BEATUS kann zwischen RE[QUIES]CIT und DOMICIANVS nicht gestanden haben, aus Platzgründen; beide müssen unmittelbar aneinander angeschlossen haben. Ebensowenig konnte der Hinweis auf die Gründerfunktion sich noch einzwängen vor dem Wort, das hier bisher unberücksichtigt blieb, dem Endglied der auf den Karlshinweis folgenden Zeile.[25] Doch gerade dieses Wort deutet eine wichtige inhaltliche Übereinstimmung an.

Seine Endung fehlt: es muß in die nächste Zeile übergegriffen haben, die vollständig weggebrochen ist. Mit Sicherheit erschließbar ist PAGANITA-,[26] also eine Weiterbildung von *paganus*, einer der Heidenbezeichnungen des Kirchenlateins. Wie immer der Ausdruck im Satzzusammenhang gestanden haben mag: er garantiert uns, daß Domitian in die christlich-heidnische Auseinandersetzung seiner Zeit einbezogen war. Der Legendenschreiber bringt dafür die Angabe, sein Heiliger habe das dortige Volk zum Christentum bekehrt aus dem Unglauben (*ab infidelitate*). Der damit gewählte Ausdruck ist sehr allgemein; er besagt im Grunde nichts als einen Mangel an *fides*, also an katholischem Glauben; ob stattdessen etwas anderes geglaubt wird, interessiert dabei nicht - "Unglaube" ist also eine nur ungenaue, behelfsmäßige Übersetzung.[27] Der Ausdruck ist im Prinzip auf Nichtkatholiken aller

---

21 Oben Anm. 10.

22 Glasers Rekonstruktion setzt infolgedessen ein Kreuz an den Anfang, oben Anm. 10.

23 Eisler, S. 60, 7ff.

24 Oben bei Anm. 15.

25 Der *Fundator huius ecclesiae* kehrt im Millstätter Nekrolog wieder, der aber wohl jünger ist als die Legende, vgl. Nikolasch 1990 (wie Anm. 9), S. 238f. u. 245. Beide werden aus gemeinsamer Klostertradition schöpfen.

26 Glaser, Car. I/183 (1993), S. 306f.; Ders., Symposium 1993 (wie Anm. 10) S. 15.

27 H.-D. Kahl, Die ersten Jahrhunderte des missionsgeschichtlichen Mittelalters. Bausteine für eine Phänomenologie bis ca. 1050, in: Kirchengesch. als Missionsgesch., hg. von F. Frohnes u.a., II/1, München 1978, S. 46f. u. 50.

Art anwendbar: Heiden, Juden, Ketzer, Apostaten, Schismatiker, evtl. sogar bekehrungsunwillige Sünder.[28] Bevorzugt allerdings dient er, um *getaufte* Abweichler von der katholischen Norm abzustempeln, Menschen, die das Taufgelübde dem Geltungsanspruch der innerkirchlichen Disziplinargewalt unterstellt, ob sie selbst ihn anerkennen oder nicht. Wie gut das zu *paganitas* paßt, wird gleich noch auszuführen sein. Der Legendenautor hält also auf seine Weise, mit einem anderen Ausdruck, offenbar etwas fest, was in dem schon für ihn nicht mehr greifbaren Originalepitaph tatsächlich gestanden hat - eine Feststellung, die doch bemerkenswert ist.

Hinzuzufügen ist, daß seine Bekehrungsformel - von mangelnder *fides* zum Christentum - einer theologischen Vorstellung entspricht, die dem Mittelalter zutiefst geläufig war; immer wieder wird sie ausgedrückt bis in die Urkundensprache hinein. Es ist die Vorstellung vom doppelten Missionsziel, einmal negativ, einmal positiv gerichtet: Ausmerzung von allem, was der *fides* entgegensteht, auf der einen Seite (wenn man will: Entpaganisierung bzw. Entjudaisierung), Pflanzung des neuen Glaubens - Christianisierung - auf der anderen, wobei dies zweite mit dem Taufakt als vorerst abgeschlossen gilt: was dann noch ausstand, hatte die innerkirchliche Pastoralseelsorge zu vollbringen; es war nicht mehr Aufgabe der (äußeren) Mission.[29] In den gängigen Formeln wird zuerst das negative Missionsziel erwähnt, das positive pflegt zu folgen. Der Legendenautor verfährt umgekehrt. Das kann so im Originalepitaph nicht gewesen sein: vor *paganita-* bleibt dort wieder wenig Platz. Das wäre jedoch ein Stilfehler, keine sachliche Verschiebung - vielleicht nachträgliche Ergänzung von etwas Wichtigem, dessen Auslassung dem Schreiber erst auffiel, als die *christianitas* schon in seinem Text stand. Daß beide Aspekte der Missionsarbeit auf der Marmorplatte angesprochen waren, ist nach dem allgemeinen Brauch der Zeit mehr als wahrscheinlich.[30] Was sich abzeichnet, ist auch hier ein Streben des hochmittelalterlichen Benediktiners nach inhaltlicher Korrektheit.

Daß der verlorene Epitaph auch eine Zeitangabe enthielt, hat der Legendenautor immerhin erinnert.[31] Damit sind die Vergleichsmöglichkeiten beider Texte erschöpft - leider auch für den *dux*, auf den noch ausführlich eingegangen werden muß. Als Fazit ergibt sich: die Vergleichsbasis ist reichlich schmal, aber schlecht schneidet der Verfasser des jüngeren Textes dabei nicht ab. Er bringt kleine Zusätze zu dem Wortlaut, den er selbst offenbar nur noch vom Hörensagen kannte - Zusätze mit Akzenten aus vorgefundener Klostertradition, die jedoch keine grundsätzliche Ent-

---

28 Über fließende Grenzen zwischen diesen Begriffen in mittelalterlicher Vorstellung: H.-D. Kahl, *Conpellere intrare*. Die Wendenpolitik Bruns von Querfurt im Lichte hochmittelalterlichen Missions- und Völkerrechts, zu benutzen in der Fassung bei H. Beumann (Hg.), Heidenmission und Kreuzzugsgedanke in der deutschen Ostpolitik des Mittelalters, Darmstadt 1963 = 1973, S. 208f. u. 261f.

29 Kahl (wie Anm. 27), S. 36-42; Ders., Zur Problematik der mittelalterlichen Vorstellung von "Christianisierung", bei Z. H. Nowak (Hg.), Die Rolle der Ritterorden in der Christianisierung und Kolonisierung des Ostseegebietes (Ordines militares I), Toru´n 1983, S. 125-128.

30 Der Rekonstruktionsversuch von Glaser für die verlorenen Teile der marmornen Inschriftplatte wird dem voll gerecht. In der ersten Fassung (Car. I/183) 1993, S. 306-309, war in engerer Anlehnung an den Legendentext eingesetzt: *qui ... paganitatem devicit et popvlvm ad christianitatem conversit.* Dabei ergaben sich jedoch ungleiche Zeilenlängen. Dieser Mangel ließ sich beheben, indem für *christianitas* das praktisch synonyme *fides* (oben Anm. 27) eingesetzt wurde; die Wendung: *ad fidem convertere* ist den missionsgeschichtlichen Quellen ganz geläufig (vgl. z. B. Helmold von Bosau, Slawenchronik, c. 12; hg. von H. Stoob, Darmstadt 1963, S. 68, 15); Die Abweichung vom Wortlaut des Epitaphfragments in der Legende, die die Gegenüberstellung von *paganitas* und *infidelitas* zeigt, ermutigt zum Rückgriff auf jenen anderen Ausdruck. Die endgültige Rekonstruktionsfassung bei Glaser, Symposium 1993 (wie Anm. 10), und Archäologie Österreichs 4/2 (1993), S. 21, nahm meinen Vorschlag auf (Symposium 1993, S. 16, Anm. 13 u. S. 23).

31 Oben bei Anm. 15.

stellung bedeuten. Nur Detailerinnerungen sind leicht verschoben, die Substanz jedoch bewahrt. Wir dürfen offenbar davon ausgehen, daß dieser Mönch das, was er bringt, guten Glaubens vorträgt, jedenfalls in den hier zu behandelnden Abschnitten seines Werkchens. Wie weit er damit allerdings zugleich historische Wahrheit traf, ist eine Frage für sich. Sehen wir weiter zu.

3. Domitian, der Neuchrist

Seine eigenen Mitteilungen über den Klosterheiligen beginnt der Legendenautor mit dessen Taufe. Wir hören zwei Meinungen: die eine wollte für dieses Ereignis den hl. Rupert bemühen - es ist bemerkenswert, daß diese Ansicht sich schon damals regte; sie ist also nicht erst Erfindung der Millstätter Jesuiten. Für seinen Teil neigte unser Gewährsmann eher der zweiten zu, die an einen der Nachfolger des grossen Salzburgers anknüpfen wollte.[32] Das heißt: er scheute sich nicht, für seinen Heiligen eine Einbuße an Glanz hinzunehmen, wenn die Wahrheitsliebe es verlangte - und von Rupert getauft zu sein, wäre doch in diesem Raum die höchst denkbare Ehre gewesen. Beiläufig beweist dieser Mönch damit, wie die aus dem Steinfragment erschließbare Datierung nun zu sagen gestattet, eine gesundes Gefühl für die relative Chronologie der Ereignisse.[33]

Einen Namen für den Baptizanten wagt er nicht zu nennen. Im Grunde gesteht er ein: man weiß ihn nicht mehr; doch eingebunden in die Salzburger Erzdiözese, wie diese seit dem berühmten Schiedsspruch von 811 abgegrenzt war, kann er sich auch im Rückblick nichts anderes vorstellen, als daß einer ihrer Oberhirten in Frage komme. Wenig bestimmt, wie diese Vermutung vorgebracht wird, ist sie schwerlich für bare Münze zu nehmen; mehr Gewicht kommt offenbar der Bekundung des Nichtwissens zu. Da die *Conversio* den Namen Domitians nicht nennt, ist zu vermuten, daß er durch eine andere als die salzburgische Mission bekehrt worden ist, ob nun von Freising, von einem anderen baierischen Bistum oder gar von Aquileia aus.[34] Hat man an die von Herzog Tassilo gesteuerte Phase nach 772 zu denken, die den Zusammenbruch des ersten salzburgischen Missionswerks mit anderen Kräften zu heilen suchte?[35] Es fehlt an Kriterien für eine Antwort, doch zur anzunehmenden Zeitgenossenschaft Domitians mit Karl dem Großen würde auch diese Möglichkeit passen.

Eins jedoch bleibt. Der Legendenautor spricht es nicht aus, doch er stellt sich diesen Mann offensichtlich als jemanden vor, der das Christentum nicht schon vom Elternhaus her ererbt hatte, sondern persönlich für den Übertritt gewonnen worden war. Was der Text an Andeutungen gibt, spricht nicht für Sakramentsvollzug an einem Kinde gemäß altkirchlicher Tradition, sondern für die Taufe eines Erwachse-

---

32 Eisler, S. 60, 11f.: *baptizatus a sancto Rudberto ..., ut quidam asserunt, sive ab aliquo successorum suorum, quibus magis favemus.*

33 Vgl. oben bei Anm. 13-17.

34 Zur *Conversio* oben bei Anm. 1-2. Freisingische Aktivitäten von Innichen und Maria Wörth aus sind für Oberkärnten längst bekannt; sie wurden offenbar mindestens in der Anfangsphase von Herzog Tassilo gefördert. Eine Verbindung in die Diözese Regensburg zeichnet sich ab durch die Zusammenhänge zwischen Molzbichl und Pfaffmünster, gleichfalls mit tassilonischem Hintergrund. Über einen möglichen, wenngleich wenig gut bezeugten Zusammenhang von Oberkärntener Kirchgründungen mit Aquileia vgl. O. Hageneder, Die kirchliche Organisation im Zentralalpenraum vom 6. bis 10. Jh., bei H. Beumann - W. Schröder (Hgg.), Frühmittelalterliche Ethnogenese im Alpenraum (Nationes V), Sigmaringen 1985, S. 225f. Die genannten Spuren führen alle in den Bereich nördlich der Drau. Vgl. unten bei Anm. 211.

35 Kahl (wie Anm. 1), S. 73f.; Glaser, Car. I/183 (1993), S. 314 m. Anm. 33; Ders., Symposium 1993 (wie Anm. 10), S. 20 m. Anm. 35.

nen durch einen repräsentativen Glaubensboten. Domitian ist danach selbst ein Neophyt, wie die Sprache der Zeit das gern nennt. Vielleicht darf man sogar weiter folgern: der Taufakt hat sich im Lande selbst vollzogen, nicht, wie bei den beiden ersten christlichen Karantanenfürsten, an einer Geisel in der Fremde.[36] Mindestens ging der Autor allem Anschein nach von dieser Vorstellung aus, da er nichts anderes andeutet. Mehr allerdings sollte man seinen kargen Worten nicht entnehmen.
Ich zweifle nicht, daß auf den Taufakt der Name zurückgeht, unter dem wir diesen Mann kennen. Er ist lateinisch, aber es besteht alte Neigung, in ihm die Latinisierung eines slawischen Eigennamens, etwa Domizlaw, zu sehen.[37] Hier scheint jedoch Vorsicht geboten.
Es kam gewiß häufig vor, daß die Taufe einheimische Namen aufgriff, vielleicht bestätigte. Doch auch andere Möglichkeiten wurden genutzt. Selbstverständlichkeiten sind biblische Namen und solche aus dem Heiligenkalender. Es kommen aber auch solche vor, die aus dem missionierenden Volk auf das missionierte übertragen wurden. Im 11. und 12. Jahrhundert kennen wir unter den Elb- und Ostseeslawen stammeseigene Fürsten, die Udo, Gottschalk und Heinrich hießen.[38] Auch Doppelnamen sind belegt: *Heinricus, qui slavice Pribeszlaus, Christiani nominis cultor*, wird ein Fürst der Havelwenden um Brandenburg im 12. Jahrhundert genannt;[39] er hat auch Münzen geprägt - auf ihnen nennt er sich allein mit Formen von Heinrich.[40] Ähnliches finden wir auch schon im karantanischen Bereich. Die *Conversio* nennt unter den Landesfürsten *Waltunc* und *Etgar*.[41] Der oft hierher gezogene Ingo freilich hat sich als ein Mißverständnis entpuppt: er war ein salzburgischer Missionspriester und kein Slawenfürst.[42]
Domitian könnte zunächst ein Gegenstück zu den letztgenannten aus romanischer Wurzel sein. Für die Salzburger Mission wird betont, daß Romanen, wie sie südlich des Erzsitzes verhältnismäßig lange nachweisbar sind, an der Christianisierungsarbeit südlich der Tauern maßgeblich Anteil genommen haben.[43] Das könnte auch und erst recht von Aquileia her geschehen sein oder von Freising aus mit seiner heute südtiroler Basis um Innichen. Doch noch eine andere Erklärung ist möglich. Es wird wenig beachtet, daß *Domitianus* auch ein Name von Heiligen ist. Außer dem Träger, der uns hier beschäftigt, sind mindestens 14 weitere festzustellen,

---

36 Anders Glaser, Car. I/183 (1993), S. 315, und Ders., Symposium 1993, S. 20f., der von der behaupteten Taufe Domitians durch einen Salzburger Oberhirten auf Salzburg als Taufort schließt. Wir wissen heute, daß die Erzbischöfe sich an der Karantanenmission persönlich nicht erkennbar beteiligt haben. Dem 12. Jh. waren Missionsreisen dieser Herren in das Land südlich der Tauern jedoch keineswegs unvorstellbar; für Virgil wird dergleichen sogar gegen die klaren Nachrichten der *Conversio*, c. 5 (S. 42ff.) in der nach 1181 entstandenen Schrift *De Sancto Virgilio* ausdrücklich behauptet (vgl. Kahl 1985 - wie Anm. 2 - , S. 116), obwohl die *Conversio* in dieser Schrift ausführlich benutzt ist. - Über die beiden Karantanenfürsten: *Conversio*, c. 4 (bei Wolfram, wie Anm. 2, S. 42); die Wendung: *christianum facere* deutet auf den Taufakt im Sinn der Nachweise oben Anm. 29.

37 Eisler (wie Anm. 8), S. 90; Nikolasch 1990 (wie Anm. 9), S. 250 Anm. 61.

38 Adam von Bremen, Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum II, 60 (bei W. Trillmich - R. Buchner [Hgg.], Quellen des 9. u. 11. Jh.s zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches, Darmstadt 1961, S. 268, 28), vgl. II, 66 (S. 306, 15ff.); III, 19ff. (S. 350ff.); Helmold (wie Anm. 30), c. 34ff. (S. 140ff.).

39 Heinrici de Antwerpe, Tract. de urbe Brandenburg, c. 1 (hg. von G. Sello im 22. Jahresber. d. Altmärk. Vereins f. vaterländ. Gesch. u. Industrie zu Salzwedel, Abt. f. Geschichte, 1. Heft, Magdeburg 1888, S. 8; die Ausgabe in Mon. Germ. Hist., Scriptores XXV, 1880, ist durch diese Edition überholt).

40 H.-D. Kahl, Die Herrschaft Pribislaw-Heinrichs im Spiegel seiner Münzprägung, bei Ders., Slawen und Deutsche in der Brandenburg. Geschichte d. 12. Jhs. (Mitteldeutsche Forschungen 30), Köln-Graz 1964, S. 273-326 m. Abb. 1-9 (bei S. 558).

41 *Conversio*, cc. 5 u. 10 (S. 44 u. 50); vgl. Wolfram im beigegebenen Kommentar, S. 94ff., 126f. u. ö.

42 Wolfram, ebd., S. 96-102.

43 Wolfram, ebd., S. 94f.

darunter acht Märtyrer aus der Verfolgungszeit.[44] Der Verbreitung ihres Kultes konnte ich nicht nachgehen. Vielleicht würden sich von da her noch Aufschlüsse für die Richtung ergeben, aus der christliche Mission den karantanischen Machthaber erreichte. Daß in der Namenswahl für ihn gleichwohl an ein vorgegebenes slawisches Vorbild angeknüpft wurde, ist nicht auszuschließen, nur sollten wir in dieser Hinsicht nicht gar zu sicher sein.
Wenig wahrscheinlich kommt mir eine Möglichkeit vor, die immerhin zu erwähnen ist. In der Übergangszeit von der Antike zum Mittelalter haben wir für den Ostalpenraum auch mit einem Bevölkerungselement zu rechnen, über das extrem wenig bekannt ist. Als die Träger der römischen Provinzialkultur abwanderten, blieb die mehr oder weniger stark romanisierte Unterschicht im Lande zurück - Ernst Klebel wollte für sie, um verfehlte Assoziationen an romanische Stadtkultur auszuschliessen, eine mundartliche Bezeichnung aufgreifen; er spricht von den "Romunschen"; andere wollen sie zu den Ladinern ziehen.[45] Im engeren baierischen Bereich, heute Tirol, begegnet noch um 827/28 ein *Quartinus* als Schenker ansehnlicher Güter an Freising[46] - eins der Bistümer, die nach eben getroffener Feststellung als Quellraum für Domitians Christentum in Frage kommen. Aus dem Teil des Ostalpenraums, der in der Völkerwanderungszeit slawisch wurde, haben wir jedoch keinerlei Anhaltspunkt für "Romunsche" in gehobener Stellung.
Wir wissen nicht, wie rasch und wie gründlich sich die Slawisierung dieses Bevölkerungselements vollzog - wie weit sie zur Zeit Domitians abgeschlossen war -, und ein Aufstieg Einzelner in eine gehobene Position auch unter den neuen Herren wird nicht einfach auszuschließen sein. Trug Domitian also seinen Namen, weil er ein Abkömmling dieser Gruppe war? Bevor ich dies glauben kann, hätte ich gern noch weitere Argumente. Ein Romane aus Altbaiern, den Tassilo nach Karantanien versetzt hätte, um dort die neue Ordnung zu wahren, war er jedenfalls mit Sicherheit nicht: als solcher hätte er kein Neophyt sein können.

4. Bekämpfer der alten Religion

Missionarisch an höchst erreichbarer Spitze anzusetzen, war altbewährte Tradition der Kirche. Die Glaubensboten sicherten sich dadurch Förderung - ideell wie materiell - , vor allem aber den dringend benötigten Schutz gegen diejenigen, die die Abkehr vom Alten als Frevel empfanden. Mission verletzt immer auch heilige Gefühle, ebenso handfeste Interessen, und leicht wird Aufruhr geschürt mit Parolen wie: "Wegen solcher Leute wird unser Land keine Frucht mehr geben".[47]
Die Kirche hat früh ein Herrscherideal entwickelt, in dem die Mitwirkung am Bekehrungswerk eine wichtige Rolle spielt. Papst Gregor d. Gr., der vielleicht bedeutendste Wegweiser mittelalterlicher Missionsarbeit,[48] hat es gegenüber einem an-

---

44 J.E. Stadler - Fr. J. Heim, Vollständiges Heiligenlexikon I, Augsburg 1858 = Hildesheim 1975, S. 786-788.

45 Allgemeine Hinweise: Kahl 1993 (wie Anm. 1), S. 46 m. Anm. 44-49 (S. 82f.); dazu E. Klebel, Siedlungsgeschichte des Deutschen Südostens, München 1940, S. 17-23, passim; zum Sprachgebrauch S. 17 Anm. 45. Vgl. flg. Anm.

46 H. Wolfram, Die Geburt Mitteleuropas. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung 378-907, Wien 1987, S. 236, 338 u. 337f.; allgemein über die Alpenromanen ebd. S. 333-340 u. 343; für den Salzburger Raum: F. Moosleitner, bei H. Dopsch (Hg.), Gesch. Salzburgs I, Salzburg 1981, S. 112ff.; H. Wolfram, ebd., S. 130ff. Vgl. E. Schwarz, Baiern und Walchen, in: Zschr. f. bayerische Landesgesch. 33 (1970), S. 857-938.

47 Vgl. B. Rehfeldt, Todesstrafen und Bekehrungsgeschichte. Zur Rechts- und Religionsgeschichte der germanischen Hinrichtungsbräuche, Berlin 1942, S. 49 im Anschluß an Quellenmaterial zur Prußenmission.

48 Kahl (wie Anm. 27), S. 48f., 55, 63-67, dazu K. Schäferdiek, Die Grundlegung der angelsächsischen Kirche im Spannungsfeld insular-keltischen und kontinental-römischen Christentums, im gleichen Sammelbande, S. 152-171, passim.

gelsächsischen König im Jahre 601 klassisch formuliert: "Der allmächtige Gott bringt deshalb Gute zur Herrschaft über die Völker, um durch sie allen, über die sie gestellt wurden, die Gaben seiner Liebe zu schenken... Deshalb ... bewahre ... die Gnade, die Du durch göttliche Fügung empfangen hast; beeile Dich, den christlichen Glauben bei den Dir untertanen Völkern zu verbreiten..., verfolge die Götzenverehrung, ... stärke die Sitten der Untertanen ... durch Ermahnung, durch Schrecken, durch Schmeichelei, durch Zurechtweisung (*exhortando, terrendo, blandiendo, corrigendo*), und indem Du Beispiele guter Werke vorführst, damit Du im Himmel den Belohner findest, dessen ... Kenntnis Du auf Erden ausgebreitet hast".[49] Der Empfänger war Neophyt wie Domitian.
Man sieht: die Weisungen sind klar an dem herausgestellten Doppelcharakter des Missionsziels orientiert.[50] Was die Millstätter Legende von ihrem Heiligen mitteilt, in Anknüpfung an den damals schon verschollenen Epitaph, spiegelt in stärkster Verkürzung denselben Geist: wir lasen bereits, daß danach dieser Fürst (oder was er nun war) "jenes Volk zum Christentum bekehrte von seinem Unglauben".[51] Durch die *paganitas*, von der das nun aufgetauchte Marmorbruchstück noch eben gerade spricht,[52] erhält diese Mitteilung einen hohen Sicherheitsgrad. Das Inschriftfragment hat damit etwas bewahrt, was als verläßlicher Wahrheitskern festzuhalten ist. Doch was hat sich in diesem Zusammenhang abgespielt?

a) ***paganitas***

Wo die Quellen mit Details zurückhaltend sind, kann es förderlich sein, ihren Sprachgebrauch genauer zu beachten. Mit *paganitas* ist eine Ableitung von einem Ausdruck des Kirchenlateins gewählt, der ganz bestimmte Bedeutungsnuancen einschließt. Es gibt dort nämlich, so seltsam das klingen mag, keine genaue Entsprechung zu unserem Begriff des "Heiden".
Wir verstehen darunter normalerweise Menschen, die Polytheisten sind und der Vielzahl ihrer Gottheiten an deren Standbildern blutige Opfer bringen (wenn Goethe sich gelegentlich einen "Heiden" nannte, war dies eine eigenwillige Abweichung). Die Kirchensprache ist einerseits differenzierter, andererseits mehr an Formalien ausgerichtet. Die Hauptrolle dafür spielt, wie schon angedeutet, der Taufakt, der als Bekenntnis und als Rechtsakt in einem gilt.[53] Wer als Ungetaufter entweder gar nicht oder nicht intensiv genug von der christlichen Botschaft erreicht wurde, heißt bevorzugt *gentilis*. Ihn hat die Kirche, solange er friedlich bleibt, zu tolerieren, ist ihm aber ihre Verkündigung schuldig. Einmal vom "Wasser der Wiedergeburt" benetzt, kann man "Heide" sein nur durch Rückfall, d.h. als Brecher des Taufgelübdes, der sich dem Rechtsanspruch der Kirche auf seine Person, wie ihn eben dieses Gelöbnis begründet hat, entzieht. Ihn hat sie zu bekämpfen, um ihn unschädlich zu machen und nach Möglichkeit unter ihre Disziplinargewalt zurückzuführen, zu seinem eigenen Besten. Diese Kategorie aber ist es, die bevorzugt mit *paganus* bezeichnet wird. Die Grenze zwischen beiden Begriffen ist, wie so vielfach im älteren Kirchenlatein,[54] nicht scharf. Überschneidungen sind möglich, wenn etwa ein Ungetaufter gegen Christen und ihren Gottesdienst tätlich wird - dann kann für ihn beides eintreten, das zweite jedoch in erster Linie. Im allgemeinen

---

49 Beda, Hist. Eccles. Gentis Anglorum I, 32 (hg. G. Spitznagel, Darmstadt 1982), S. 114ff. mit z. T. anderer Übersetzung neben dem Text.
50 Oben bei Anm. 29-30.
51 Oben bei Anm. 23.
52 Oben bei Anm. 26.
53 Oben bei Anm. 29.
54 S. Anm. 28.

jedenfalls gilt: *gentiles* sind "Heiden" mehr oder weniger aus "Schicksal", *pagani* aus "Schuld"; die einen als bemitleidenswerte Menschenbrüder, die es aus der Knechtschaft des Satans zu befreien gilt, die anderen als Teufelswerkzeuge und Gottesfeinde.[55]

Das Inschriftfragment teilt also mit, daß Domitian es nicht mit unbefangenem Heidentum zu tun hatte, sondern mit widerspenstigem, womöglich apostatischem. Das aber bekommt hier Gewicht im Hinblick auf die *carmulae*, die Erhebungen gegen die christlichen Karantanenfürsten, von denen die *Conversio* meldet,[56] weiter auf den Zusammenbruch der Salzburger Mission in ihrem Gefolge, von dem schon die Rede war,[57] und etwa den bekannten Brief eines Clemens Peregrinus (aus dem Freisinger Klerus?), der Herzog Tassilo zum Krieg gegen die verruchten *pagani atque gentiles* aufruft, zweifellos in Karantanien.[58] Dieses Land öffnete sich nicht leichthin der neuen Lehre; es kämpfte um die Behauptung seiner altüberkommenen Traditionen und der Strukturen, die an sie gebunden waren, mitsamt ihren Einflußmöglichkeiten. Der erste von Salzburg entsandte Missionsbischof, Modestus, scheint einer solchen Reaktion persönlich zum Opfer gefallen zu sein.[59] Selbst die *Conversio* weiß den Zusammenbruch des von dieser Zentrale aus gelenkten Bekehrungswerks nur mühsam zu bemänteln.[60] Herzog Tassilo erkämpfte 772 den entscheidenden Sieg, der von Zeitgenossen mit der Zerstörung der Irminsul durch Karl den Großen auf eine Stufe gestellt wurde.[61] Aber noch 820 wurde die Maximilianszelle zu Bischofshofen im Pongau, offenbar eine wichtige Zwischenstation für die Missionare, durch Slawen verwüstet;[62] noch um 860 bestand das Problem, wie mit einem Priester zu verfahren sei, der in Notwehr einen *paganus* erschlagen hatte.[63]

All das ist längst bekannt, doch müssen wir uns hier bewußt daran erinnern, weil die *paganitas* seines Epitaphs Domitian ausdrücklich in diese Zusammenhänge hineinstellt. Zugleich deutet sie an: Dieser Machthaber gehörte nicht in die Frühphase

---

55 A. Dove, Studien zur Vorgeschichte des deutschem Volksnamens, in: Sitzungsber. d. Heidelberger Akademie d. Wiss., philos.-hist. Kl. 1916, 8. Abh. S. 39-63; Kahl (wie Anm. 28), bes. S. 204-220, passim; R. Chr. Schwinges, Kreuzzugsideologie und Toleranz. Studien zu Wilhelm von Tyrus, Stuttgart 1977, S. 90ff. Zur Teufelsbindung der Heiden bes. H. Achterberg, Interpretatio Christiana. Verkleidete Glaubensgestalten der Germanen auf deutschem Boden, Diss. Greifswald 1930.

56 *Conversio*, c. 5 (S. 44), dazu Wolfram im Kommentar, S. 85 m. Anm. 51, ferner S. 91 und S. 122.

57 Oben bei Anm. 34-35.

58 Gedruckt: Mon. Germ. Hist., Epistulae IV, S. 496f. Dazu H.-D. Kahl, Zur Rolle der Iren im östl. Vorfeld des agilolfingischen u. frühkarolingischen Baiern, in: H. Löwe (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, Stuttgart 1982, Bd. I, S. 395 m. Anm. 66 (ältere Lit.). Über die möglichen Freisinger Beziehungen des Schreibers: B. Bischoff, Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit I, 2. Aufl. Wiesbaden 1960, S. 61 m. Anm. 1; eine Erwähnung im Salzburger Verbrüderungsbuch ist nicht gegeben, doch ist der Brief in einem (verlorenen) Salzburger *Liber Traditionum* überliefert. Zur Textanalyse wenig berücksichtigt: E. Rieber, Die Bedeutung alttestamentlicher Vorstellungen für das Herrscherbild Karls d. Gr. und seines Hofkreises, Diss./masch. Tübingen 1949, S. 283 m. Anm. 14, vgl. 122f. Vgl. unten Anm. 115.

59 Kahl 1993 (wie Anm. 2), S. 73.

60 S. Anm. 56, dazu Kahl, ebd. S. 73 m. Anm. 203 (S. 96f.).

61 H. Wolfram, Das Fürstentum Tassilos III., Herzogs der Bayern, in: Mitt. d. Ges. f. Salzb. Landeskunde 108 (1968), S. 165f.; H. Dopsch, Salzburg und der Südosten, in: Südostdeutsches Archiv 21 (1978), S. 11; Fräss-Ehrfeld (wie Anm. 8) I, S. 64.

62 B. Bischoff, Salzburger Formelbücher und Briefe aus Tassilonischer und Karolingischer Zeit, in: Sitzungsber. d. Bayer. Akademie d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1973/4, S. 8f. u. 28 Nr. 2; dazu H. Dopsch, Bischofshofen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, in: Bischofshofen. 5000 Jahre Geschichte und Kultur, Bischofshofen 1984, S. 63f.; Wolfram (wie Anm. 46), S. 216 u. bes. 271.

63 Mon. Duc. Car. III, Nr. 23 (S. 10); vgl. E. Klebel, Der Einbau Karantaniens in das ostfränkische und deutsche Reich, in: Carinthia I/150 (1960), S. 672f.; Dopsch (wie Anm. 61), S. 12.

der Karantanenmission, in der es noch relativ friedlich zugegangen sein mag;[64] er ist dem jüngeren Stadium zuzuordnen, in dem es hart auf hart ging. Von anderer Seite her bestätigt sich der vorhin entwickelte Datierungsansatz.

b) Der Legendenbericht

Einzelheiten gibt es nur in der Legende, und sie sind karg schon deshalb, weil sie sich auf diejenigen Aspekte der Vita Domitians beschränkt, die nach der Klosterüberlieferung Millstatt berührt hatten. Alles andere bleibt außer Betracht. Niemand verrät uns, ob dieser Machthaber dort die wichtigsten Maßnahmen seiner Herrschaftszeit traf, doch wir müssen uns bescheiden mit dem, was der Autor bringt.

Domitian kam, so lesen wir, zum "Orte Millstatt" (*adiit locum Milstatensem*).[65] Das heißt zunächst: seinen Sitz hatte er nicht dort. Seine Residenz, falls es eine feste gab, ist woanders zu suchen. Für Millstatt aber ist nach dieser Aussage nicht unbedingt an den überbauten Ortskern von heute zu denken: der *locus* des mittelalterlichen Latein läßt eine ziemlich weite Auslegung zu - er kann ein größeres Gebiet meinen, z.B. das Toblacher Feld und Umgebung mitsamt der Rienz-Drau-Furche, ihren Nebentälern und offenen Grenzen in das Gebirge hinein, wie es 769 im Fall von Innichen zutage tritt.[66] Hier knüpft die Bezeichnung an das Mündungsgebiet des Baches an, nach dem Millstatt benannt ist,[67] doch Anhaltspunkte sprechen dafür, daß z.B. auch Obermillstatt einbezogen zu denken ist.[68] Vielleicht sollte man übersetzen: Er kam in die Millstätter Gegend. Dort aber "fand er einen erheblichen Dämonendienst vor" (*cultum illic demonum non modicum invenit*) - Heidengötter sind nach christlicher Auffassung der Zeit Teufel und Dämonen[69] - ; der Mönch spricht von tausend Statuen, "die das Volk dort, durch alten Irrglauben getäuscht, verehrte" (*errore delusus antiquo coluit*). Dieser Kult wird merkwürdigerweise nicht in einem Tempel (*templum*) oder Heiligtum (*fanum*) lokalisiert, sondern in einer diesen Dämonen gewidmeten Kirche (*ecclesia ... primitus ... demonibus addicta*): Domitian aber habe die Kultbilder zerstört (*destruxit*), allen "Unflat" der Dämonen (*spurcitia demonum*) aus dieser Kirche entfernt und sie anschließend zu Ehren aller Heiligen weihen lassen (ungesagt leider, durch wen); er habe sich damit Papst Bonifaz (IV.) zum Vorbild genommen, der das römische Pantheon zu einer Kirche der hl. Maria und aller Märtyrer umgeweiht habe,[70] wie das (so dürfen wir hinzufügen) einer weiteren Weisung Gregors d. Gr. entsprach.[71] So weit die Legende.[72]

Das alles gibt sich sehr konkret, und man sieht, wie diese Überlieferung sich noch im heutigen Ortswappen spiegelt, dessen Alter ich nicht kenne; seine phantasievollen Idolgestalten der mittelalterlichen Götzenikonographie gegenüberzustellen,

---

64 Die Problemlage dürfte damals ähnlich gewesen sein wie bei H.-D. Kahl, Heidnisches Wendentum und christliche Stammesfürsten. Ein Blick in die Auseinandersetzung zwischen Gentil- und Universalreligion im abendländischen Hochmittelalter, in: Arch. f. Kulturgesch. 44 (1962), S. 72-119.

65 Eisler, S. 60. 2.

66 K. Bosl, Die Gründung Innichens und die Überlieferung, in: Der Schlern 45 (1971), S. 410-412, mit weiteren Beispielen.

67 Unten bei Anm. 110.

68 Die Diskussion um die Lage der beiden Kirchen, die im bekannten Vertrag zwischen Erzbischof Gebhard von Salzburg und dem Edlen Aribo von ca. 1060/77 *ad Milstat* bezeugt sind (Mon. Duc. Car., Erg. Heft 327a), bezieht Obermillstatt ein (G. Moro, Erläuterungen zum Hist. Atlas der Österr. Alpenländer II/8, 3, Klagenfurt 1959, S. 131 u. 139). Dazu ist die Bedeutung von *ad* = "in" im mittelalterlichen Latein zu beachten. Vgl. aber Nikolasch 1990 (wie Anm. 9), S. 249f.

69 Achterberg (wie Anm. 55), passim.

70 E. Caspar, Geschichte des Papsttums II, Tübingen 1933, S. 519.

71 Brief an den Angelsachsenmissionar Mellitus bei Beda (wie Anm. 49), I, 30 (S. 110f.); der Brief hebt für gut gebaute *fana idolorum* die wenige Wochen zuvor in dem oben Anm. 49 zitierten Schreiben übermittelte Zerstörungsweisung auf.

72 Eisler, S. 60, 2-18.

könnte reizvoll sein. Davon abgesehen: Die Angaben jenes unbekannten Benediktiners haben Bedeutung weit über den engeren Umkreis der Lokalgeschichte hinaus. Millstatt wird durch sie, so eigenartig das wirken mag, zum einzigen Ort im ganzen alten, weiter gespannten Karantanien, für den quellenmäßig ein vorchristliches Heiligtum behauptet wird; mehr noch: zum einzigen in der gesamten *Slavia* südlich des Havellandes, für den, soviel ich sehe, in einer solchen Kultstätte ausdrücklich Götterbilder genannt sind. Nach der ungeheuren Zahl - angeblich tausend (mille)[73] - müßte diesem sakralen Platz eine besonders herausragende Bedeutung zugekommen sein, mit Ausstrahlung weithin, selbst wenn man die Menge nicht wörtlich zu nehmen hätte. Dann hätten wir hier aber einen Beitrag zur Strukturgeschichte jenes frühslawischen Machtgebildes; eine oft kaum bemerkte und doch empfindliche Lücke, die die übrigen Quellen in unserem Geschichtsbild offen lassen, würde sich schließen. Um so genauer müssen all diese Angaben unter die Lupe genommen werden.

R. Eisler hat bemerkt, daß der ganze Bericht an eine weit verbreitete Erzählung von der Umwandlung des Pantheons durch den genannten Papst in eine christliche Kirche anklingt. Er hat daraus den Schluß gezogen, das ganze sei nichts als erdichtet, und wollte damit seine Ansicht vom bewußten Fälschungswerk des Autors stützen.[74] Die Abhängigkeit ist kaum zu bestreiten. Doch könnte der Millstätter Mönch sich nicht auch aus anderen Gründen auf diese Vorlage besonnen haben - z.B. weil er in ihr das, was er darstellen wollte, besonders treffend vorgebildet fand? Mittelalterliche Autoren zeigen ja gar nicht so selten eine Scheu vor selbständiger Formulierung und lehnen sich lieber an Gelesenes an, auch wenn es für den augenblicklichen Zweck eigentlich nicht recht paßt. Das gilt für Bibelzitate, es gilt auch für andere Texte. Nachdem F. Nikolasch das von Eisler angenommene Fälschungsmotiv als nichtig erkannt hat,[75] dürfen wir uns mit dessen Vorschlag auch in dieser Hinsicht nicht einfach zufriedengeben.

Doch auch ein anderer Fälschungszweck ist hier schwer auszumachen. Mittelalterliche Fälschungen streben Vorteile an, sei es materiell, sei es rechtlich. Welchen Nutzen sollte es bringen, wenn man andere glauben machte, daß im Millstätter Raum einmal heidnischer Kult geübt und vernichtet wurde? Wo der Legendenautor sich kontrollieren ließ, entstand Vertrauen in seine Bereitschaft, Wahrheit zu vermitteln, jedenfalls, wo es um den historischen Domitian ging.[76] Interesse an dem, was im Bereich seines Klosters früher einmal gewesen ist, wird ihm auch hier die Feder geführt haben, genauer: Interesse an heilsgeschichtlichen Vorgängen, die diesen Bereich einmal geformt haben könnten (denn profane Geschichte beschäftigte auch diesen Mönch offensichtlich nicht). Ich unterstelle für seine Mitteilungen auch hier Gutgläubigkeit.

Das heißt freilich nicht, daß wir uns ihm einfach anvertrauen dürften. Klostertradition, die ein Schreiber für glaubhaft hält, ist nicht unbedingt dasselbe wie feststellbare historische Wahrheit. Wir müssen weiter prüfen.

Gibt es Sachgründe, die für - gibt es Argumente, die gegen die Millstätter Darstellung sprechen?

---

73 Ebd., S. 60, 14.
74 Ebd. S. 91-95.
75 Nikolasch 1990 (wie Anm. 9), S. 241-253, passim.
76 Oben 2. Abschnitt; vgl. bei Anm. 32-33.

c) Slawische Tempel und Götterbilder

Zur Römerzeit war der Millstätter Raum ein Siedlungsschwerpunkt im Bereich von Teurnia: vor allem Seeboden und Laubendorf haben Fundmaterial erbracht.[77] Für die Annahme allerdings, er könne auch Rückzugsgebiet romanischer Restbevölkerungen in der Völkerwanderungszeit gewesen sein,[78] fehlen Anhaltspunkte. Der Ortsnamenbefund zeigt diese Beckenlandschaft samt einigen östlichen Seitengräben der unteren Lieser als eins der wenigen Altsiedelgebiete Kärntens, die sich durch eine so gut wie rein slawischsprachige Nomenklatur auszeichnen; es muß daher hier mit alter und dichter Besiedlung durch das jüngere Ethnicum gerechnet werden.[79] Was dabei aus den romanischen Vorbewohnern wurde, ist unbekannt; Spuren vorslawischer Namengebung, die Sprachkontakte andeuten, sind auffällig gering.[80] An eine Erneuerung ihrer vorchristlichen Kulte, die zweifellos auch Statuen kannten, ist hier schwerlich zu denken. Zwar ist über die Intensität der Christianisierung in der römischen Spätantike wenig Konkretes bekannt, doch im Millstätter Raum dürfte die Nähe des Bischofssitzes ihre Wirkung getan haben. Wir sehen uns daher durch den Legendenautor auf Kultbrauch von Slawen verwiesen. Unversehens finden wir uns damit vor einem der diffizilsten Probleme der Religionsgeschichte dieser großen Völkergruppe.

Götterstatuen als Kultbilder sind dort durchaus bekannt. Selbstverständlich ist abzusehen von erfundenen Gestalten, die pseudogelehrte Wichtigtuerei bis ins vorige Jahrhundert hinein entwarf.[81] Sie erledigen jedoch nicht das Problem, denn es haben sich Originale erhalten. Besonders bemerkenswert ist eine 2,70 m hohe Kalkstele aus Zbruc (Ukraine) mit vier in verschiedene Richtungen blickenden Gesichtern unter gemeinsamem Hut.[82] Ihm entspricht eine gleichfalls vierköpfige Holzstatuette von nur 9,6 cm Höhe von der Insel Wollin an der Odermündung.[83] Die erste Figur wird einem öffentlichen, die zweite einem privaten Kult gedient haben. Zwischen diesen Extremen bewegen sich weitere Funde mit unterschiedlicher Kopfzahl.[84] Hinzu kommen Schriftzeugnisse. Manche geben ziemlich ausführliche Beschreibungen von entsprechenden Kultobjekten, die missionarischer Eifer zerstörte. Sie zeigen zugleich, was gerade hier wichtig ist, daß solche Statuen in Tempeln aufgestellt sein konnten, teils für sich allein, teils auch, sehr wohl passend zur Millstätter Legende, als eine Art Pantheon.[85] Einer dieser Tempel, im steinarmen

---

77 G. Piccotini, Die Römer in Kärnten, Klagenfurt 1989, S. 85ff. u. 144f. - Die von Kahl 1980 (wie Anm. 1), S. 64 m. Anm. 116 erwogene Möglichkeit, die Laubendorfer Kirche könne in Zweitverwendung der Modestusmission gedient haben, ist nicht zu halten, vgl. Ders. (wie Anm. 6), S. 35.

78 Waldmüller (wie Anm. 8), S. 537, merkwürdigerweise unter Berufung auf Kranzmayer (ebd., S. 536 Anm. 474); dazu nachstehend Anm. 79.

79 E. Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten I, Klagenfurt 1956, S. 100.

80 Ebd.

81 L. Franz, Falsche Slawengötter. 2. Aufl., Brünn-München-Wien 1943. - Ähnliches für den germanischen Bereich bei H. Bei der Wieden, Die Runenbildtafel vom Süntel, in Schaumburg-Lippische Mitteilungen 22 (1973), S. 49-58.

82 Abbildungen in: Slawen und Deutsche zwischen Elbe und Oder. Ausstellungskatalog Berlin 1983, S. 93, vgl. S. 52 u. 92, ferner, weniger ergiebig, bei I. Herrmann (Hg.), Welt der Slawen. Geschichte, Gesellschaft, Kultur, Leipzig-Jena-Berlin 1986, S. 27, Nr. 6.

83 Abbildung bei Herrmann, ebd., S. 241.

84 Beispiele ebd., S. 257 sowie S. 186 Nr. 5; weitere bei Ders., Kultur u. Kunst der Slawen in Deutschland vom 7. bis 13. Jh., Berlin 1965, Abb. 33, dazu nichtvollplastische Darstellungen Abb. 70-72; mindestens für die beiden letzten ist Einstufung als Götterbild nicht gesichert.

85 Bequeme Quellensammlungen: C.H. Meyer, Fontes Historiae Religionis Slavice, Berlin 1931 (Originaltexte); A. Bertholet, Religionsgeschichtl. Lesebuch, Heft 3: Die Slaven, 2. Aufl. Tübingen 1928. Die Angaben bei Saxo Grammaticus über das Standbild des Svantevit auf Kap Arkona (Rügen) gestatten eine Rekonstruktionszeichnung, vgl. bei Herrmann (wie Anm. 82), S. 280. Über das Pantheon im Heiligtum von "Rethra" in Mecklenburg, das archäologisch noch nicht nachgewiesen ist, vgl. L. Dralle, LMA VII/4 (1995), Sp. 764 s.v.m. Lit. sowie nachstehend Anm. 87.

Mecklenburg eine Holzkonstruktion, hat sich bei Groß Raden (Kreis Sternberg/Meckl.) rekonstruieren lassen.[86] Wir wissen, daß es Heiligtümer unterschiedlicher Rangordnung gab, auf übergreifende und auf untergeordnete politische Organisationsgebilde bezogen. Für einen Fall besonders zentraler Bedeutung ist bezeugt, daß dort nicht nur Götterbilder ihren Platz gefunden hatten, sondern auch heilige Standarten verwahrt wurden, über deren Aussehen wir keinerlei Kenntnis haben. Es war Schauplatz von Opferritualen, bei denen auch Menschen dargebracht wurden, und von feierlichen Orakeln. Kriegszüge nahmen von dort ihren Ausgang; bei siegreicher Rückkehr gab es Weihegeschenke. Nicht zuletzt trat dort die Versammlung der politisch Mitspracheberechtigten zusammen.[87]
Unter den bekannten Göttern begegnet mehrfach einer mit dem sprechenden Namen "Dreikopf" (Triglaw). Sie wissen, daß der Name in Slowenien für den höchsten Berg der Julischen Alpen wiederkehrt. Ob das jedoch gleichfalls auf eine entsprechende Gottheit der Frühzeit weist, können wir nicht sagen, denn die Belege über slawische Kultstatuen entstammen ausnahmslos östlichen und nördlichen Regionen der Slawenwelt.[88] Und damit beginnt für die Angaben des Millstätter Mönchs das Problem.
Seine Tragweite wird spürbar, wenn man sich die ganz unterschiedlichen Folgerungen vergegenwärtigt, die aus dem angedeuteten Befund gezogen wurden. E. Wienecke fand eine spezielle Sichtweise mittelalterlicher Autoren, die Bibelwissen in andersartige Wirklichkeiten hineininterpretierten, ob es dort zutraf oder nicht; das ermutigte ihn, die Existenz von Kultbildern auch für den nordwestslawischen Bereich ganz prinzipiell anzuzweifeln.[89] Er hat damit wenig Gegenliebe gefunden und ist mittlerweile nicht zuletzt archäologisch widerlegt.
Ernst Klebel bemerkte, daß der Bereich, in dem die Belege ausfallen, mehr oder weniger zusammenfällt mit dem Herrschaftsgebiet, das in der Völkerwanderungszeit den Awaren unterstand. Er meinte, dieses Nomandenvolk hätte überall, wo es hinzureichen vermochte, die angestammten Oberschichten und religiösen Traditionen beseitigt und der Bevölkerung einen Herrscherkult aufgezwungen; dies sei der Grund, warum "bei Tschechen, Slowenen, Kroaten und anderen Slawen nur Spuren von Geister- und Dämonenglauben, also von niedrigem Kult, aber nicht von eigentlicher Religion sich erhalten haben".[90] Das ist geistvoll, wie stets bei Klebel, doch durchschlagend scheint es mir nicht. Auch abgesehen davon, daß unser Bild von awarischer Herrschaftsstruktur sich mittlerweile verändert hat:[91] wir wissen nicht, daß dieses Steppenvolk religionsgeschichtlich derartige Tendenzen verfolgt hätte.[92] Zweitens lassen Kulte sich vielleicht öffentlich unterdrücken, doch schwer

---

86 E. Schuldt, Der altslawische Tempel von Groß Raden, Schwerin 1970.
87 Kahl 1990 (wie Anm. 2), S. 54-56; vgl. Dralle (wie Anm. 85).
88 Vgl. die Kartenskizze bei J. Herrmann (Hg.), Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch, 2. Aufl. Berlin 1985, S. 316.
89 E. Wienecke, Untersuchungen zur Religion der Westslaven, Leipzig 1940.
90 Klebel (wie Anm. 46), S. 29-30.
91 Vgl. den kritischen Forschungsbericht bei W.H. Fritze, Die Bedeutung der Awaren für die slawische Ausdehnungsbewegung im frühen Mittelalter, in: Zschr. f. Ostforsch. 28 (1979), S. 501-507 und die anschließenden eigenen Untersuchungen des Verfassers, darunter S. 536ff. über die slawische Landnahme im Draugebiet (Wiederabdruck bei Ders., Frühzeit zwischen Ostsee und Donau. Ausgewählte Beiträge zum geschichtlichen Werden im östlichen Mitteleuropa vom 6.-13. Jh., Berlin 1982, S. 47-99, vgl. 434-436); dazu die Gesamtdarstellung von W. Pohl, Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567-822 n. Chr., München 1988.
92 Vgl. Pohl, ebd., S. 191f., 199-205 u.ö.

in privaten Zusammenhängen;[93] dazu ist frühe Staatlichkeit viel zu extensiv, und die sie begleitende Kultorganisation, die man sich nicht als "Kirche" vorstellen darf, erst recht. Damit sind Voraussetzungen gegeben, daß bei geänderten Voraussetzungen das, was öffentlich unterdrückt war, wieder aufleben kann. Ein entsprechender Umschwung trat aber spätestens ein, als die Karantanen sich von der awarischen Herrschaft befreiten, falls nicht schon vorher unter Samo. Nach aller religionsgeschichtlichen Erfahrung scheint es ausgeschlossen, daß das verselbständigte Machtgebilde nicht auch durch kultische Gemeinsamkeiten gesichert war: die Vorstellung vom "säkularen Staat" lag damals völlig fern. Was Klebel an so vielen slawischen Gruppen auffiel, gilt überdies ähnlich auch z.B. für später deutsche Stämme wie die Baiern, die niemals unter awarische Herrschaft gerieten.[94] Der von ihm gedeutete geographische Befund bleibt auffällig, doch er verlangt eine Erklärung, die nicht an den Grenzen der *Slavia* Halt macht.

Hier ist an eine Eigenart der Überlieferung zu erinnern, auf die der Historiker angewiesen ist. Sie wird bestimmt durch eine wichtige Kulturscheide, die sich schon in der Antike durch unseren europäischen Kontinent zog und erst um die Wende zum Spätmittelalter allmählich verschwand, selbst dann aber noch so, daß das bis dahin geographische Problem zu einem sozialen wurde. Es ist die Grenze zwischen schriftlichen und oralen Kulturen - vom Standpunkt des Historikers gesprochen: die Grenze zwischen solchen, die Geschichte schreiben, und solchen, die ihre Traditionen über frühere Zeit nur mündlich weitergeben.[95] Die rechtsrheinischen Germanenstämme und sämtliche Slawen gehörten verschieden lange zur zweiten Kategorie. Für sie sind wir, außer auf Bodenfunde, vollständig auf Fremdtraditionen angewiesen, die oft durch erhebliche Entfernung und durch einseitige Interessenlage der Schreiber bestimmt sind. Diese Gruppen äußern sich nicht selbst.

Das macht sich auch religionsgeschichtlich bemerkbar. Nur für die West- und Ostslawen stehen Schriftquellen zur Verfügung, die von ihren Verhältnissen wenigstens einiges beleuchten. Für die Südslawen sucht man Autoren wie Thietmar von Merseburg, Helmold von Bosau und Saxo vergeblich: die mit Abstand wichtigste Quelle über das karantanische Fürstentum, die genannte *Conversio* Salzburger Ursprungs, bleibt schon an Umfang weit hinter deren Werken zurück, und ihr Horizont ist bedeutend enger; sie befaßt sich, wie gesagt, allein mit der Leistung der eigenen Erzbischöfe und der Wahrung ihrer Rechtsansprüche - die Karantanen werden ausschließlich beachtet, soweit es diesem speziellen Interesse dienten, doch nicht als Gegenstand eigenen Gewichts; wir erfahren nichts über ihren Fürstensitz, nur sehr Beiläufiges über ihre politische Struktur, und was die vorchristliche Religion und Kultorganisation angeht, Quelle und Trägerin des Hauptwiderstandes gegen die Missionsbemühungen der Salzachmetropole, so werden sie mit keiner Silbe gestreift. Wie kann etwas bezeugt werden, wo niemand schreibt?[96]

---

93 Lehrreich in dieser Beziehung ist ein Blick auf die Christianisierung der Prußen und der Litauer; vgl. beispielsweise K. Górski, Probleme der Christianisierung in Preußen, Livland und Litauen, bei Nowak (wie Anm. 29), S. 9-34. Die dort vorgelegten Ergebnisse sind zu messen an der Tatsache, daß sie sich im Zeichen einer christlichen Kirchenorganisation und unter der Landesherrschaft eines geistlichen Ritterordens einstellten, d.h. unter Verhältnissen, die ungleich intensivere Einwirkungen gestatteten, als sie im Rahmen des Awarenreiches möglich waren.

94 Zu den baierisch-awarischen Beziehungen: H.-D. Kahl, Die Baiern und ihre Nachbarn bis zum Tode des Herzogs Theodo (717/18), in: Denkschriften der Österr. Akademie d. Wiss., phil.-hist. Kl. 179 (1985), S. 201-212.

95 Vgl. Kahl (wie Anm. 94), S. 162f. in Verbindung mit 170.

96 Zusammenfassender Überblick über die Quellen zur slawischen Religionsgeschichte: A. Brückner, Slaven und Litauer, in: Chantepie de la Saussaye (Begr.), Lehrbuch der Religionsgeschichte, 4. Aufl., hg. von A. Bertholet - E. Lehmann, II, Tübingen 1925, S. 507-509; vgl. J. Banaszkiewicz, Polytheistische Religionen III: Slavischer Bereich, in: LMA VII/1 (1994), Sp. 80f. mit reicher weiterer Lit., dazu die Quellensammlungen oben Anm. 85.

Für die Autoren aber, die sich dieses Gegenstandes annehmen, ist der Abstand zwischen ihrer Gegenwart und der Christianisierung ihres Beobachtungsfeldes wichtig, die auch bei oberflächlicher Wirkung in jedem Fall die alten Strukturen zerstörte. In dieser Hinsicht gibt besonders der eben genannte Thietmar von Merseburg zu denken.

Abkömmling angesehener sächsischer Grafengeschlechter - selbst also Christ in achter oder zehnter Generation -, wirkte dieser Gewährsmann 1009-1018 als Bischof unter den westlichen Sorben. Seine Chronik zeigt ihn als einen Mann mit weitem Gesichtskreis und für seine Zeit beachtlichem Bildungsstand, den er im wesentlichen der Magdeburger Domschule dankte. Er ist der erste Quellenautor überhaupt, der zu slawischer Religion nicht nur beiläufige Bemerkungen einfließen läßt, sondern ausführliche Berichte gibt, getränkt vom Abscheu des Christen über den "eitlen Aberglauben und den noch sinnloseren Kultbrauch dieses Volkes" (*vanam eorum superstitionem inanioremque populi istius executionem*)[97] und doch mit unverkennbarem Interesse, mit erstaunlich konkreten Details. Dabei fällt auf, daß er über die Ostseeslawen ganz anderes berichtet als über seine Sorben. Sein Gesichtskreis wird gleichsam unmittelbar durch jene Grenze geteilt, die den Raum mit bezeugten slawischen Tempeln und Kultbildern abtrennt von dem, für den wir uns mit heiligen Hainen und Seen begnügen müssen. Seine Sorben gehören zur zweiten Gruppe. Gerade sie aber verdienen für eine vergleichende Betrachtung südslawischer Verhältnisse besondere Aufmerksamkeit. Ihre nachvölkerwanderungszeitliche Sprachentwicklung hat sie zwar eindeutig unter die Westslawen eingereiht, in einer Mittelstellung zwischen Polen und Tschechen. Doch sie tragen denselben Namen wie die Serben, nur anders verdeutscht. Sie haben bis tief in die deutsche Zeit ihrer Länder den *zupan* bewahrt - er wurde bei ihnen sogar eingedeutscht, so daß er als *Saupe* noch im aktuellen Familiennamenbestand erscheinen kann -; sie haben eine herausgehobene Kriegerschicht aufzuweisen, die unter anderem Namen erstaunlich an die Edlinger erinnert, und auch volkskundlich scheint hier manches anzuklingen.[98]

Wie soll man erklären, daß ausgerechnet bei einem dermaßen wohlunterrichteten Autor für die Sorben so vieles und wichtiges fehlt, was er aus dem heutigen Mecklenburg vermeldet? Es gibt wohl zwei Möglichkeiten.

Die eine hat ein Kenner vom Rang Walter Schlesingers vertreten, der sich stets durch besonders quellennahe Darstellung auszeichnet. Nach ihr ist Thietmars Zeugnis dadurch bestimmt, daß es im unmittelbaren Bereich dieses wachen Beobachters von je her andere Traditionen gegeben hat als weiter im Norden. "Der Glaube der ... Sorben", so urteilt er, "war eine Naturreligion, verbunden wahrscheinlich mit einem Polydämonismus, der vielleicht eben bis an die Schwelle der Hervorbringung urtümlicher Idole gediehen war, als die vordringende christliche Mission ihm wenigstens äußerlich ein Ende machte", mit "Kultstätten, an denen nicht die Wasser oder die Bäume an sich, sondern die ihnen innewohnenden Gott-

---

97 Thietmar von Merseburg, Chron. VI, 23 (hg. von W. Trillmich, Ausgewählte Quellen zur deutschen Gesch. d. Mittelalters IX, Darmstadt 1957, S. 266, 29f.). Voraus geht: *Quamvis autem de hiis aliquid dicere perhorrescam...* Außer dem anschließenden zusammenhängenden Bericht bringt der Autor zahlreiche Einzelbemerkungen zur slawischen Religion; am besten zusammengestellt bei Meyer (wie Anm. 85), S. 8-11; in den Übersetzungen von Bertholet (wie ebd.) nur teilweise berücksichtigt.

98 W. Schlesinger, Die Verfassung der Sorben, zu benutzen in der Fassung bei Ders., Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Göttingen 1961, S. 26-31, vgl. 471 (zuerst bei H. Ludat [Hg.], Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, Gießen 1960). Auf südslawische Verbindungen ist dabei nicht Bezug genommen. Einige Hinweise zum Volkskundlichen, gleichfalls ohne hinreichende Querverbindung, bei Wienecke (wie Anm. 89).

heiten verehrt wurden", wobei "jeder Hinweis auf die Verehrung einer wie immer gearteten allwaltenden Zentralgottheit" fehlt; der öffentliche Kult werde sich auf Regionalverbände von Kleinstämmen beschränkt haben, wie es auch politisch keine übergreifende Organisation des Gesamtsorbentums gab[99] - dies nun allerdings im Gegensatz zu den Verhältnissen Karantaniens, und das fällt gerade hier ins Gewicht. Die ostseeslawischen Befunde werden dabei als Ergebnis einer Sonderentwicklung aufgefaßt, nachdem ja "Einflüsse von außen her in den Küstenländern in viel stärkerem Maße in Rechnung zu stellen sind als im Binnenlande",[100] vor allem wohl Einwirkungen von Skandinavien her.

So weit diese Position. Wäre dieser Befund eindeutig, so wäre wohl zugleich das Urteil über den Bericht des Millstätter Mönchs gesprochen. Doch gar so einfach liegen die Dinge nicht.

Zweierlei fällt auf: erstens ist in der vorgeführten Stellungnahme der ostslawische Befund gänzlich ausgeklammert. Ein archäologisches Zeugnis wurde schon erwähnt.[101] Es gibt aber auch dort, wenngleich spärliche, Schriftquellen; dabei ist sogar von einer Art Pantheon in einem Tempel die Rede, das Vladimir, der später sog. Heilige, um 980 in Kiew einrichtete, bevor er sich für die christliche Klammer um die Einheit seines Reiches entschied.[102] Zweitens aber besteht zwischen den beiden Bereichen, über die Thietmar berichtet, ein prinzipieller Unterschied, der schon den damals zeitgenössischen Beobachter berühren mußte. Die Ostseeslawen, deren "Aberglauben" er schildert, hatten nach kurzer deutscher und christlicher Überschichtung ihre Eigenständigkeit zurückgewonnen und mit ihr die ungestörte Entfaltungsmöglichkeit auch in religiöser Beziehung. Im Sorbenland war dies grundsätzlich anders.

Dieses Land hatte, als Thietmar sein Bischofsamt antrat, mindestens acht Jahrzehnte ungebrochener deutscher Herrschaft hinter sich; auch der große Slawenaufstand von 983 hatte sie nicht unterbrechen können. Mindestens die Hälfte der Zeit war das Gebiet in die Bistumsorganisation einbezogen, wenn auch mit Störungen durch mehrfache Umorganisation und mit noch äußerst weitmaschigem Pfarrnetz.[103] Es muß vorausgesetzt werden, daß ein öffentlicher Kult der alten Religion dort längst unmöglich gemacht worden war. Ein heiliger Hain war zwar erst kurz vor Thietmars Amtsantritt der Vernichtung anheimgefallen.[104] Doch für öffentliche Tempel und Götterbilder, wenn es sie denn auch hier gegeben hatte, galten andere Bedingungen - schon wegen der Schätze, die es an einer solchen Stätte zu plündern gab. Hausgötter aber, die die Sorben etwa insgeheim noch verehrten, werden sie dem Bischof, der sie bekämpfte, nicht gerade vorgezeigt haben. Thietmar selbst gesteht ein, daß er einmal in einem entlegenen Winkel seiner Diözese, den er neun Jahre lang nicht betreten hatte, trotzdem nur wenige (*pauci*) antraf, die zu firmen waren.[105] Die Mehrheit der Sorben lebte dort offenbar in einem Zustand zwischen der angestammten Religion, die sie nicht mehr ausüben durfte, und der neuen, von der sie nichts wissen wollte.

---

99 W. Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter I (Mitteldeutsche Forschungen 27), Köln-Graz 1962, S. 215-219, vgl. 330f.; Zitate S. 217 u. 219.

100 Ebd., S. 215.

101 Oben bei Anm. 82.

102 Brückner (wie Anm. 96), S. 510 und 515 (unter Hinweis auf auch dort gegebene Möglichkeiten nordgermanischer Einflüsse, die aber schwerlich zu überschätzen sind); vgl. Herrmann (wie Anm. 82), S. 203, 207f., 214 u. 279.

103 Geschildert von Schlesinger (wie Anm. 99), S. 143-172.

104 Thietmar VI, 37 (S. 282, 26ff.).

105 Ebd. VIII, 21 (S. 462, 30).

Das aber sind Feststellungen, denen für Thietmars Quellenwert, was slawische Religionsgeschichte angeht, grundsätzliche Bedeutung zukommt. Seine Informationsbasis war nicht überall gleich. Für Religion und Kult der Wenden im heutigen Mecklenburg konnte er auf aktuellen Berichten von Zeitgenossen fußen. Für den unmittelbaren Bereich seiner bischöflichen Wirksamkeit aber bestand diese Möglichkeit nicht; hier war sein Einblick doppelt eingeschränkt - sowohl für die eigene Gegenwart wie für die historische Rückschau. Sein Schweigen über sorbische Entsprechungen zu dem, was er weiter nördlich registrieren konnte, verliert an Gewicht - doch bestehen bleibt es gleichwohl.
Für die Slawengebiete weiter im Süden klafft der Hiat zwischen Christianisierung und dem Einsetzen landeseigener Geschichtsschreibung nochmals um Jahrhunderte weiter, und das heißt zugleich: wo deutsche Siedlung eingriff, wie das in Kärnten der Fall war, muß der Kontinuitätsbruch, den sie ins Land brachte, sich noch weit schroffer ausgewirkt haben, bevor ausführlichere Überlieferung einsetzt. Wenn aber auch die Archäologen für die gesamte Slavia südlich des Havellandes nichts Einschlägiges melden, so bleibt das gleichfalls beachtlich, doch ausschliessende Wirkung hat es gleichfalls nicht zu beanspruchen. Neufunde sind jederzeit möglich. Sie sind dabei um so weniger zu erwarten, je eher die slawische Eigentradition abgeknickt wurde, je kürzer also die Periode anhielt, in der entsprechendes Fundmaterial anfallen konnte. Doch solange sie nicht vorliegen, fehlen sie.
Wir haben also festzuhalten: es gab slawische Kultstätten; es gab neben anderen Formen von Heiligtümern auch Kultgebäude, und es kam vor, daß in einem solchen Tempel eine Mehrzahl von Götterstatuen aufgestellt war. Es ist nicht auszuschliessen, daß all dies in der Slawenwelt einmal viel weiter verbreitet war, als es sich heute noch nachweisen läßt, und das gilt auch für Karantanien, auch für den Millstätter Raum. Klebels Feststellung, daß die faßbaren Überlieferungen sich weithin auf sog. "niedere Mythologie" beschränken, unterhalb der Ebene von Göttern, bleibt bestehen. Doch der Grund könnte darin liegen, daß einstmals verehrte und auch dargestellte Göttergestalten, bis die Überlieferung über "Volksaberglauben" in den betroffenen Gebieten einsetzt, fest mit bestimmten Heiligen der Kirche verschmolzen, daß sie von ihnen aufgesogen waren und nun deren Gewand und Namen tragen. Für die germanischen Bereiche besteht vielfach dasselbe Problem, und man hat viel Phantasie aufgewandt, um entsprechende Nachweise zu erbringen - vielleicht zu viel Phantasie.[106] Für die Slawenwelt sind die Ausgangspositionen für derartige Forschungen noch weit ungünstiger als auch dort. Wir kennen gar zu wenige der Einzelzüge, die vielleicht auch hier von dem einen oder anderen der alten Götter auf diese oder jene Heiligengestalt überwechseln konnten; Slawengötter bleiben uns noch weit farbloser als auch schon die germanischen, jedenfalls bei Süd- und Westgermanen, im nachmals deutsch-niederländisch-anglischen Bereich, und regionale Differenzierungen selbst unter gleichem Namen - unbedingt vorauszusetzen, wo eine einheitliche, übergreifend normierende Kirchenorganisation fehlt - , sie bleiben völlig unfaßbar, wo Quellen dermaßen ausfallen.
Wir müssen also mit der Möglichkeit rechnen, daß Domitian in der Millstätter Gegend eine Kultstätte vorfand, die ein Tempel mit Götterstatuen war - hier wie anderwärts. Vielleicht hat er vor seinem Übertritt in eigener Person dort Opfer dargebracht oder durch Priester darbringen lassen. Doch als selbstverständlich vorauszusetzen, was sich quellenmäßig nur in weiter Ferne wahrnehmen läßt, wird man

---

106 E. Jung, German. Götter u. Helden in christl. Zeit, 2. Aufl. München 1939.

sich hier noch weniger leicht entschließen als schon für die Sorben. Wir müssen einräumen: um nachzuprüfen, was der Millstätter Mönch über das Vorgehen dieses Herrn gegen "dämonischen Unflat" (*spurcitia demonum*) behauptet, fehlt uns ausgerechnet von der slawischen Religionsgeschichte her die wichtigste Voraussetzung. Doch von anderer Seite her läßt sich einiges sagen.

d) Pseudoetymologie und Klischeevorstellungen

Auszugehen ist von dem über dreihundertjährigen Abstand, der den Legendenautor von der Zeit seines Heiligen und damit von der Missionsperiode Karantaniens trennt. Daß er authentische Informationen über die vorchristliche Landesreligion und ihren Kult erhalten konnte, ist ausgeschlossen. Sie wären ihm auch kaum wichtig gewesen. Was er schildern wollte, war nicht diese Religion um ihrer selbst willen, sondern deren Untergang, wie er an einem äußeren Ereignis festzumachen war, unter maßgeblicher Beteiligung des Begründers kirchlichen Lebens in seinem eigenen Wirkungsbereich. Der Sturz von Götterstatuen war dafür ein beliebtes Motiv.

Im Millstätter Heiligtum, so behauptet der Mönch, waren sie in einer Kirche (*ecclesia*) aufgestellt, tausend an der Zahl. Wie soll man sich, zumal für das achte oder neunte Jahrhundert, ein massives Gebäude vorstellen, in dem eine solche Unzahl Platz finden kann? Bei einigermaßen würdiger Aufstellung, mit Spielraum für Kulthandlungen, käme man doch wohl auf 250 m im Geviert oder entsprechende andere Abmessungen. Die Längsachse der heutigen Stiftskirche, neben der wir tagen, erreicht keine 60 m. Es mag nicht völlig ausgeschlossen sein, daß eine spätantike Kirche, wie wir sie z.B. aus Laubendorf kennen, für slawischen Kult in Anspruch genommen wurde, obwohl ich mir das nicht leicht vorstellen kann. Sie dürfte dann noch den Trägern der zweiten Christianisierung des Landes als einstige Kirche erkennbar gewesen sein. Die merkwürdige Wortwahl des Autors, der *ecclesia* einsetzt statt *templum* oder *fanum*, fände dann eine Erklärung. Aber die Zahl!

Der Mönch mutet sie uns nicht einfach zu - er dient mit einem Beweis. Daß in Millstatt einmal ein Götzendienst erheblichen Ausmaßes stattfand, beweist "klar" der Name (*etymologia nominis loci illius ostendit*). "Millstatt hat nämlich seinen Namen von den tausend Statuen empfangen, die dort das Volk, durch alten Irrglauben getäuscht, verehrte" (*Milstat enim a mille statuis nomen accepit, quas ibidem populus errore delusus antiquo coluit*; im folgenden gleich noch einmal *mille demonibus* gleichgesetzt, wie das der *interpretatio christiana* entsprach).[107] Was wir damit erhalten, ist ein typischer Fall klösterlicher Pseudowissenschaft im Stil damaliger Zeit, gegründet auf Kombinationen aus zufälligem lautlichen Anklang, die wir heute als Volksetymologie bezeichnen. Sie führten, selbst über Sprachgrenzen hinweg, zu vermeintlicher Sinndeutung, und das machte sie beliebt: in Anknüpfung an das *Zollfeld* etwa entstand auf diese Weise ein lateinisches *Maria in Solio*, "Maria auf dem Throne", wurde zurück-"übersetzt" zu *Maria im Saale* und schließlich verkürzt zu *Maria Saal*, dem heute offiziellen Namen.[108] Auf gleiche Weise gewann der Legendenschreiber (oder die von ihm gespiegelte Tradition) das mitgeteilte Ergebnis. Der Aussagewert beider ist gleich. Nach heutigen Maßstäben spricht nichts dafür, *Millstatt* etymologisch zu deuten, wie der Mönch das tut, aus lateinischen Voraussetzungen in einem Teil des Altsiedellandes, der besonders früh rein slawisch gewe-

---

107 Ebd., S. 60, 13f., vgl. 17; dazu Achterberg (wie Anm. 55).

108 Vgl. Kranzmayer (wie Anm. 79) II, S. 152, vgl. 259, in Verbindung mit H. Hassinger, Zollwesen und Verkehr in den österreichischen Alpenländern bis um 1300, in: Mitt. d. Instituts f. Österr. Geschichtsforsch. 73 (1965), S. 322-326.

sen zu sein scheint;[109] es ist vielmehr die *Statt* (wir sagen eher: *Stätte*) an der *Mils*, wie der ältere Name des Riegger- oder Leitenbachs lautete, und stellt damit zugleich eine für diese Gegend selten frühe deutsche Benennung.[110]
Der "klare Beweis" (*liquido ostendit*) des Mönchs gehört also nicht zu denen, die uns überzeugen. Wohl aber reiht der Legendenautor sich mit ihm ein in allgemeine Vorstellungen seiner Zeit. Damalige Ritterdichtung z.B. schwelgt darin, bei Schilderung "heidnischen" Wesens das einzubringen, was Ludwig Denecke eine "schrankenlose Vielheit der Bildnisgötzen" genannt hat.[111] Etwa gleichzeitig mit dem Millstätter Text, um 1170, entstand das so bemerkenswerte Rolandslied des Regensburger "Pfaffen" Konrad. Dort zerschlagen die siegreichen Christen nicht weniger als 700 Statuen dieser Art. Beim etwas jüngeren Österreicher Konrad von Fussesbrunn finden sich immerhin 340 "Abgötter" in einem Tempel aufgestellt, und so fort.[112] Daß es sich bei den angeblichen "Götzendienern" vielfach um Muslime handelt, die einen besonders strengen Monotheismus pflegen, fiel dabei nicht ins Gewicht. Es war altüberkommene kirchliche Auffassung, daß die Menschheit sich in drei Religionen trennt: Christen, Juden und Heiden;[113] "Heidentum" aber war gekennzeichnet durch Bilderdienst, Kult von "Götzen, mit Menschenhänden gemacht", im Gegensatz zu dem "lebendigen Gott", der "Himmel und Erde geschaffen" hatte: so steht es schon in der Bibel; wie sollte sie irren? Andere religionsgeschichtliche Realitäten, womöglich neuartige wie eben den Islam, wahrzunehmen, stieß unter solchen Voraussetzungen auf größte Schwierigkeiten. Immer wieder findet sich dieses Bild biblisch-patristischer Tradition in ganz andersartige Realitäten hineingetragen.[114] Ein religionsgeschichtlich orientiertes Suchen nach historischer Wahrheit stößt hier auf ein zusätzliches, gleichfalls schwer übersteigbares Hemmnis.[115]
Zu den Folgen dieses eingefahrenen Klischeedenkens gehört ein Zug, der im vorliegenden Zusammenhang höchste Bedeutung gewinnt: Zerstörer von heidnischen "Götzenbildern" zu sein, ist ein Element, das mittelalterliche Legendenbildung nur zu gern einflicht, wo die konkrete historische Erinnerung sich verflüchtigt, und dies geschieht gerade bei Fürsten, die als frühe Repräsentanten des Christentums in ihrem Bereich bekannt waren. Im Einzelfall läßt sich eine solche Legendenbildung geradezu in ihren Einzelschritten verfolgen, etwa bei dem erwähnten Pribislaw-Heinrich von Brandenburg.[116] Wahrscheinlich dürfen wir Angaben dieser Art fast nur glauben, wenn sie unmittelbar zeitgenössisch sind, so daß für entsprechende Phantasiewucherungen kein Spielraum blieb.

---

109 Oben bei Anm. 79.
110 Kranzmeyer II, S. 156, dazu I, S. 21 m. Anm. 15-16, S. 126 Anm. 45, vgl. 135, 142, 148 u. ö. Der Name kann, beiläufig, nicht der Zeit angehören, die jetzt für Domitian in Anspruch zu nehmen ist, vgl. ebd. S. 126 Anm. 45, dazu II, S. 156f.
111 L. Denecke, Ritterdichter und Heidengötter (1150-1220), Leipzig 1930, S. 180.
112 Ebd., S. 76f., vgl. 135 m auch 17 u. 128.
113 Kahl (wie Anm. 27), S. 26-29.
114 Das Prinzip wurde sehr klar entwickelt, wenngleich dann auf ein wenig taugliches Objekt übertragen, bei Wienecke (wie Anm. 89), S. 23-29, vgl. 188-193; er spricht von *interpretatio ecclesiastica*. Vgl. J. de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, 2. Aufl., I, Berlin 1956, S. 167f. Ergänzend vgl. H. Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzzüge, Berlin 1883 = Hildesheim 1964, S. 75ff., 514f.; Schwinges (wie Anm. 55), S. 13 Anm. 36 u. S. 81-104, passim; H.-D. Kahl, Der sog. Ludus de Antichristo (De finibus Saeculorum) als Zeugnis frühstauferzeitlicher Gegenwartskritik, in: Mediaevistik 4 (1991), S. 69, 99 u. 106f.
115 Ein Beispiel für Anwendung des traditionellen Schemas auf südslawische Verhältnisse, bei dem wir nicht entscheiden können, wie ernst die erwähnten *idula* und *simulacra demonum* zu nehmen sind, bietet der oben bei Anm. 58 erwähnte Clemens peregrinus mit seiner ganz biblisch durchtränkten Diktion.
116 Kahl (wie Anm. 40), S. 484-504.

Der Millstätter Mönch ist mir von Domitian gar zu weit entfernt, als daß ich es wagen möchte, mich ihm hier vorbehaltlos anzuvertrauen. Ob er die Tradition selbst begründete, die er wiedergab, oder nur übermittelte, läßt sich nicht klären. Ihr Urheber hat zweifellos ernsthafte Forschungsarbeit im Sinn seiner Zeit getrieben. Er wußte von einem Epitaph, in dem - wie auch immer - vom Kampf seines Heiligen mit der *paganitas* die Rede war. Er fand einen Ortsnamen vor, den er sich im Denkstil seiner Zeit zum Sprechen brachte, und dies so, daß sich dabei zu diesem Epitaph eine Brücke schlug. Beides schien sich ihm zu einem Ganzen zusammenzufügen durch eine Klischeevorstellung, die ihm zum unreflektierten Kulturhorizont seiner Zeit gehörte.[117] Wir haben keinen Grund, ihn dafür als bewußten Fälscher zu betrachten. Der Mann, für dessen Sorgfalt und Wahrheitsliebe gewisse Details seiner Berichterstattung zu zeugen scheinen,[118] kann auch hier in völlig gutem Glauben die Feder geführt haben. Nur uns zwingt nichts, diesen Glauben irgend zu teilen. Was wir gern gewußt hätten, zerrinnt uns hier zwischen den Fingern.

e) Ein möglicher Wahrheitskern?

Die vorgebrachten Zweifel machten sich zunächst am Problem der Götterstatuen fest. Von der Unzahl der Tausend abgesehen: es ist durchaus möglich, daß auch die Karantanen einmal solche Kultbilder in ihr religiöses Zeremoniell einbezogen, und nach der vorgeführten Analyse der Aussagen Thietmars von Merseburg vielleicht wahrscheinlicher, als man jemals dachte; doch Gewißheit haben wir nicht. Es ist nicht weniger möglich, daß sie sie in Tempeln aufstellten und dafür bei der Holzbauweise blieben, die sie aus den slawischen Ursprungsgebieten gewohnt waren - Sakraltraditionen können in solcher Beziehung sicherlich auch bei Verpflanzung in eine andere kulturgeschichtliche Umwelt zählebig sein -, doch Gewißheit haben wir nicht. Andererseits: Es ist möglich, daß der Millstätter Mönch Verhältnisse, denen beides fehlte, Götterbilder wie Tempel, im Sinn seiner überkommenen Klischeevorstellungen verzeichnet hat, doch Gewißheit fehlt uns auch dafür. Alles, was er über Domitians Vorgehen gegen die geschilderte Kultstätte behauptet, kann einfach ein Phantasieprodukt sein, das letztlich aus jener Pseudoetymologie des Ortsnamens herausgesponnen ist. Doch auch das bleibt bloße Möglichkeit. Wir tappen hier wirklich im Nebel.

Das Problem hat jedoch noch einen weiteren Aspekt; auch er verdient festgehalten zu werden als Zusatzfrage an die weitere Forschung. Vielleicht hatten die Karantanen tatsächlich keine Kultstatuen, keine Tempel. Doch sollen wir uns einbilden, sie hätten überhaupt keine Heiligtümer besessen? Aus Slawengebieten mit besserer Quellenlage, auch von den Sorben, ist bekannt, daß angestammter Kult auch an Naturdenkmäler anknüpfen konnte.[119] In Thietmars Bistumsbereich hatte sich noch unter seinem Vorgänger Wigbert (1004-1009) ein Hain (*lucus*) namens *Zutibure* befunden, in dem man ein Gegenstück zu poln. *swiesty bór*, "Heiligwald", erkennt. Er war von der Bevölkerung der Umgegend "in allem in göttlicher Verehrung gehalten und war seit Urzeiten niemals verletzt worden" (*ab accolis ut Deum in omnibus honoratum et ab evo antiquo numquam violatum*), bis dieser Bischof ihn roden (*radicitus eru-*

---

117 Die Bedeutung unreflektierter "kultureller Selbstverständlichkeiten" für die Analyse mittelalterlicher Autoren betont eindringlich G. Beestermöller, Thomas von Aquin und der gerechte Krieg, Köln 1990, S. 25f. und weiter, passim.

118 Oben, 2. Abschnitt; vgl. bei Anm. 32-33.

119 Helmold (wie Anm. 30), c. 84 (S. 288, 18ff.): *Est autem Slavis multiplex ydolatrie modus, non enim omnes in eandem supersticionis consuetudinem consentiunt. Hii enim simulachrorum ymaginarias formas pretendunt de templis..., alii (idola) silvas vel lucos inhabitant..., quibus nullae sunt effigies expressae...* Es ist zu beachten, daß alle eingeflochtenen Beispiele aus Helmolds unmittelbarem Gesichtskreis stammen, sich also auf engem Raum konzentrieren.

ens) und auf dem Gelände eine Kirche erbauen ließ.[120] Helmold von Bosau sah beim heute ostholsteinischen Oldenburg noch selbst einen Hain (*nemus*) aus sehr alten Bäumen (*vetustissimas arbores*), darunter Eichen; "ein freier Hofraum umgab sie und ein sorgfältig von Holz gefügter Zaun (*sepes accuratior lignis constructa*) mit zwei Pforten", deren "prächtig verzierte Vorderseiten" (*insignes portarum frontes*) ihn sichtlich beeindruckten; er war selbst an der Zerstörung dieses "Ortes der Unheiligkeit" (*profanationis locum*) beteiligt, die in diesem Fall durch Feuer geschah, "nicht ohne Furcht, daß nicht etwa ein Aufruhr der Landesbewohner über uns käme. Doch Gott schützte uns".[121] Auch eine Tempelburg konnte von solch einem geheiligten Urwald umgeben sein (*undique silva ab incolis intacta et venerabilis circumdat magna*).[122] So war es bei dem großen ostseeslawischen Heiligtum von Riedegost-Rethra. Dort führte durch eines der Tore ein Pfad zu einem nahe gelegenen, sehr düsteren See, aus dem sich zuweilen Unheil verkündend ein mächtiger Eber mit schaumglänzenden Hauern erhebe.[123] Auch im Sorbenlande wußte Bischof Thietmar von einem See, an den sich merkwürdiger Orakelglaube heftete.[124]

Ich zweifle nicht, daß wir mit Heiligtümern dieser Art auch in Karantanien zu rechnen haben, selbst wenn es dort Tempel und Götterstatuen nicht gegeben haben sollte. Alle religionsgeschichtliche Erfahrung spricht dafür. Man müßte schon sehr gewichtige Argumente auffahren, um mir diese Überzeugung zu nehmen. Das aber heißt: wenn Domitian vorchristliche Kultstätten aufgehoben hat (und daß der Kämpfer gegen die *paganitas* dieses tat, dürfte wahrscheinlicher sein als das Gegenteil), dann muß es sich nicht unbedingt um Plätze mit Bilderdienst gehandelt haben. Zu den Möglichkeiten, die sich nicht ausschließen lassen, gehört damit auch die, daß der Millstätter Mönch eine unbestimmte Tradition über Vernichtung eines räumlich nahen alten Heiligtums besaß, das eine Stätte dieser zweiten Art gewesen war. Ihre nähere Beschaffenheit könnte vergessen gewesen sein, er aber hätte sich das Untergegangene im Spiegel seiner Vorstellungen in falscher Richtung konkretisiert. Ein zerstörter Kultplatz, unbekannt welcher Art, erschiene dann bei ihm als Zentrum eines Bilderdienstes, das er niemals gewesen war. Mehr als eine Möglichkeit ist auch das nicht. Dies ist zu betonen. Die Frage zu klären, wären Untersuchungen erforderlich, die im Augenblick noch nicht angestellt werden können.

Das vorauszusetzende Hauptheiligtum des alten Karantanien suche ich nicht in der Millstätter Gegend, sondern bei der späteren Karnburg, von der wir, wie gesagt, seit 1939 wissen (oder wissen könnten), daß sie der Fürstensitz dieses Machtgebildes wohl nicht gewesen sein kann.[125] Dann läßt aber der Fürstenstein als traditioneller Platz feierlicher Herrschereinsetzung, der so offenbar mit dem Umkreis dieser Anlage verbunden ist, kaum eine andere Erklärung zu als die Bindung an eine sakrale Stätte, der Bedeutung für das Ganze zukam, doch ist dies hier nicht auszuführen.[126] Ein Herrschaftsgebiet von der Ausdehnung Karantaniens muß jedoch mehr als einen öffentlichen Kultplatz eingeschlossen haben.[127] Schon vor Jahren, als ich noch nichts von der Notwendigkeit einer ernsthaften Auseinander-

---

120 Thietmar (wie Anm. 97) VI, 37 (S. 282, 26ff.).
121 Helmold, c. 84 (S. 288, 4ff. 30ff.).
122 Thietmar VI, 23 (S. 266, 31ff.).
123 Ebd., S. 268, 1ff., dazu c. 24 (S. 268, 21ff.).
124 Ebd. I, 3 (S. 6, 10-19).
125 Oben Anm. 4.
126 Dazu demnächst Kahl (wie Anm. 4), Abschnitt III, 6.
127 Thietmar VI, 25 (S. 268, 26f.): *Quot regiones sunt in his partibus, tot templa habentur et simulacra demonum singula ab infidelibus coluntur.* - Helmold, c. 84 (S. 288, 9ff.): *Preter penates enim et ydola, quibus singula oppida redundebant, ... sanctimonium fuit universae terrae.* Vgl. Zl. 20ff. Vgl. c. 52 (S. 196, 18ff.).

setzung mit der Millstätter Legende ahnte, habe ich darauf hingewiesen, daß unter solchen Aspekten der Hochgosch gesteigerte Aufmerksamkeit verlangt, nicht zuletzt durch seine so unmittelbare geographische Verbindung mit dem Egelsee.[128] Wir können mittlerweile mit Sicherheit sagen, daß der Burgstall auf dieser Höhe slawisch ist - die Befestigung entspricht in ihrer Art der auf der Thunauer Schanze bei Gars am Kamp, die als Fürstensitz erwiesen ist;[129] die entscheidenden Merkmale kommen bei germanischen und bei deutschen Anlagen nicht vor (auch nicht auf der Karnburg[130]). Ob der Hochgosch indes ein gleichartiges Herrschaftszentrum war, womöglich der Sitz Domitians, oder aber eine Tempelburg, die mit dem Egelsee und einem etwaigen Hain einen gemeinsamen Sakralkomplex bildete, vermag einstweilen niemand zu sagen. Die alten Vorstellungen vom *locus Milstatensis* könnten diese Gegend sehr wohl eingeschlossen haben, und was von alten Verkehrswegen noch erkennbar ist, paßt zu einem religiösen Mittelpunkt ebensowohl wie zu einem politischen.[131]
Hat Domitian dort eingegriffen, oder auch dort? Hat eine vage Spur von Erinnerung daran sich bis in die Frühzeit des Seeklosters hinein gehalten, losgelöst vom konkreten Schauplatz, und die Pseudoetymologie des Ortsnamens wurde zur Herausforderung an die Phantasie, das Geschehen dort anzusiedeln? Der Legendenautor denkt ja ganz offenbar an den Platz seiner Kirchen;[132] sein *liquido ostendit*[133] allerdings zeigt einen Nachdruck, hinter dem vielleicht doch keine volle Sicherheit steht.
Wir sind damit auf ein spekulatives Feld geraten, von dem wir uns besser zurückziehen. Auch der Gedanke an Hochgosch und Egelsee kann einfach eine Seifenblase sein, die irgendwann platzen muß. Beim gegenwärtigen Stande kommen wir für Domitian und seinen Kampf gegen die alte Religion trotz des Wortreichtums der Legende nicht über die vage Angabe hinaus, die sich dem Fragment des Originalepitaphs entnehmen läßt. Das mag bedauerlich sein, denn es bleibt abstrakt. Doch wir haben nach erkennbarer historischer Wahrheit zu fragen und nicht nach buntfarbiger Anschaulichkeit.

5. Der Kirchgründer

In dem, was die Erinnerung des Millstätter Mönchs von den für uns verschollenen Textteilen des Epitaphs bewahrt hat, heißt es, Domitian habe "jenes Volk zum Christentum bekehrt" (*convertit istum populum ad christianitatem*).[134] Das unterstellt einen Einsatz auch für das positive Missionsziel. Ist darüber mehr auszumachen?
Populus übersetzen wir normalerweise mit "Volk". Der Begriff ist jedoch nicht unbedingt ethnisch zu verstehen. Er bezeichnet Gruppierungen, die durch irgendein gemeinsames äußerliches Merkmal zusammengehalten sind: gemeinsame Rechts-

128 Kahl (wie Anm. 6), S. 36f.
129 Glaser (wie Anm. 6).
130 Schleif (wie Anm. 4), dazu demnächst Kahl (wie Anm. 4).
131 Vgl. die Karte: Altstraßen und Altsiedlungen im Raume um den Millstätter See, bei H. Dolenz, Die frühchristliche Kirche von Laubendorf am Millstätter See, in: Festschr. G. Moro (Beilage zu Carinthia I/152, 1962). S. 39. - Vgl. unten bei Anm. 169.
132 Eisler S. 60, 17f.: *ecclesiam, que primitus mille demonibus fuit addicta, in honorem omnium sanctorum postmodum consecrari fecit.* Prinzipielle Identität mit der Klosterkirche oder einem Vorgängerbau in der Vorstellung des Autors ergibt sich aus dem seit 1166 bezeugten Patrozinium; dazu Nikolasch 1990 (wie Anm. 9), S. 251.
133 Oben vor Anm. 107, vgl. nach Anm. 110.
134 Oben bei Anm. 23, dazu bei Anm. 29.

befugnis (z.B. zur Teilnahme an einer Volksversammlung), Zugehörigkeit zur gleichen kirchlichen Gemeinde, zufällige gleichzeitige Anwesenheit am gleichen Ort.[135] Der Autor wiederholt den Ausdruck, als er den alten Kult erwähnt (*statuis ... quas ibidem populus ... coluit*).[136] Das Denken der Frühzeit kennt keine Trennung von Kult- und Staatsverband - sie ist erst eine Folge neuzeitlicher Konfessionsspaltung und Aufklärung. Gemeint ist also offenbar die Bekehrung eines nach außen abgegrenzten Verbandes, der auch politische Relevanz besaß. Welche Ebene dabei angesprochen ist, ob eine wenig oder eine weiter ausgreifende Einheit, gibt der Text nicht her, doch fällt auf, daß nicht von *gens* oder *natio* die Rede ist, die eindeutig den größeren Rahmen bezeichnet hätten.

Wie mag Domitian vorgegangen sein, um sein Bekehrungsziel zu erreichen, d.h. im Sinn der Zeit: zunächst die Taufe der Bevölkerung,[137] ihre "Einkirchung"?[138] Die Möglichkeiten eines Laien sind im Prinzip begrenzt. Das Mindestmaß von Bildung und Schulung, um selbständig Verkündigungs- und Überzeugungsarbeit zu leisten, steht ihm normalerweise nicht zur Verfügung, und ihm fehlt die Vollmacht der Sakramentsverwaltung, die Weihegewalt, ohne deren Einsatz selbst ein Kirchengebäude nur bedingt in seine Funktion eintreten kann.[139] Im Missionswerk muß er sich folglich auf eine Art Handlangerdienste beschränken, wie der zitierte Brief Papst Gregors es zusammenfaßt: "Götzendienst" bekämpfen und positiv einwirken mit der ganzen Skala zwischen Ermahnung und Zurechtweisung, Überredungskunst und Terror, nicht zuletzt durch persönliches Beispiel.[140]

Wie das in der Slawenmission konkret aussehen konnte, zeigt Jaromir, Fürst der Wenden auf Rügen. Er hatte 1168 die kriegerische Unterwerfung durch die Dänen erlebt und dabei die folgenlose Zerstörung des Heiligtums von Arkona, bei der auch das Kultbild des Hauptgottes Swantewit vor aller Augen straflos verhöhnt und vernichtet worden war. Solche "Tatmission" ohne Folgen hat immer wieder als besonders eindrucksvolle Bekundung der Allmacht des Christengottes, der Ohnmacht anderer gegenüber der seinen gewirkt.[141] Dem konnte sich auch Jaromir nicht entziehen. Ein Zeitgenosse, der Priester Helmold von Bosau, schreibt: "Nachdem er die Verehrung des wahren Gottes und den katholischen Glauben kennengelernt hatte, eilte er unverzüglich zur Taufe und befahl den Seinen allen, sich zugleich mit ihm durch das heilige Wasser erneuern zu lassen. Er selbst war (dann) ... so fest im Glauben (*in fide firmus*) wie beharrlich in der Verkündigung (*in predicatione ... stabilis*), so daß man ihn geradezu als einen zweiten Paulus, von Christus berufen, ansehen konnte. Er wirkte anstelle eines Apostels und bekehrte das rohe Volk (*gentem rudem*) ... teils durch beständige Verkündigung (*predicatione assidua*), teils durch Drohungen (*minis*) von seiner ursprünglichen Wildheit zur Beachtung eines neuen Wandels".[142]

---

135 Grundlegend: Dove (wie Anm. 55), S. 39ff., in jüngerer Literatur vielfach unberücksicht, z.B. bei P. Görlich, Zur Frage des Nationalbewußtseins in ostdeutschen Quellen des 12.-14. Jh., Marburg 1964, S. 70-84, 110-114, vgl. 224a, und C. Brühl, Deutschland-Frankreich. Die Geburt zweier Völker, Köln-Wien 1990, S. 243-261, passim (beide materialreich). Zu M. Hellmann, Der Begriff "populus" in der *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*, in: Slavistische Forschungen 8 (1964), S. 161ff. u. 167, vgl. Kahl 1993 (wie Anm. 1), S. 84 Anm. 65, dazu S. 49.

136 Eisler, S. 60, 14f.

137 Oben bei Anm. 29.

138 So die treffende Charakterisierung bei F. Blanke, Die Missionsmethode des Bischofs Christian von Preußen, bei Beumann (wie Anm. 28), S. 348.

139 Dessen ist der Legendenautor sich selbstverständlich voll bewußt, wenn er, bei Eisler, S. 60, 17, schreibt: (Domitianus) *ecclesiam ... consecrari fecit*.

140 Oben bei Anm. 48-49.

141 Kahl (wie Anm. 27), S. 31f., vgl. 23.

142 Helmold (wie Anm. 30), c. 108 (S. 372), Übersetzung z. T. abweichend von der dort nebengedruckten H. Stoobs.

Wie man sich die Verkündigungsarbeit vorstellen könnte, zeigt der erwähnte Gottschalk, Fürst der Obotriten im südwestlichen Ostseewinkel. Er war von solchem Missionseifer getrieben, daß er 1066 einer heidnischen Reaktion zum Opfer fiel, christlich ausgedrückt: den Märtyrertod starb. Wieder ein Zeitgenosse, der Magister Adam von Bremen, dessen Erzsitz das Obotritenland kirchlich unterstand, läßt sich vernehmen: "In unserem Slawenlande ist niemals ein mächtigerer und eifrigerer Förderer des Christentums aufgetreten. Er hatte sich vorgenommen, alle Heiden zum Christentum zu zwingen (*omnes paganos ad christianitatem cogere*), falls ihm ein längeres Leben beschieden wäre, und er bekehrte ungefähr ein Drittel der Stämme, die vordem unter seinem Großvater Mistiwoj ins Heidentum zurückgefallen waren... Die Priester ... hatten Freiheit in allen gottesdienstlichen Belangen. Fürst Gottschalk soll ihr Vermittler (*mediastinus*) gewesen sein, von solchem Glaubenseifer entbrannt, daß er, seinen (Laien)Stand vergessend, häufig in der Kirche eine Mahnpredigt an das Volk (*populum*) richtete in dem Wunsch, das, was von Bischöfen oder Priestern schwer verständlich (*mystice*) vorgebracht wurde, in slawischen Worten einfacher wiederzugeben".[143] Ähnlich hatte im siebten Jahrhundert ein angelsächsischer Kleinkönig als Vermittler der Botschaft eines irischen Missionars gewirkt.[144] Adam fährt fort: "Unzählbar war die Menge, die täglich bekehrt wurde, so daß man um Priester in alle Lande senden mußte. Sogar Klöster entstanden damals in einzelnen Orten".[145] Die erwähnte Reaktionsbewegung machte dann alles zunichte.

Hinzugefügt sei, was Thietmar von Merseburg, auch wieder als Zeitgenosse, ein oder zwei Generationen nach dem Übertritt des Herrscherhauses aus Polen berichtet. An Fürst Boleslaw I. hatte der deutsche Bischof mancherlei auszusetzen. Gleichwohl fand er unter dessen Herrschaft "Gepflogenheiten" (*consuetudines*), die ihm, "obwohl roh, trotzdem zuweilen lobenswert" vorkamen (*quamvis dirae, tamen ... interdum laudabiles*). Wer eine fremde Ehe brach, wurde dort nämlich mit dem Hodensack an einer Brücke festgenagelt und erhielt die Wahl, dort zu sterben oder sich selbst zu entmannen. Wer die Septuagesimalfasten brach, bekam die Zähne ausgeschlagen. "Das Gesetz des Herrn", fügt Thietmar hinzu (und meint damit im Sprachgebrauch der Zeit die Gesamtheit von Glaubenslehren, Rechtsnormen und sittlichen Geboten der Kirche), "die *lex ... divina* ist in diesen Gegenden erst kürzlich aufgekommen; sie wird durch solche Gewaltsamkeit (*potestate tali*) besser befestigt als durch bischöfliche Fastengebote", von deren geringer Einwirkungsmöglichkeit der Bischof wohl aus eigener Erfahrung wußte.[146] Sicher hat er dabei Einzelfälle verallgemeinert. Trotzdem ist seine Darstellung sprechend genug für das, was in Gebieten noch ungefestigten Christentums damals an Einsatz weltlicher Gewalt im Glaubenswerk möglich war.

Es sind Beispiele dieser Art, unter die Domitian sich in irgendeiner Weise einreiht. Doch die Art und Weise, wie er dies tut - was von alledem er gleichfalls durchgeführt, was unterlassen, was zusätzlich unternommen hat - , das bleibt dunkel. Nur eine Ausnahme gibt es. Wir lernen ihn als Kirchgründer kennen.

Kirchgründung ist für katholische Mission von jeher fundamental gewesen. Sie allein schafft ja dem neuen Glauben und Kult feste Bezugspunkte, auf die hin die

---

143 S. Anm. 145.

144 Beda (wie Anm. 49) III, 3 (S. 214).

145 Adam (wie Anm. 38) III, 19-20 (S. 350ff.). Die beigedruckte Übersetzung verschiebt m. E. beachtliche Nuancen.

146 Thietmar (wie Anm. 97) VIII, 2 (S. 440, 13ff.). Die Stelle wird oft fälschlich auf äußere Mission bezogen; dazu Kahl (wie Anm. 27), S. 57 m. Anm. 106.

neugewonnenen Christen sich orientieren können; sie allein garantiert die regelmäßige Spendung der Sakramente, die mittelalterlichem Empfinden vielfach wichtiger gewesen sein dürfte als heutigem; sie allein ermöglicht die pastorale Nacharbeit, ohne die das im Taufvollzug Gewonnene nicht gesichert werden kann - die Handhabung innerkirchlicher Disziplinargewalt, die um so nötiger war, je oberflächlicher die Glaubensunterweisung vor dem Taufakt ausgefallen war, und in dieser Hinsicht ließ mittelalterliche Missionspraxis meist äußerst viel zu wünschen übrig.[147] Dabei kann Kirchgründung sich auf verschiedenen Ebenen vollziehen, für die alle der Ausdruck *ecclesia* gilt. Sie kann Pfarrmittelpunkte schaffen, Klöster und Stifter, ja bischöfliche Kathedralen (eine Möglichkeit, die für Domitian allerdings zweifelsfrei ausschied). Ein großer Herr aber verfügte über den in jedem Fall erforderlichen Grund und Boden; er vermochte, Baumaterial zu stellen und Arbeitskräfte für den Bau; er vermochte den Grundstock der laufenden Versorgung, für den Unterhalt von Kirche und Priester bzw. der betreffenden geistlichen Gemeinschaft zu stellen und nicht zuletzt für den nötigen Schutz zu sorgen. Kirchgründung, so oder so, war daher ein wesentlicher, ein unentbehrlicher Teil seiner Mitarbeit am positiven Missionsziel.

Für Domitians Anteil an diesem Geschehen bleibt unser Einblick wieder auf den *locus Milstatensis* beschränkt, ohne daß wir erfahren, ob sich auf ihn die wichtigsten seiner Maßnahmen konzentrierten oder womöglich sie alle. Der Legendenautor bezeichnet von diesem Lokalstandpunkt aus seinen Helden als den *primus fundator huius ecclesie*.[148] Er unterscheidet ihn damit von Ar(i)bo, der lediglich als *fundator monachorum primus illic* erscheint[149] - bemerkenswerterweise nur *monachorum*, nicht auch der *moniales ipsius loci*, die der vor 1181 entstandene Legendenabschnitt gleichfalls erwähnt.[150] Die Eigenschaft, *fundator huius ecclesie* zu sein, bescheinigt diesem *dux* auch der Millstätter Nekrolog vom Ende des 12. Jahrhunderts, gemeinsam mit dem Pfalzgrafen Aribo und seinem Bruder Poto, den Gründern des Klosters, über den trennenden Zeitraum hinweg.[151] Das besagt zunächst nicht mehr, als daß Domitian wie die beiden Aribonen zu denen gehört, die Fundamentales zur Besitzausstattung dieser Institution beigetragen haben - man denkt an den berühmten Westchor des Doms zu Naumburg an der Saale, der in wohl einmaliger Weise nicht weniger als zwölf solche "Stifter" in seinen Figuren versammelt.[152] Ein *primus fundator* betont jedoch sehr andere Akzente. Was hat Domitian gegründet?

Die Frage ist nicht zu behandeln ohne einen Blick nach Molzbichl, diesem so nahe gelegenen Platz, der aber schwerlich mehr zum *locus Milstatensis* zählte. Dort befand sich - eine der vielen Überraschungen, die uns Franz Glasers goldener Spaten beschert hat - eine frühe geistliche Gemeinschaft. Ihre Gründung ist offenbar mit Herzog Tassilo in Verbindung zu bringen, also zwischen 772 und 788 erfolgt.[153] Dabei ist allerdings zu bedenken, daß dieser Agilolfinger in Karantanien nicht Landesherr, sondern Oberherr war. Wie weit er konkrete Anordnungen treffen konnte,

---

147 Kahl (wie Anm. 27), S. 45-52, bes. 49f.; vgl. Ders., Karl d. Gr. und die Sachsen, bei H. Ludat - R.Chr.Schwinges (Hgg.), Politik, Gesellschaft, Geschichtsschreibung. Gießener Festgabe für F. Graus, Köln-Wien 1982, bes. S. 88-93.

148 Eisler, S. 60, 7f., vgl. S. 61, 52.

149 Ebd., S. 61, 27.

150 Ebd. S. 62, 85f.

151 Nikolasch 1990 (wie Anm. 9), S. 245ff.

152 Schlesinger (wie Anm. 99) II, S. 124ff., 612f.; W. Sauerländer, Die Naumburger Stifterfiguren, in: R.Haussherr - Chr.Väterlein (Hgg.), Die Zeit der Staufer, Katalog der Ausstellung Stuttgart 1977, Bd. V Supplement, Stuttgart 1979, S. 169-245.

153 Hier genüge der Hinweis auf Glaser (wie Anm. 1), S. 201-203, samt dort genannter Literatur; vgl. Kahl 1993 (wie Anm. 1), S. 72-75 m. Anm. 31 (S. 81).

steht dahin. Die spärlichen Hinweise, die die Brücke zu ihm schlagen, geben kaum mehr her, als daß er diese Gründung mit Nachdruck gefördert hat. Der Baiernherzog muß vor Ort einen Untergebenen gehabt haben, der für die materiellen Gründungsvoraussetzungen und für den unerläßlichen Schutz sorgen konnte. Molzbichl ist ausgezeichnet durch besonders zahlreiche Flechtwerksteine von besonders sorgfältiger Bearbeitung - ein lange Zeit weit verbreitetes Stilmerkmal. Stücke dieser Art sind nun aber auch in Millstatt zum Vorschein gekommen. An Zahl bleiben sie hinter denen aus Molzbichl weit zurück, und der Erhaltungszustand ist nicht immer gleich gut. Sie reichen jedoch aus, um auch hier zu bezeugen, daß es eine karolingerzeitliche Kirche mit aufwendiger Marmorausstattung gegeben haben muß; eine Chorschrankenanlage gehörte zu ihr.[154] Eine derart aufwendige Ausgestaltung verband die Bedürfnisse der Herrscherrepräsentation mit denen der christlichen Religionspropaganda, die die Überlegenheit des neuen Gottes auch mit äusseren Mitteln darzustellen strebte. Ob die kunsthandwerklichen Schöpfungen an beiden Stellen derselben Werkstatt entstammen, kann ich nicht beurteilen. In jedem Fall weisen sie beide Gründungen derselben Stilepoche zu, ob nun mit großem oder mit geringem zeitlichem Abstand.

Wenn Domitian ein regionaler Machthaber war, dürfte er auch in Molzbichl Hoheitsrechte besessen haben. Aber bestatten ließ er sich nicht dort, sondern in Millstatt, in einer *edicula* nahe der späteren Klosterkirche[155] - man hat sie sich wohl als ein Mausoleum vorzustellen, wohl sogar als Familiengruft.[156] Zog er dabei eine eigene Gründung einer fremden vor?

Zwingend ist dieser Schluß nicht. Um die Mecklenburg Gottschalks gruppierten sich vor 1066 angeblich nicht weniger als drei Klöster, als deren Gründer kaum ein anderer in Betracht kommt als er selbst.[157] In jedem Fall wird man vermuten müssen, daß Domitians Grablege nicht weniger repräsentativ ausgestattet war, als dies in Molzbichl möglich gewesen wäre. Dazu gehört eine geistliche Gemeinschaft, die sie pflegt und liturgisch betreut. Für Molzbichl steht die Existenz einer solchen ausser Frage; der Grabungsbefund gestattet dort noch, zu beobachten, daß es zu nachträglicher Umwandlung einer Stiftskirche in eine Pfarrkirche kam. Man wird einen gemischten Konvent aus Mönchen und Kanonikern, die zum Dienst in der "Welt" besser qualifiziert waren, voraussetzen dürfen - einen Konvent jenes frühen Typs, der sich, wie Josef Semmler gezeigt hat, in der Erzdiözese Salzburg erstaunlich lange hielt, allen karolingischen Reformbestrebungen zum Trotz.[158] Eine Gemeinschaft dieser Art war demnach zu in Frage kommender Zeit nichts Ungewöhnliches, und für den Einsatz in einem Missionsgebiet wäre sie zweifellos besonders geeignet gewesen; sie hätte Priester umfaßt für die missionarische Verkündigung

---

154 K. Ginhart, Die karolingischen Flechtwerksteine in Kärnten, in: Car. I/132 (1942), S. 120f., 134, 161 u.ö.; Ders., ebd. I/144 (1954), S. 239-243; K. Czerwenka-Papadopoulos, Die Entwicklung der vorromanischen Architektur und Bauplastik in Kärnten, in: Symposium (wie Anm. 1) 1987, S. 38f.; F. Glaser, Neu entdeckte Flechtwerksteine in Kärnten, in: Car. I/183 (1993), S. 326 Abb. 325. Ders., ebd. S. 313 Anm. 30, sowie Ders., Symposium 1993 (wie Anm. 10), S. 19 Anm. 32, zitiert K. Czerwenka, Vorromanische Architektur in Österreich (Katalog), Wien 1992, S. 41ff., vgl. ebd. S. 21.

155 Eisler, S. 60, 21, dazu S. Hartwagner, Gedanken über die Auswertung historischer Quellen, in: Car. I/165 (1975), S. 110-112; Wadl (wie Anm. 10), S. 5 u. 7.

156 Die Legende erwähnt auch aufgefundene Gebeine von Domitians Gemahlin Maria und einem unbekannten Kind: Eisler, S. 61, 48-56.

157 Adam (wie Anm. 38) III, 20 (S. 352, 25f.) *In Magnopoli ... tres fuisse congregationes Deo servientium referuntur.* Um welche Art von Klöstern und Stiftern es sich handelte, wird nicht spezifiziert.

158 J. Semmler, Benediktinisches Mönchtum in Bayern im späten 8. u. frühen 9. Jh., bei E. Zwing (Hg.), Frühes Mönchtum in Salzburg, (Salzburg Diskussionen Nr. 4), Salzburg 1983, S. 199-218; Ders., Das Klosterwesen im bayerischen Raum vom 8.-10. Jh., bei Boshof - Wolf (wie Anm. 1), bes. S. 318-324.

und für die Pastoralseelsorge, und Mönche, die man sich für diese Zeit ja noch keineswegs vorzugsweise als Priesterbrüder vorzustellen hat, hätten bereitgestanden für die landwirtschaftliche Versorgung des Konvents, aber auch für Arbeiten wie die Herstellung liturgischer Handschriften und Geräte, die gerade im Missionsgebiet wichtig, von Altbaiern aus aber schwierig zu organisieren war. Eine Gemeinschaft dieser Art möchte ich für Molzbichls Anfänge vermuten. Die günstige Verkehrslage des Platzes ermutigt mich dazu.[159]
Wurde eine solche Gründung in Millstatt durch eine weitere für Nonnen ergänzt? Zwei gleichartige Konvente in einer Zeit, in der das Land noch sehr wenig solcher Institutionen besaß, in so enger räumlicher Nachbarschaft sind schwer vorstellbar. Es ist aber bekannt, daß in neu christianisierten Gebieten Frauenklöster vielfach eher, mindestens zahlreicher entstanden als solche für Männer. Sie entsprachen, von anderem abgesehen, einem sozialen Bedürfnis aus dem Lande selbst, war doch unter damaligen Verhältnissen ein erheblich größerer Frauenüberschuß zu versorgen als heute, nicht zuletzt wohl in höher gestellten Kreisen.
Bestätigung gibt ein Blick in das karolingische Sachsen,[160] doch auch dort, wo frühe Slawenmission sich näher verfolgen läßt, bieten sich Anhaltspunkte gleicher Art. Hundert Jahre vor Gottschalk gab es bei der Mecklenburg, seinem späteren Fürstensitz, bei einem ersten Christianisierungsansatz als erstes ein Nonnenkloster; Äbtissin war, obwohl noch nicht volljährig, eine Tochter des Stammesfürsten. Es fiel bald einer heidnischen Reaktion zum Opfer.[161] Für Millstatt in seiner gegenüber Molzbichl zurückgezogeneren Lage ergibt das jedenfalls eine Möglichkeit - mag sein, daß sie sich durch Grabungen erhärten ließe, denn das Gotteshaus eines Frauenkonvents war auch damals schon anderen Bedürfnissen anzupassen als das einer Männerkongregation. Selbstverständlich liegt es mir fern, mit dieser Vermutung den Ursprung der Millstätter *moniales* 12. Jahrhunderts zu erklären.[162] Frühe Klöster sind, wie ja schon das Beispiel von Molzbichl zeigt, vielfach relativ bald eingegangen, und zwar nicht aus äußeren, sondern aus inneren Gründen, an denen die karolingerzeitlichen Reformbestrebungen wohl nicht unbeteiligt waren.[163] In Karantanien wird man zusätzlich Nachwuchsprobleme anzunehmen haben, wie sie sich im Westsorbenland wahrnehmen lassen, wo die halbbekehrte Bevölkerung sich gegen die monastische Lebensform gesperrt zu haben scheint.[164] Wenn Millstatt als Nonnenkonvent begann, kann ich mir dort ebensowenig Kontinuität vorstellen wie in Molzbichl. Doch die Aufteilung zweier benachbarter Gründungen auf die Geschlechter, wobei die geistliche Betreuung der Frauen der Männergemeinschaft zufiel, könnte ich mir für die Phase frühen Christentums überall am besten vorstellen, nicht nur in Kärnten - man denke an das Verhältnis von Corvey und Herford in Sachsen -, und wenn der ältestfeststellbare Zustand, nach dem sich in

---

159 Oben Anm. 131.

160 Vgl. die Klosterverzeichnisse für die beteiligten Erzdiözesen Mainz, Köln, Hamburg-Bremen, bei A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands im Mittelalter, 8. Aufl. Berlin 1954, II, S. 817ff.

161 Helmold (wie Anm. 30), c. 13 (S. 72, 23ff.), vgl. c. 15 (S. 80, 9ff.).

162 S. Anm. 150.

163 S. Mitterer, Die bischöflichen Eigenklöster in den vom hl. Bonifazius gegründeten bayerischen Diözesen, München 1929; dazu Semmler 1994 (wie Anm. 158).

164 Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I, Magdeburg 1925, Nr. 3, S. 4f.: *locus idem propter barbarorum vicinitatem, pravorum persecutionem ipsiusque loci difficultatem eorum conversationi non congrueret, precipue quod propter gentis barbariem paucis vel nullis ad conversationem venientibus successionem ibi religio non haberet...* Zur Datierung und Interpretation: Kahl (wie Anm. 40), S. 742-744, Anm. 185-186, vgl. S. 237, sowie Schlesinger (wie Anm. 99) I, S. 120f., u. II, S. 53f., 165, 182f., 191 u. bes. 210ff. u. ö.

Millstatt zwei Kirchen befanden,[165] in die Domitianszeit zurückreicht, dann könnte das eine Bestätigung sein: ein Männerkonvent der beschriebenen Art kann in eigener Regie sein Umland geistlich versorgen, sein Gotteshaus kann Stifts- und Pfarrkirche in einem sein. Ein Nonnenkloster hat diese Möglichkeit nicht ohne weiteres. Es bedarf für die umwohnende Bevölkerung eher einer eigenen Leutkirche mit besonderem Pfarrer - nicht zuletzt in Übergangszeiten mit verstärktem Sicherheitsbedürfnis, in denen man schwer kontrollierbare Volksmengen besser vom eigenen Gotteshaus fernhält.
Ich bemerke noch, daß das Salvator-Patrozinium bei vor 900 gegründeten Klöstern häufig vorkommt, auch für Nonnen, während der für Millstatt gleichfalls bezeugte Andreas selten erscheint,[166] doch damit sei all diesen Fragen an die künftige Forschung - um mehr kann es ja nicht gehen - ein Ende gesetzt und das letzte Teilthema angegriffen: Die Stellung Domitians im öffentlichen Leben seiner Zeit.

6. *Domitianus dux*

Wir sahen bereits: Die Legende tituliert Domitian als *dux*. Der *locus Milstatensis*, wie weit immer zu fassen,[167] wird damit zum einzigen Platz in Karantanien, den eine Quelle für die Zeit vor Errichtung des Reichsherzogtums Kärnten mit einem Träger dieses Titels in Verbindung bringt. Allerdings wurde auch schon betont: seine Residenz hat hier nicht gelegen. Ausdrücklich heißt es, er kam dorthin (*locum adiit*) und fand Zustände vor (*invenit*), in die er eingriff.[168] Sein Sitz war folglich an anderer Stelle: ob auf dem Hochgosch, bedarf der Klärung[169] - Volksüberlieferungen, die das behaupten,[170] sind mit Vorsicht zu nehmen: sie könnten immerhin abgesunkenes Kulturgut bringen, Niederschlag beispielsweise gelehrter Konstruktionen der Millstätter Jesuitenzeit.
Was aber hat es mit dem *dux* selbst auf sich? Er erscheint in den hier untersuchten Partien viermal: an zwei Stellen in der eigentlichen Vita des Heiligen, zwei weitere Male im Bericht über Vorgänge nach seinem Tod. Außerdem wird er im Nekrolog und im liturgischen Kalendarium des Millstätter Sakramentars erwähnt, die beide, wie die genannten Abschnitte der Legende, dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts angehören.[171]
Ich beginne mit einer Nennung, an der die Beziehung auf Domitian möglich, aber nicht wahrscheinlich ist. Der Legendenautor berichtet von einer feierlichen Erhebung der Gebeine, die offensichtlich nicht die erste war. Dabei erwähnt er ein Siegel, das das Thronbild eines (ungenannten) Herzogs gezeigt habe, ein Schwert in der Hand (*sigillum ... habens ymaginem ducis in throno sedentis, gladium in manu tenen-*

---

165 S. Anm. 68.

166 Die Klosterverzeichnisse oben Anm. 160 bieten nur das Andreasstift in Würzburg (vor 750 entstanden) und St. Andreas in Freising (um 764/84); allerdings sind viele ältere Patrozinien unbekannt. E. Klebel, Zur Geschichte der Pfarren und Kirchen Kärntens III, in: Car. I/117 (1927), S. 118ff., und Beiheft zu Car. I/118 (1928), S. 3 (beide mit gleichen Seitenzahlen unter gleichem Titel zusammengefaßt, Klagenfurt 1979), bemerkt, daß die Verehrung dieses Patrons stärker erst seit dem 10. Jh. unter byzantinischem Einfluß um sich griff. Aquileia hat ihm bekanntlich den alten und wichtigen nördlichen Vorposten in (Lienz-) Patriasdorf geweiht. Vgl. auch LMA I, Sp. 600f.

167 Oben bei Anm. 66ff.

168 Eisler, S. 60, 12f.

169 Oben bei Anm. 127-131.

170 V. Pogatschnig, Sagen von den Heiden im Gebiet des Millstätter Sees, in: Car. I/88 (1898), S. 5f.; vgl. auch G. Graber, Sagen aus Kärnten, Leipzig 1914, S. 351f.

171 Nikolasch 1990 (wie Anm. 9), S. 245 u. 247.

tis);[172] es sei einem kurzen Text beigegeben gewesen, der die Authentizität der Überreste bezeugen sollte.[173] Eine Fahnenlanze, wie sie für Herzogssiegel typisch wäre, ist nicht erwähnt. Entweder hat der Autor sie als selbstverständlich übergangen, oder die Auffassung als Herzogssiegel ist seine persönliche Interpretation aus mangelhafter Kenntnis; es könnte sich dann um ein Richtersiegel handeln, das bei einer vorausgehenden Erhebung der Gebeine zur Beglaubigung angebracht worden war[174] - "Thron" kann ein einfacher Faltstuhl sein. Beispiele, auf die die Angaben genau passen, sind anderweitig wohl bekannt.[175] Wir hätten dann hier ein frühes Zeugnis für den Gebrauch eines Amtssiegels auf Kärntner Boden, doch bedarf dies noch näherer Untersuchung. Dabei wird nicht unwichtig sein, daß der berichtende Mönch offenbar auch hier wieder nicht aus eigener Anschauung, sondern vom Hörensagen zehrte;[176] die Interpretation kann also bereits von seinen Gewährsleuten stammen. Daß Domitians eigenes Siegel bei der genannten Gelegenheit noch einmal verwendet wurde, ist schwer vorstellbar, selbst wenn man für möglich halten muß, daß er ein solches - in welcher Form immer - besessen hat.[177] Die *ymago ducis* - nach dem Brauch der Zeit jedenfalls als Typus, nicht als Porträt gestaltet - kann nicht wohl ihn selbst gemeint haben, und aus dem Fehlen der charakteristischen Fahnenlanze, mit der im Hochmittelalter sogar *Sanctus Mauricius dux* abgebildet wird, der Schutzheilige des Magdeburger Doms und Erzstiftes, sind keine Folgerungen für die tatsächliche Stellung des Karantanen zu ziehen.
Unmittelbar anschließend gibt der Legendenautor den besiegelten Text. Darin erscheint Domitian einfach als *dux*, ohne jeden Zusatz, dazu als *fundator huius ecclesie*.[178] Das ist kaum mehr als Klostertradition des 12. Jahrhunderts, die uns nicht weiterführt. Dasselbe gilt für die entsprechenden Nennungen in den angeführten liturgischen Büchern, die gleichfalls den bloßen *dux*-Titel bieten. Er erscheint damit als ein stehendes Element, durch die Generationen festgehalten, das dabei aber für unvermerkte Bedeutungswandlungen offen bleibt. Was dabei geschehen kann, läßt sich am Beispiel des genannten Mauricius gut beobachten. Zeugnisse setzen schon in der Spätantike ein. Damals meint der *dux* ihn als "Anführer" der legendären Thebäischen Legion. Von dort geht der Weg zum himmlischen "Herzog" und Landesherrn des Erzstiftes Magdeburg und, beiläufig, zum "Herzog der Mohren" in der mittelhochdeutschen "Kaiserchronik", die wenige Jahrzehnte älter ist als die Millstätter Legendenaufzeichnung.[179] Domitian unterscheidet sich von ihm dadurch, daß er nicht Märtyrer war, sondern ein Glaubenszeuge anderer Art, und daß seine Verehrung als Heiliger weit weniger zurückreicht. Er wurde richtig als solcher ja

---

172 Eisler S. 61, 50f.

173 In diesem Sinne verstehe ich Eisler, S. 61, 51f.: *et hec superscripto:'Sanctus Domicianus dux fundator huius ecclesie'*. Das kann schwerlich eine Siegellegende meinen; am ehesten wohl die Beschriftung eines Pergamentstreifens der bekannten Art, der in diesem Falle auch besiegelt war.

174 Eine solche vorher erwähnt, Eisler, S. 61, 31.

175 E. Kaufmann, Studien über Amtssiegel des 13. u. 14. Jh.s, vornehmlich in Hessen, Diss. Marburg 1937, S. 7f. m. Abb. 3 sowie S. 38f.

176 Der Mönch nennt als Augenzeugen nur (fratres), *quorum maior pars adhuc manet*, gibt aber keine eigene Beteiligung an (Eisler, S. 61, 50).

177 Ein Siegelring befand sich unter den Grabbeigaben des Frankenkönigs Childerich in Tournai, vgl. z.B. Gallien in der Spätantike. Ausstellungskatalog, Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz 1980, S. 240-245, bes. Nr. 387k. Childerich starb 482.

178 S. Anm. 173.

179 Kahl (wie Anm. 40), S. 208-210, vgl. 302f. sowie S. 738f. Anm. 111, S. 804 Anm. 26, S. 809f. Anm. 21f. (unter Berücksichtigung von Münz- und Siegelbildern); vgl. K.-H. Krüger, Mauritius, in: LMAVI (1993), Sp. 412 mit reicher weiterer Lit.; dort auch das Zitat aus Kaiserchronik, v. 6503. Über diese Quelle: E. Nellmann, LMA V (1991), Sp. 856f.

erst in diesem 12. Jahrhundert entdeckt.[180] Für den gegenwärtigen Problemstrang spielt dies jedoch keine Rolle.
Hier schließt die erste und ausführlichste Nennung des Titels an, mit der der Legendenautor seinen Helden einführt. Dabei gibt er ihm die Bereichsbezeichnung (dux) *quondam Quarantane terre*.[181] Der Mönch schließt auch hier wieder unmittelbar etwas an, was er für einen Beweis hält. Es ist die Inhaltsangabe des für ihn schon verschollenen Epitaphs, die bereits ausführlich behandelt wurde. Dort erscheint jedoch nichts als wieder der einfache *Domitianus dux*, ohne entsprechenden Zusatz.[182] Wenn das als Beweis genügte (*Constat ... Domicianum ducem quondam Quarantane terre extitisse, ut in epitaphio ... invenimus*),[183] dann bedeutet das: für den Benediktiner des fortgeschrittenen 12. Jahrhunderts gab es keine andere Möglichkeit, als in einem auf Kärntner Boden als *dux* bestatteten Herren einen einstigen Herzog des Landes zu sehen - ein Zeugnis nicht für Domitian selbst, doch für die Zeit, in der dieser Mönch schrieb. Für uns gehören der einfache Titel und die erweiternde Fortsetzung nicht mit gleicher Notwendigkeit zusammen. Wir müssen genauer zusehen.
Zweifellos ist die einfachere Form nicht nur dem Angesprochenen zeitlich näher als die Legende, sondern auch die altertümlichere. Daß sie im Original des Epitaphs genau so stand, läßt sich am erhaltenen Fragment nicht kontrollieren, ist aber sehr wahrscheinlich. Schon die absolute Titelfassung weckt Vertrauen: eine Bereichsbezeichnung wäre für die Karolingerzeit anachronistisch. Mit Grund übernimmt Glaser auch sie in seine Rekonstruktion des Textes.[184] Dabei ist festzuhalten: *Dux* ohne Zusatz ist für Domitian weder Selbstbezeichnung noch auch offizielle Einstufung durch eine Obergewalt, wie sie etwa eine Karolingerurkunde gebracht hätte. Der Titel gibt an, wie Domitian von denen eingeschätzt wurde, die die Überlieferung fixierten, eingeschlossen die Möglichkeit ungenauer Erinnerung an das, was im Originalepitaph gestanden hatte. Es ist eine private Meinungsäußerung, deren Korrektheit sich nicht nachprüfen läßt.
Der Legendenautor verstand den Titel sicherlich im Sinn seiner Gegenwart. Damals war die Auflösung der Stammesherzogtümer in vollem Gang. Sie vollzog sich, indem Herren von den alten Herzögen vergleichbarem Adel beim Kaiserkönig erreichten, daß sie von der landrechtlichen Unterstellung unter die traditionellen Stammeshäupter befreit und dem Herrscher unmittelbar unterstellt wurden; die Verleihung des *dux*-Titels, der Herzogswürde und damit der Gleichrangigkeit war der äußere Ausdruck dieses verfassungsgeschichtlichen Vorgangs. Österreich und Steiermark sind besonders wichtige Beispiele - für den Legendenautor einigermassen zeitgenössisch. Man hat vorgeschlagen, in diesem Fall von "Titularherzögen" zu sprechen.[185] Wesentlicher Gehalt der Bezeichnung war nunmehr einfach der höchste Fürstenrang unterhalb des Reichsoberhauptes; im übrigen wechselte der

---

180 Eisler, S. 61, 58ff. Der Sprecher, Abt. Otto (I.), starb 1166, vgl. Nikolasch 1993 (wie Anm. 9), S. 32ff. Vor dem betreffenden Vorgang hatte bereits eine Erhebung der Gebeine stattgefunden, bei der der oben Anm. 171 zitierte *Sanctus*-Text aufgefunden wurde, ohne alsbald die dem Ansehen des Klosters wünschenswerten Konsequenzen nach sich zu ziehen.

181 Eisler, S. 60, 5.

182 Ebd., S. 60, 7.

183 Ebd., S. 60, 4f.

184 Glaser, wie Anm. 10, in sämtlichen Fassungen. - Zur Entwicklung der Titulaturen: H. Wolfram, Intitulatio, Mitteilungen d. Österr. Instituts für Geschichtsforsch., Erg. Bde. 21, 24, 27, Wien 1967ff. Weitere Lit. im LMA s.vv. *dux* und *Herzog*.

185 H. Werle, Titelherzogtum und Herzogsherrschaft, in: Zschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch., Germ. Abt. 73 (1956), S. 225-299.

Inhalt von Fall zu Fall, von Herrschaftsgebiet zu Herrschaftsgebiet - unser Streben nach klarer Definition läuft hier ins Leere.
Für den Legendenautor kam noch nicht das heutige Kärnten in Betracht, sondern das ältere, größere, das noch das heutige Osttirol einschloß und nach Norden hin in das obere Ennstal reichte.[186] Die Ablösung der Steiermark war seit dem Erbfall von 1122 im Gange; wie weit sie für das Gefühl der Landesbewohner durchgedrungen war, ist schwer zu klären. Dabei hatten die Spanheimer, die die Herzogswürde innehatten, unmittelbar unter ihrer Kontrolle nur relativ kleine Komplexe des Ganzen; gerade ihre ersten Jahrzehnte zeigten sich wenig vom Glück besonnt.[187] Das kann für die Vorstellungen des Mönchs wichtig geworden sein: Herzog von Kärnten zu sein, hieß für ihn wohl nicht unbedingt tatsächliche Beherrschung unmittelbar des ganzen Landes.
Ein *dux* dieser Art war Domitian jedoch mit Sicherheit nicht. Auch abgesehen von der ganz zweifellos anachronistischen Territorialisierung (*dux ... terre*), an deren Stelle karolingerzeitlich allenfalls ein *dux Karantanorum* möglich gewesen wäre: Der Zeitgenosse Karls des Großen lebte noch vor Ausbildung der Herzogtümer, die dann ihrerseits durch die Herrschaften der Titularherzöge zersetzt wurden. Die lateinische Titulatur der oberen Magnatenschicht war damals noch ungefestigt. Das stellt Fallen.
Einen beachtlichen Versuch, ihnen zu entgehen, hat vor zwei Jahren in diesem Raum Fritz Lošek vorgetragen.[188] Er gab eine gediegene Analyse über den Inhalt des Titels allein aus raumnahen, aus Salzburger Quellen. Das entsprach zwar auch einem gewissen Modetrend. Es gibt beispielsweise auch eine Spezialuntersuchung über "*civitas* und verwandte Begriffe in den Salzburger Quellen".[189] Doch das Verfahren ist legitim. Es kann helfen, regionale Unterschiede im mittelalterlichen Latein zu klären, die es ganz sicher gegeben hat. An Fußangeln fehlt es jedoch auch dabei nicht. Der Betrachter wird stärker als sonst den Überlieferungszufällen des Betrachtungsgebietes ausgesetzt; wichtige Bedeutungsnuancen, die durch eben solche Zufälle nur anderwärts voll deutlich werden, bleiben dann außer Betracht, und es lauert die Gefahr, daß unerwünschte oder unbequeme Textinterpretationen, die auf weiter gespannter Materialbasis fußen, dann gar zu ungeprüft beiseite geschoben werden.[190] Dies ist nun zwar Lošek wahrhaftig nicht anzukreiden, doch Ergänzungen zu seinem Bilde bleiben gleichwohl offen.
Der enge räumliche und zeitliche Rahmen (8./9. Jh.) beschränkt ihn auf die Auswertung von nicht mehr als fünf Quellen unterschiedlichen, meist mäßigen Umfangs. Er findet darin mehrere *duces*, die auf eine *gens* bezogen sind (*dux gentis, Carantanorum, Maravorum*, nicht zuletzt *Baioariorum*, gelegentlich auch *Bagoariae regionis*, wofür zu fragen wäre, ob es sich in der Vorstellung des Quellenautors womöglich um einen Teilfürsten handelt). Das vorgelegte Material gestattet die bemerkenswerte Feststellung, daß diese *duces* Herrschaft üben, solange sie unabhängig oder unmittelbar Untergebene des Frankenkönigs sind; daß sie jedoch lediglich im Lande wohnen (*habitaverunt*), wenn sie diesem Oberherrn gegenüber

---

186 Vgl. H. Dopsch, Gewaltbote und Pfalzgraf in Kärnten, in: Car. I/165 (1975), S. 145-147, vgl. 150, über die noch späte Spiegelung dieses Territorialbegriffs im Geleitsrecht der Grafen von Görz als Pfalzgrafen von Kärnten.

187 Fräss-Ehrfeld (wie Anm. 8) I, S. 180-196 und weiter.

188 F. Lošek, Herkunft, Funktion und Bedeutung von duces in Salzburger Quellen des 8. u. 9. Jh.s, in: Symposium (wie Anm. 8) 1993, S. 2-13; dort S. 13 über den Sprachgebrauch der Millstätter Legende.

189 So der Untertitel von F. Koller, Die Anfänge der Salzburger Städte, in: Mitt. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde 128 (1988), S. 8-18.

190 So m. E. bei F. Koller, ebd.; ich hoffe, darauf zurückzukommen.

durch Einschaltung von *confinii comites* mediatisiert sind.[191] Ob dies eine persönliche Ansicht des Quellenautors oder aber eine solche von Reichs wegen darstellt, bliebe zu klären. Lošek zeigt weiter, daß *dux* in seinem Material unter Umständen mit *princeps* austauschbar ist, aber wohl nicht in allen Fällen.[192]
Diesen Ergebnissen, die manch anregende Neuigkeiten enthalten, kann man sehr wohl zustimmen, doch sie bedürfen der Erweiterung. Es scheint, daß schon die merowingischen Frankenkönige gezögert haben, Stammeshäuptern in ihrem potentiellen Expansionsgebiet Titel wie *rex* oder *princeps* zuzugestehen, jedenfalls im offiziellen Sprachgebrauch. Es blieb für sie der *dux*, mochten sie in ihrem Eigenbereich auch, entsprechend der tatsächlichen Stellung, die sie dort besaßen, Bezeichnungen führen, die die Übersetzung "König" verdienen. Dieser *dux*, der auch für Heerführer im fränkischen Eigenbereich üblich war, drückte eine Minderrangigkeit gegenüber den Herrschern aus, ob sie nun von den so Angesprochenen selbst empfunden wurde oder nicht. Unsere mittelalterlichen Herrscher haben sich ähnlich verhalten und Königstitel jedenfalls bei den neu sich formierenden Staatsgebilden im Osten nur anerkannt, wenn sie ausdrücklich von ihnen selbst oder im Einvernehmen mit ihnen verliehen waren. Die betroffenen auswärtigen Fürsten wurden damit als ranggleich mit den deutschen *duces* eingestuft, den mittlerweile neu herausgebildeten Stammesherzögen spätkarolingisch-ottonisch-salischer Zeit.
In der Übergangsperiode aber, bis diese neue Institution reichsrechtlich sanktioniert war, zeigt sich ein durchaus ungefestigter Sprachgebrauch. *Dux*, *marchio,* teilweise auch *comes* erscheinen in buntem Wechsel für ein und dieselbe Person, so daß es schwierig wird, angemessene deutsche Entsprechungen zu finden. In dieser Phase wurden offenbar Stellungen und nicht Ränge bezeichnet, die eine festere Terminologie benötigt hätten. Festgehalten wurde die Position unterhalb des fränkischen und deutschen Königsranges. Es mag sein, daß der Sprachgebrauch dabei für auswärtige Beziehungen fester war als innerhalb des Reichsgebietes, daß dort also der *dux* eine eindeutigere Aussage brachte, doch ist das nicht sicher. Das aber ist die Zeit, in die Domitian hineingehört und in der der *dux*-Titel doch wohl schon in seinen Originalepitaph Eingang gefunden hatte.[193] Wir beachten noch, daß später, bei den hochmittelalterlichen Wendenfürsten im Ostseeraum, sich Belegzusammenhänge zeigen, in denen offenbar die gemeinsame slawische Fürstenbezeichnung *knez* bald mit *dux*, bald mit *rex* wiedergegeben wird, das erste mindestens teilweise als Fremdtitulierung, das zweite als Selbstbezeichnung.[194] Das alles aber heißt: für den Begründer kirchlichen Lebens in Millstatt sehen wir uns einem ganzen Spektrum von Möglichkeiten gegenüber, das uns warnt, eine voreilige Festlegung zu riskieren. Als festen Ausgangspunkt haben wir nur, daß er ein Machthaber war, der dort wirkungsvoll eingreifen konnte. Er muß also mindestens Grundherr gewesen sein, Herrschaftsrechte besessen haben und ökonomische Möglichkeiten. Aber auf welcher Ebene galt dies? Unterstand er niemandem als dem Baiernherzog

---

191 Dazu die feinen, merkwürdigerweise bisher unberücksichtigt gebliebenen Beobachtungen von Lošek, S. 9f.
192 Ebd., S. 12f.
193 Zu alledem: H. Hirsch, Das Recht der Königserhebung durch Kaiser und Papst im hohen Mittelalter, Festschr. E. Heymann I, Weimar 1940, S. 209-241, Buchausgabe in: Libelli der Wissenschaftl. Buchgesellschaft, Darmstadt, 1962; E. Klebel, Herzogtümer und Marken bis 900, zu benutzen in der Fassung bei H. Kämpf (Hg.), Die Entstehung des Deutschen Reiches, Darmstadt 1956, S. 42-93, passim; dazu die von versch. Verfassern beigesteuerten Artikel *Comes*, *Dux* und *Herzog* im LMA mit ihren Literaturangaben sowie H.-D. Kahl, Europäische Wortschatzbewegungen im Bereich der Verfassungsgeschichte. Ein Versuch am Beispiel germanischer und slawischer Herrschernamen, in: Zschr. f. Rechtsgesch., Germ. Abt. 77/1960, S. 154-240.
194 Kahl (wie Anm. 193), bes. S. 154-161 u. 178-192.

oder den Karolingern? Gab es Mittelinstanzen? Finden sich Anhaltspunkte zur Klärung?
Auch wenn der *dux* für diesen Mann vielleicht erst vom Verfasser des Epitaph-Textes eingesetzt wurde und dann eine sehr private Einschätzung ausdrückte: in jedem Fall warnt er davor, den so Bezeichneten gar zu niedrig einzustufen. Er muß der Führungsschichte Karantaniens angehört haben, von der wir leider nur so wenig wissen.
Unter den Stammesfürsten, die die *Conversio* nennt, erscheint Domitian nicht - nicht einmal in einer farblosen Aufzählung bloßer Namen, die das dieser Quelle Wichtigste, die Art der Beziehung zum Salzburger Erzstift, offen läßt.[195] Lücken in der Berichterstattung dieses "Weißbuchs" sagen sonst nicht viel.[196] In diesem Fall könnte das anders sein. Einen legitimen Träger der Herrschaftsrechte über ganz Karantanien ganz zu übergehen, wäre gegen ihre Tendenz, die immer wieder erneuerte Kontinuität von Rechten der Salzburger Kirche in diesem Raum aufzuzeigen, und Domitian war Christ, kein Abtrünniger wie die Träger der heidnischen Reaktionen, die diese Reihe selbstverständlich durchbrachen, doch auf für die Salzachmetropole illegitime Weise. Auch Waltunc (nach 772?) wird immerhin genannt, unter Herausstellung seiner Loyalität zu Salzburg.[197] Man könnte versucht sein, ihn mit Domitian zusammenzubringen, denn der Name ist als Germanisierung eines hypothetischen alpenslawischen **vladyka* (oder ähnlich) angesprochen worden, das als bloße Herrscherbezeichnung in Frage komme.[198] Träfe dies zu, so fehlte zum Titel der Name. Doch ist diese Vermutung glaubhaft? Sollten die Salzburger, wie die Karantanen ihren Fürsten benannten, nicht schon Jahrzehnte früher erfahren haben? Und was hätte sie veranlassen sollen, den Titel, der allen gebührte, nur einem einzigen zuzuschreiben? Es gibt m. E. auch keinerlei Grund für die Annahme, der gemeinslawische *knez* werde bei den Karantanen ungebräuchlich gewesen sein.[199] Doch auch die Gleichsetzung Domitians mit dem angeblichen "Herzog" Ingo, die ins 16. Jahrhundert zurückreicht, kann nicht aufrechterhalten werden, nachdem Herwig Wolfram gezeigt hat, daß dieser Fürst lediglich auf einem Mißverständnis beruht, auf Umdeutung eines Missionspriesters durch ein syntaktisches Mißverständnis.[200] In dieser Richtung also bleiben die Pforten offenbar alle verschlossen.
Realistische Auskunftsmöglichkeiten für die Deutung des *dux*-Titels sehe ich für Domitian zwei. Die eine knüpft an erschließbare Verhältnisse des noch eigenständigen Karantanien an. Über seinen verfassungsmäßigen Aufbau ist wenig bekannt, doch es scheint, daß es, vielleicht aus awarischem Erbe, eine hohe Rangstufe gegeben hat, gleich benannt wie die, die später eine so bedeutende Rolle in Kroatien und dann auch in Ungarn spielte: den *Ban*.[201] Ortsnamen, die auf ihm zugeordnete Dienstsiedlungen schließen lassen, sind aus dem Jauntal, aus dem Raum Klagen-

---

195 Eine solche Aufzählung bietet *Conversio* in c. 10 (S. 50).
196 Oben bei Anm. 1-2, vgl. bei Anm. 34.
197 *Conversio*, c. 5 (S. 44).
198 Wolfram (wie Anm. 2), S. 95, im Anschluß an O. Kronsteiner, Die alpenslawischen Personennamen (Österreichische Namenforschung, Sonderreihe 2, Wien 1975), S. 85 und 211.
199 Dies zeigt schon ein Ortsname wie *Knasweg* (windisch Knezice), über den provisorisch Kahl 1993 (wie Anm. 1), S. 50 u. 53; ausführlicher Ders. (wie Anm. 4), Abschnitt V, 2. Vgl. S. Vilfan, Rechtsgeschichte der Slowenen, Graz 1968, bes. S. 58 u. 65.
200 Wolfram, S. 96 m. Anm. 3, dazu S. 96-102.
201 J.M. Bak, *Banus*: LMA I (1980), Sp. 1424, vgl. Ders., *Banat*, ebd., Sp. 1405: Pohl (wie Anm. 91), S. 66 m. Anm. 48 (S. 435); für Karantanien: Kahl 1993 (wie Anm. 1), S. 49f.

furt-Moosburg, aus dem Lungau und vom Murboden bekannt;[202] möglicherweise haben wir sogar einen dieser Herren gleichsam leibhaftig in dem Grabfund von Grabelsdorf, südlich des Klopeiner Sees, mit bemerkenswerter Mischung westlicher und östlicher Elemente im Beigabenbestand, allerdings Jahrzehnte älter als Domitian und doch wohl noch kein Christ.[203] Ich könnte mir vorstellen, daß es nicht unmöglich war, in Zeiten noch ungefestigter Terminologie auch einen solchen *Ban* lateinisch als *dux* zu bezeichnen. Allerdings muß eingeräumt werden: Indizien, daß es einen Träger dieser Würde auch im hier wichtigen Bereich gegeben hat, fehlen, nicht nur für Millstatt, sondern für ganz Oberkärnten, und es gibt keinen Grund, anzunehmen, das Fürstentum müsse in all seinen Teilen gleichartig strukturiert gewesen sein. Immerhin: auszuschließen ist diese Möglichkeit nicht.
Die zweite ist noch schwerer abzusichern. Der Raum um Spittal hat bestimmt zu Karantanien gehört: dort wurde ja eine der ersten Missionskirchen gegründet, als das angestammte Fürstenhaus die Christianisierung einzuleiten suchte.[204] Doch das ist eine Zeit, die jedenfall noch vor derjenigen Domitians liegt. Die Karantanenpolitik Herzog Tassilos ist quellenmäßig sehr schlecht beleuchtet. Wir wissen von dem Sieg, den er 772 erfocht, doch wie er ihn auswertete und zu festigen suchte, ist unbekannt. Ludwig der Deutsche hat 844 das Gebiet der besiegten Obotriten im Ostseegebiet unter mehrere *duces* aufgeteilt.[205] Ist Tassilo 772 in Karantanien womöglich ähnlich verfahren? Die immer wieder hervorgehobene Sonderstellung Oberkärntens könnte auch mit einer solchen Maßnahme zusammenhängen, und dann wäre Domitian als ein Teilfürst für diesen Raum in Betracht zu ziehen, den man als *dux* betrachten konnte, ob er nun bei seinesgleichen *knez* hieß oder nicht.[206]
Daß eine dieser beiden Möglichkeiten zutrifft, wird auch dadurch begünstigt, daß die Legende diesen Herrn nicht zu seiner *gens* in Beziehung setzt, sondern nur zu einem *populus*, was durchaus auf eine untergeordnete, eine kleinere Einheit weisen kann als das Ganze Karantaniens.[207] Selbst mit der konkreten Anschauung, die der Legendenautor mit einem *dux Quarantane terre* verbunden haben kann, verträgt sich die Vorstellung einer stark eingegrenzten, auf Teile des Ganzen konzentrierten tatsächlichen Herrschaft.[208] Mehr allerdings wird beim gegenwärtigen Stande niemand zu sagen wagen.

---

202 Für Fohnsdorf (Bez. Judenburg) ist neuerdings versucht worden, den Namen, statt vom *Ban*, von einem althochdeutschen Personennamen *Fano* abzuleiten. Dies scheitert daran, daß das *-s* vor der Wortfuge in sämtlichen alten Formen des Ortsnamens erscheint, während der Genitiv zu Fano *Fanen* lauten müßte. Ich hoffe, darauf zurückzukommen.

203 Kahl 1993 (wie Anm. 1), S. 44f. m. Anm. 33 (S. 81), vgl. S. 49.

204 Kahl, ebd., S. 70-72. Ältere Forschung dachte an St. Peter im Holz. Das ist archäologisch widerlegt. Am Raum um das alte Teurnia wird auf Grund von *Conversio*, c. 5 (S. 44) allgemein festgehalten.

205 W. Fritze, Die Datierung des Geographus Bavarus und die Stammesverfassung der Abotriten, in: Zschr. f. slaw. Philologie 211 (1952), S. 320-352; wieder abgedruckt bei Ders., Frühzeit zwischen Ostsee und Donau, Berlin 1982, S. 111-126, mit Nachträgen S. 438-440.

206 Als slawischen Lokaladeligen, vielleicht Teilfürsten des Lurngebietes nahm Domitian bereits E. Körner, St. Modestus, Apostel der Karantaner usw., in: Glas "Korotana" ab desetletnici 6 (1978), S. 26f. m. Anm. 62ff. (S. 48f.), sowie Ders., Modestus - Bischof von Maria Saal, in: Festschr. zur Eröffnung des Modestusheims in Klagenfurt, Klagenfurt 1984, S. 58; allerdings einbezogen in Zusammenhänge der Salzburger Mission, die offenbar nicht aufrechtzuerhalten sind, vgl. oben bei Anm. 33-34.

207 Oben bei Anm. 135.

208 Oben bei Anm. 185-187.

7. Ergebnisse

Was kann von diesem langen Sondierungsgang als Ergebnis festgehalten werden? Eine Reihe von Hypthesen oder eher von Fragen an die künftige Forschung - und wenig an Sicherheit.

1. Das neu aufgefundene Marmorfragment nennt, gerade noch erschließbar, den Namen Domitians. Es stellt sich dar als Überrest einer Grabplatte aus dem 9. Jahrhundert, und zwar mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit derselben, von der die Millstätter Legende berichtet.
2. Die erhaltenen Inschriftreste nehmen, offenbar datierend, Bezug auf Karl den Grossen. Inhaltliche Gründe grenzen die Entstehung auf 788/885 ein. Das läßt nicht wohl Raum für eine nachträgliche Legendenbildung, in deren Dienst die Inschrift hätte treten sollen. Domitian ist damit als historische Persönlichkeit erwiesen und zeitlich ungefähr festgelegt auf die Spanne zwischen 770 und 820, denn daß Karls Kaisertitel in diesem Zusammenhang auftaucht, sollte man nicht pressen.
3. Ein Vergleich der Inschriftreste und des Legendenberichts über die Grabschrift scheint zu ergeben, daß der Verfasser des Millstätter Vitentextes um Zuverlässigkeit bemüht war. Im weiteren zeigt er ein gesundes Gefühl für relative Chronologie, und in einer Streitfrage entscheidet er sich für die Lösung, die weniger geeignet ist, den Ruhm seines Helden herauszustreichen. Die subjektive Wahrhaftigkeit kann freilich nicht hindern, daß der Autor auch Kombinationen einflicht, die zwar dem Zeitgeist erlaubt scheinen mußten, denen wir jedoch nicht mehr zu folgen vermögen.
4. Der Legendentext läßt erkennen, daß Domitian nach Meinung des Verfassers Neuchrist war, den Übertritt also persönlich vollzogen hatte. Er dürfte also auch Karantane gewesen sein, trotz des romanischen Namens. Wer ihn getauft hat, läßt der Gewährsmann offen. Da die *Conversio* ihn nicht nennt, dürfte er in eine der Lücken gehören, die die Berichterstattung dieser Quelle so gezielt offenläßt. Es besteht mithin kein Anlaß, seine Bekehrung mit der Salzburger Mission in Verbindung zu bringen, etwa mit Modestus (vor 757 - ca. 763)[209] oder dem Chorbischof Theoderich (799 - nach 821)[210], obwohl der Millstätter Mönch, rückschließend aus jahrhundertealten Gegebenheiten seiner Zeit, einen solchen Zusammenhang in äußerst vager Form vermutet. Man wird an eine der von der *Conversio* verschwiegenen nichtsalzburgischen Christianisierungsbemühungen zu denken haben, sei es von Aquileia, sei es von Freising oder einem anderen baierischen Bistum aus. Die erste Möglichkeit würde die Wirksamkeit dieses Mannes an den Vorabend des Grenzstreites der beiden interessierten Kirchenprovinzen verweisen, der 811 durch Kaiser Karl geschlichtet wurde und wohl weiter zurückreicht, als man lange dachte.[211] Die zweite Möglichkeit wäre am besten mit den Initiativen in Verbindung zu bringen, die Tassilo III. nach dem Zusammenbruch der ersten Salzburger Mission in den 760er Jahren einleitete, beginnend mit der Gründung von Innichen 769. Die geschichtlichen Wechselfälle der Zeit lassen offen, daß es im Lauf von Jahrzehnten zwischen diesen Möglichkeiten zu einem Wechsel gekommen sein kann, dabei nach 811 womöglich doch zu einer Anlehnung Domitians an Salzburg bzw. Theoderich. Doch der Beginn des christlichen Wirkens erfolgte für diesen Mann offenbar unabhängig von der Salzachmetropole.

---

209 So Körner (wie Anm. 206).

210 Glaser, Symposium (wie Anm. 6) 1993, S. 19 und 23; Ders., Carinthia I/183 (1993), S. 313 u. 317f.

211 Kahl 1980 (wie Anm. 1), S. 58f. m. Anm. 93.

5. Der Name Domitian ist für zahlreiche Märtyrer und andere Heilige der Kirche erwiesen. Er dürfte seinem karantanischen Träger durch die Taufe zugekommen und auf sie hin von ihm bevorzugt worden sein, wie wir das von anderen Slawenfürsten kennen. Ihn als Verballhornung eines slawischen Eigennamens zu nehmen, der von ihm aus noch erschließbar wäre, besteht keine zwingende Notwendigkeit.
6. Domitian wird zwar *dux* genannt, war jedoch keinesfalls "Herzog" im Sinn späteren Verständnisses. Für die Karolingerzeit bezeichnet das Wort keinen Rang, keinen eigentlichen Titel, sondern eine Stellung von großer Königsnähe. Nichts spricht dafür, daß dieser Mann Stammesfürst gewesen sein könnte wie Borut, Cheitmar, Cacatius oder Waltunc. Er gehörte offenbar der karantanischen Führerschicht unterhalb der Ebene des Herrschers an. Vielleicht war er damit ein sogenannter *Ban*, vielleicht auch ein regionaler *knez*, falls nämlich Tassilo nach 772 Karantanien in mehrere Teilherrschaften zerlegt haben sollte, um seinen Erfolg besser abzusichern. Näheres bleibt uns verborgen, denn die Berichterstattung der Legende beschränkt sich ausschließlich auf die Bedeutung ihres Helden für die Millstätter Gegend, blendet alles andere aus. Erkennbar wird allerdings, daß sein eigentlicher Sitz nicht in diesem Bereich gewesen sein kann.
7. Das Marmorfragment deutet an, daß Domitian in die religiöse Auseinandersetzung seiner Zeit eingeschaltet war. Es braucht für die heidnische Seite den Ausdruck *paganitas*, der auf schwierige und unfriedliche Verhältnisse deutet. Die Legende behauptet, ihr Held habe im Umkreis des späteren Klosters einen Kultplatz mit zahllosen Idolen zerstört. Dabei wird eine unhaltbare "Etymologie" des Ortsnamens ausgewertet und beeinträchtigt die Glaubwürdigkeit der Mitteilung. Ob diese ohne weiteren Anhalt allein aus der Namensdeutung herausgesponnen ist oder außerdem ein echtes Traditionselement festhält, ist nicht zu entscheiden. Slawische Götterbilder und Tempel finden sich anderweitig bezeugt, doch nicht für die Südslawen. Die Überlieferungslage gestattet nicht, zu entscheiden, ob es sie gleichwohl auch dort gegeben hat oder nicht. Unter Umständen ist stattdessen mit heiligen Hainen und Seen zu rechnen. Ob sich eine derartige Stätte im Millstätter Raum befand, etwa um den Egelsee und den Hochgosch, ist nicht untersucht.
8. Die Legende behauptet auch, Domitian habe die dortige Bevölkerung zum Christentum bekehrt. Beispiele slawischer Bekehrerfürsten sind gut bekannt und zeigen Möglichkeiten angewandter Methoden. Wie Domitian sich in ihre Reihe einfügt, bleibt dunkel. Sicher scheint lediglich, daß er in Millstatt eine kirchliche Gründung vollzog und sich diesen Platz zur Grablege wählte. Erhalten sind marmorne Flechtwerksteine, Stücke, die ohne nähere Datierungsindizien grundsätzlich in die Karolingerzeit weisen. Sie mit der Gründung Domitians in Verbindung zu bringen, liegt nahe. Dann hat dieser Herr aber für eine aufwendige Ausstattung gesorgt. Mit der Grablege zusammengenommen, spricht sie für mehr als eine bloße Pfarrkirche. In Molzbichl befand sich eine mutmaßliche Seelsorgestation, gebildet von einem wahrscheinlich gemischten Männerkonvent, teils Kanonikern, teils Mönchen, wie das dem Zeitstil entsprach. Sie weist ganz offenbar in tassilonische Zeit, in die Spanne 772/788, zurück. Wie weit auch sie mit Domitian in Verbindung zu bringen ist, steht dahin, doch müssen beide Orte gemeinsam im Blick behalten werden. Eine konkurrierende Gründung in so enger Nachbarschaft ist für eine Zeit, in der geistliche Institutionen dort rar waren, wenig wahrscheinlich. Denkbar wäre, daß Molzbichl durch Millstatt ergänzt werden sollte mit anderer Funktion. Nach missionsgeschichtlichen Erfahrungen von besser beleuchteten Schauplätzen wäre ein Frauenkonvent vorstellbar, doch müßten auch dazu noch weitere Untersuchungen angestellt werden.

Bemerkenswert ist, daß der Legendenautor offen läßt, wer die Weihe vollzog; er stellt in diesem Zusammenhang nicht einmal die ihm naheliegende allgemeine Verbindung zu Salzburg her. Auch diese Neugründung kann folglich nicht ohne weiteres einer der konkurrierenden Missionsbestrebungen jener Jahrzehnte bestimmt zugewiesen werden.
So weit das, was sich im vorgeführten Untersuchungsgang zu ergeben schien. Die weitere Diskussion wird zeigen, was davon etwa haltbar bleibt.

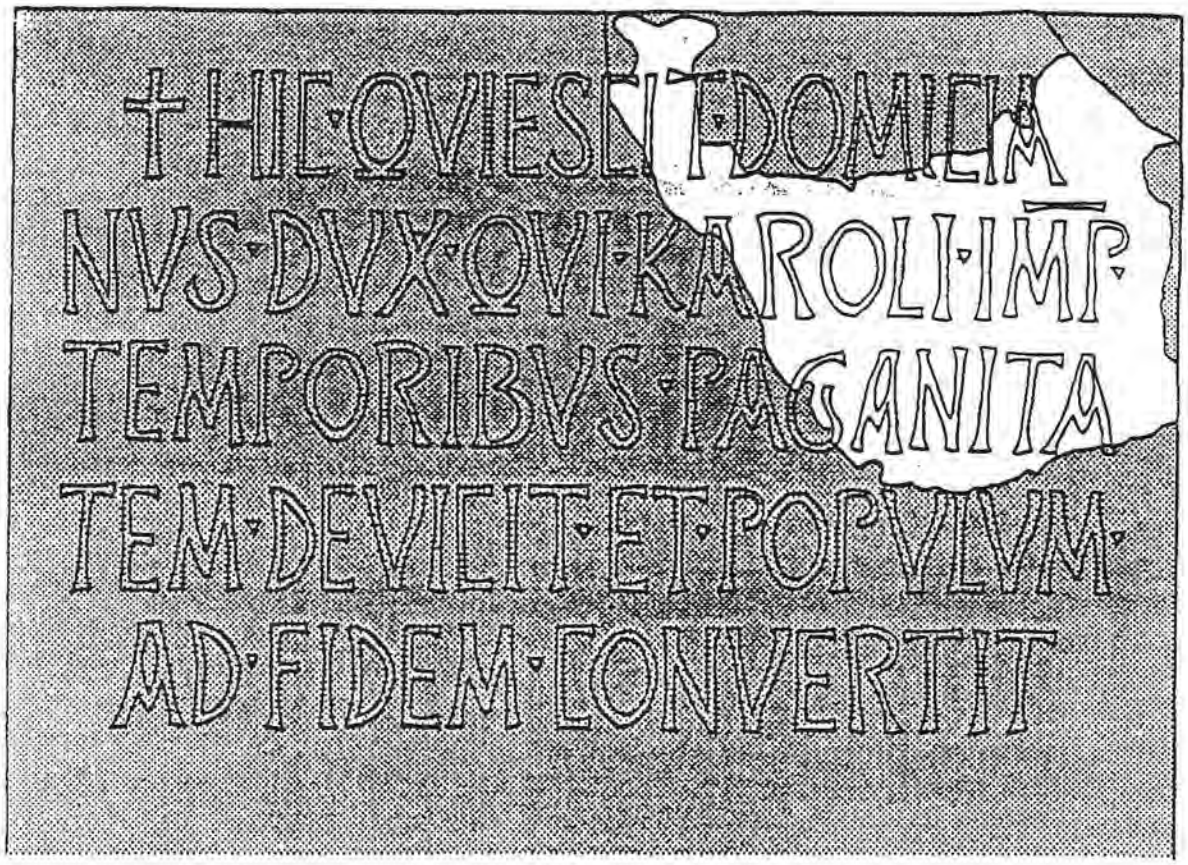


Abb. 1: Frühmittelalterliches Marmorfragment der mutmaßlichen Grabplatte des Domicianus aus Millstatt.
Weiß: erhaltenes Originalfragment
getönt: Rekonstruktionsversuch nach F. Glaser.

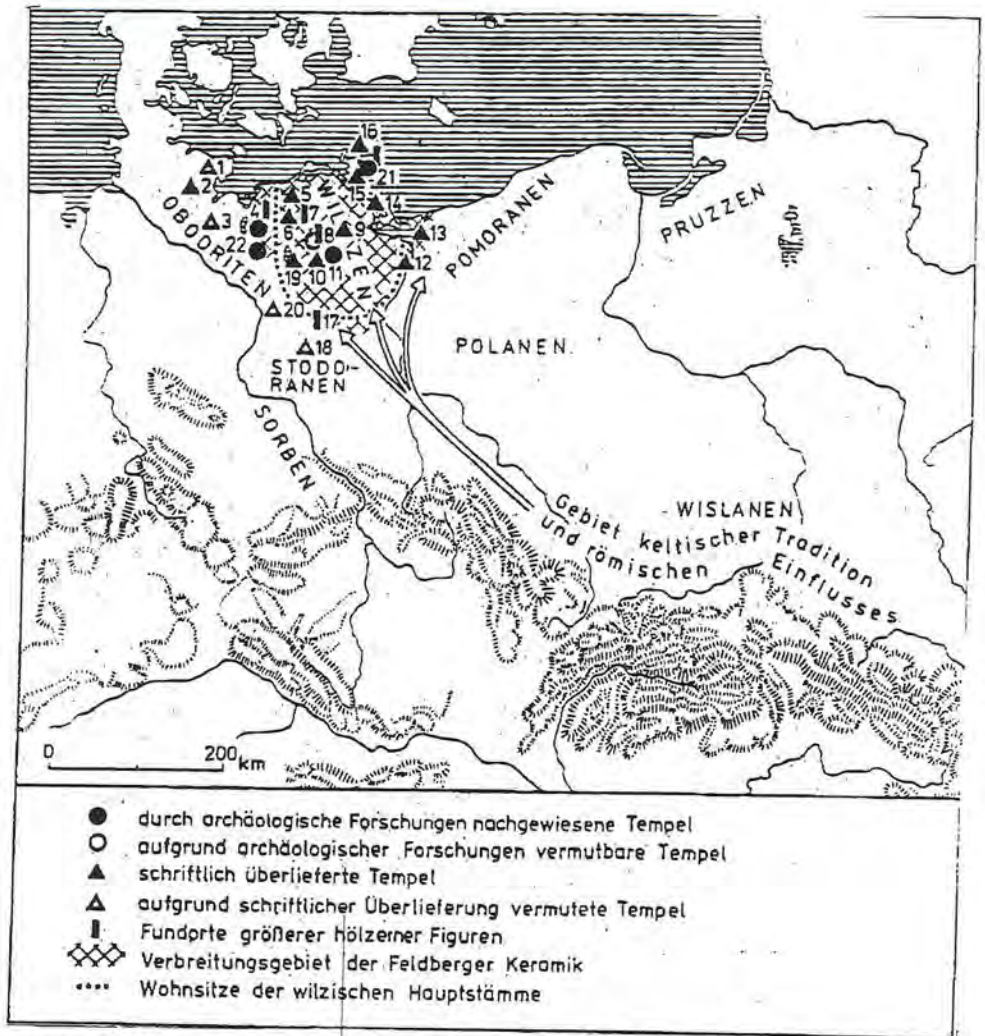


Abb. 2: Verbreitung von Tempeln, Kultstätten und Kultbildern im westslawischen Gebiet. Nach: Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Städte westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert. Ein Handbuch. Neubearbeitung, hrsg. von J. Herrmann, Berlin (-Ost) 1985, S. 316.
1 Oldenburg i.H.; 2 Plön; 3 Ratzeburg; 4 Groß Raden; 5 Rostock; 6 Kessin; 7 Behren-Lübchin; 8 Neubrandenburg, Fischerinsel; 9 Gützkow; 10 Rethra (nicht genau lokalisiserbar); 11 Feldberg; 12 Stettin (Szczecin); 13 Wollin (Wolin); 14 Wolgast; 15 Garz; 16 Arkona; 17 Altfriesack; 18 Brandenburg; 19 Malchow; 20 Havelberg; 21 Ralswiek; 22 Parchim.

Zur Verehrung des Domitian von Millstatt im 18. Jahrhundert in Wien

Günter Kohlprath

Vorbemerkungen

Bevor ich zur Darstellung der Verehrung selbst komme, soll als erstes überblickt werden, was zu diesem Thema bisher veröffentlicht wurde.

Zur frühen Domitian-Verehrung werden Ihnen die Arbeiten von Eisler, Kahl, Glaser, Nikolasch, um nur die wichtigsten Autoren zu nennen, vertraut sein. Für die spätere Zeit, insbesondere für das 18. Jahrhundert, ist nur auf den Beitrag von Wadl zum Millstätter Symposium des Jahres 1981 aufmerksam zu machen, der in seinem Überblick auch auf Erscheinungsformen der Verehrung dieser Zeit eingeht, und auf den hier fallweise auch Bezug genommen werden wird.

Als nächstes ist zu erwähnen, daß die wichtigsten Grundlagen meiner Ausführungen zur Domitian-Verehrung in Wien die Berichte über die jährlichen Feste der Kärntner Landesgenossenschaft zu Ehren Domitians im Wienerischen Diarium bzw. in der Wiener Zeitung (WZ) darstellen. Diese Zeitung, deren offiziöser Charakter eine kritische Betrachtung der veröffentlichten Geschehnisse zwar nicht erübrigt, der eine gewisse seriöse Berichterstattung aber zugestanden werden muß, wurde von ihrem Gründungsjahr 1703 bis 1784 systematisch durchgesehen. Lücken in der Überlieferung der Feste traten einerseits dadurch auf, daß eine Anzahl von Nummern der Zeitung nicht erhalten blieb, andererseits kam es vor, daß in einer Reihe von Jahren keine Meldungen über derartige Feste gebracht wurden. Daß diese Feste aber dennoch stattfanden, wird aus Meldungen späterer (und auch früherer) Jahre ersichtlich, wenn vom „gewöhnlichen" (WZ, 29.4.1741, Nr.34, S.363, oberösterreichische Landesgenossenschaft), oder vom „jährlichen" (WZ, 14.2.1770, Nr.13, S.7, Kärntner L., an dieser Stelle seit 1756 erstmals wieder erwähnt!), oder „alljährlich gewöhnlichen" (WZ, 6.9.1747, Nr.71, S.7, Steierm.L., erstmals wieder nach zehn Jahren) Fest berichtet wurde.

Als weitere Quellen wurden die Bestände folgender Archive benützt: Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Pfarr-Archiv St. Peter, Wien (PfA St. Peter), Wiener Diözesanarchiv (WDA), Wiener Universitätsarchiv (WUA), Allgemeines Verwaltungsarchiv (AVA), Gurker Diözesarchiv (GDA).

Im Hauptteil meines Beitrages werden erstens die erhobenen Angaben aus der Wiener Zeitung zur Verehrung des Domitian in Wien in einer Liste ziemlich genau nach dem Schema der fast stereotypen Meldung dieser Zeitung jahresweise thematisch aufgegliedert dargestellt. Nachdem im Laufe der Durchsicht der Wiener Zeitung festzustellen war, daß die Verehrung eines Landespatrons außerhalb seines Patronats-Landes durch Angehörige seines ihm dedizierten Landes nicht nur bei den Kärntnern in Wien (s. Aufstellung 1) zu beobachten war, sondern auch bei Angehörigen zahlreicher anderer Länder und Gebiete, wurden alle Berichte, welche die Feste anderer Landesgenossenschaften betrafen, für diese Untersuchung ebenfalls berücksichtigt[1], miteinander in

---

1 Eine ausführliche Darstellung und Besprechung der Festberichte aller Landesgenossenschaften in der Wiener Zeitung ist in Ausarbeitung.

Beziehung gesetzt, und zusammen mit weiteren spezifischen Angaben aus verschiedenen Archiven ausgearbeitet.
Im abschließenden Überblick werde ich das erhobene Datenmaterial in einigen Beobachtungen, Schlußfolgerungen und Überlegungen kommentieren, wobei auch zum Ausdruck kommen wird, wieviele Fragen noch unbeantwortet bleiben.

Anstoß meiner Untersuchung über die Verehrung des Domitian von Millstatt in Wien war eine Verfügung im Testament[2] des gewesenen bürgerlichen Handelsmannes und Gerichtsgeschworenen auf der Wieden in Wien Franz Anton Strauß, die mit der Publizierung des Testamentes per 23.11.1725 wirksam wurde. Diese Verfügung lautet:
„Siebendens: Einer Löbl: Carntnerischen Nations=Congregation bey St: Peter Vermache ich Ein Hundert gulden, dergestalten, daß solche als ein Capital angeleget, und das davon eingehende wenige Interesse alljährlichen zu Ehren des Heiligen Domitiani, als eines sonderbahren Patrons ersagter Carntnerischen Nation, zu dessen Lob=Fest verwendet werden solle."
Schon im anschließenden Punkt des Testamentes könnte der Ort seiner Herkunft genannt sein, vielleicht aber auch nur der seiner Vorfahren:
„Achtens: Verschaffe ich zu perpetuirlichen jährlichen Vier Quatember=Messen, welche alljährlich in der Pfarr=Kirchen zu Spitäl in ober=Cärnten gelesen werden sollen, Zwey Hundert gulden, gegen welcher Erlaag dann auch der gewöhnliche Stifft=Brieff extradiret werden solle."
Nach den anderen Legaten für religiöse und wohltätige Zwecke (insgesamt 2600 Gulden) und den Vermächtnissen an seine Verwandten (fünf „Mämben" und zwei Neffen, zusammen 5000 Gulden) zu schließen, dürfte sein Vermögen nicht unbeträchtlich gewesen sein[3]. Nachdem der Erblasser seinen „Lieben Bruder Hieronymu(s) Antoniu(s) Straußen gewesten Burgerlichen Handels=mann, nunmehro aber allhiesig=gemeiner Statt Mauth=Einnehmeren beym Neüen Thor" zu seinem Universalerben einsetzte, kann angenommen werden, daß er entweder unverehelicht und kinderlos war, oder daß seine nächsten Angehörigen bereits vor ihm verstorben waren.
Wie dieser Handelsmann und sein Bruder werden wohl die meisten, aus denen sich die „Carntnerische Nations=Congregation" zusammensetzte, zu irgend einem Zeitpunkt von Kärnten nach Wien gekommen und da ansässig geworden sein. Der Zuzug von Menschen aus verschiedenen Ländern nach Wien war zu allen Zeiten mehr oder weniger stark, und so können in den Beständen von Wiener Archiven aus den vergangenen Jahrhunderten auch immer wieder Kärntner festgestellt werden, die in Wien lebten. Für das 18. Jahrhundert lassen sich nach der eigenen Sammlung diesbezüglicher archivalischer Belege Angehörige vieler Professionszweige und aller sozialen Schichten nachweisen. Die grundsätzliche Frage, ob alle Kärntner in Wien auch dieser Nations-Congregation - oder „Landesgenossenschaft", wie sie auch genannt, oder „Nation", wie sei gelegentlich kurz bezeichnet wurde - angehörten, wird vordergründig vermutlich nur dann eine brauchbare Antwort erwarten lassen, wenn gleichzeitig überlegt wird, ob jeder einzelne von ihnen Domitian als Patron dieser Congregation akzeptierte. Hintergründig bzw. allgemeiner gehalten wird zu dieser Frage aber erst im abschließenden Überblick Stellung genommen werden.

---

2 WStLA, Testamente, 18. Jh. Nr. 3886, 1725.

3 Nach § 13 des Testamentes war er auch Besitzer des Hauses "Zum grünen Krantz".

Zur Verehrung

Entsprechend der thematischen Aufgliederung der Berichte aus der Wiener Zeitung nach einzelnen Gesichtspunkten werden nur diese Angaben der Reihe nach für die ganze Beobachtungszeit zusammengefaßt.

Kärntner Langesgenossenschaft (Aufstellung 1)

Jahr: Das erste Fest der Verehrung des Domitian in Wien fand im Jahre 1705 statt, das bisher nachweislich letzte im Jahre 1779[4]. Von 1773 bis 1779 sind diese Feste allerdings nicht durch die Zeitungsberichte belegbar, sondern durch veröffentlichte Lobreden zu diesen Festen.

Wochentag, Kalendertag, Uhrzeit:

Das Fest fand immer an einem Sonntag statt. Es wurde jeweils im Februar, u.zw. an einem Sonntag zwischen dem 3. (1709) und 15. (1705) gefeiert. Nach dem „Wiennerischen Andachts=Büchl / Oder Fest=Calender"[5] wurde „am Sonntag nach dem 5. Febr. ... das Fest des H. Domitiani" gefeiert[6]. Vereinzelt wurde in den Zeitungsberichten angegeben, daß das Fest am Vormittag stattfand (1723, 1737, 1740, 1741), zweimal etwas genauer „nach 9" (1770, 1772). Nach dem Einladungszettel aus dem Kärntner Landesarchiv wurde mit dem Fest „um halber 10. Uhr"[7]begonnen.

Bezeichnungen der Feiernden:

Die Bezeichnungen, mit denen die Feiernden gekennzeichnet wurden, bezogen sich einerseits auf das Land ihrer Herkunft bzw. Abstammung, andererseits auf die Art, wie ihre Zusammengehörigkeit aufgefaßt wurde. Bezüglich ihrer Herkunft wurden sie stets als Kärntner bezeichnet, hinsichtlich ihrer Zusammengehörigkeitsart von 1705 bis 1708 und 1725 bis 1726 als „Nation", alle übrigen Jahre als „Landesgenossenschaft".

Bezeichnungen des Patrons: Mit einer Ausnahme (1723) wurde Domitian immer als Landes-Patron bezeichnet, nur dreimal wurde er nicht als Schutz-Patron genannt (1726, 1770, 1772), in den übrigen Jahren wurden ihm somit beide Bezeichnungen zugelegt. Als Apostel scheint er nur bis 1716 regelmäßig auf, danach nur mehr vereinzelt (1723, 1726, 1730), als Apostel in Kärnten nur einmal (1772). Der Grad seiner Heiligkeit wurde außer in zwei Jahren (1723, 1727) sonst durchgehend angegeben, im ersten Jahr als Seliger, in den folgenden Jahren als Heiliger. Sein weltlicher Rang wurde dagegen nicht so regelmäßig genannt. Als Erzherzog erscheint er erst im fünften Jahr der Feste (1709), zwischen 1712 und 1717 ständig, danach nur noch zweimal (1726, 1730). Noch seltener wurde er als Herzog beschrieben, nämlich nur dreimal (1723, 1725, 1772). Selbstverständlich wurde immer sein Name angeführt.

Bezeichnung der Veranstaltung:

Die Veranstaltung selbst wurde von 1705 bis 1716 als Ehrenfest bezeichnet, danach durchgehend als Fest.

Ort:

Das Fest fand von 1705 bis nachweilich 1717 in der Kirche des Academischen Collegiums SJ bzw. der Accademischen Kirche, der heutigen Kirche Am Hof[8], statt (Abb.1). Nachweislich ab 1723 wurde das Fest in der Kirche St. Peter gehalten (Abb.2). Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts finden sich auch einige Hinweise auf die Auszier des

---

4 Wadl, Wilhelm, Der selige Herzog Domitian - Legende und Verehrung, in: Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 1981, S. 19 f, nannte 1778 als das Jahr des letzten Festes.

5 Wiennerisches Andachts=Büchl /Oder Fest=Calender Vor das Jahr M.DCC.VII. ..., Wien, o.J. (1707), S. 10.

6 Wadl, 1981, S. 19: "um den 5. Februar herum".

7 Glaser, Franz, Eine Marmorinschrift aus der Zeit Karls des Großen in Millstatt, in: Carinthia I., 183. Jg. (1993), Klagenfurt, 1993, S. 303 f.; Abb. 6.

8 Czeike, Felix, Das große Groner Wien Lexikon, Wien 1984, S. 556. Wadl, 1981, S. 19: "in der Peterskirche, gelegentlich auch in der Jesuitenkirche".

Hochaltares der Kirche während des Festes. Berichtet wurde, daß dieser prächtig (1754, 1756), prächtigst (1755) oder herrlich (1772) beleuchtet war.

Teilnehmer:

Nur in den Jahren von 1707 bis 1716 wurde gemeldet, daß das Fest in Anwesnheit „vieler hoher und niederer Standspersonen" gefeiert wurde, 1730 war eine „zahlreiche Menge hochadeliger Compatrioten" anwesend, und 1770 wieder eine „große Anzahl hoher und niederer Standespersonen". Zu erinnern ist an dieser Stelle daran, daß die beiden eingangs genannten Handelsleute Strauß sicherlich ebenfalls Teilnehmer der Feste waren, und wahrscheinlich erging auch an sie ein Einladungszettel, nach dessen Wortlaut „alle andächtig= und eyfrige(n) Christen, forderist aber dieser Löbl. Nation (und all=diejenige(n), welche von solchen Eltern herstammen) Mitglieder" (6) eingeladen wurden.

Gottesdienst:

Die Gestaltung des Festgottesdienstes wurde alle Jahre dadurch ausgezeichnet, daß zu Ehren des Patrons eine Lob-Predigt oder Lob-Rede gehalten wurde. Von bisher insgesamt neun solcher Lobreden konnte ich feststellen, daß sich die Texte erhalten haben, der älteste stammt vom Jahre 1726, der jüngste von 1779[9]. Eine große Anzahl der Prediger bzw. Redner waren Jesuiten, die besonders bis 1730 fast ausschließlich zu Wort kamen.

Eine "(Lob-Predigt" hielten:

1705 der berühmte Ordinari Sonntags=Prediger des allhiesigen Kayserlichen und Academischen Collegii S.J., R.P. Ignatius Reiffenstuell, S.J., SS. Theol. Dr.

1716 A.R.P. Franc. Xaver. Peickard, S.J. Feyrtags=Prediger alda (i.e. in der Kaiserlich= und Academischen Kirche deren W.W. E.E. P.P. S.J.).

1717 dasig (i.e. der Kaiserlich=Academischen Kirche S.J.) gewöhnlicher Sonntags=Prediger, A.R.P. Franciscus Xaverius Haßlinger, S.J.

1723 (wahrscheinlich Anton, Abt v. Montserrat, s. Pontificant).

1724 A.R.P. Antonio, O.S. Aug. Discal.

1725 A.R.P. Paulus Savoy, S.J.

1726 ("Cantzel=Spruch") A.R.P. Franciscus Sirowsky S.J. und Fruhe=Prediger in der Kirche des Profess-Hauses am Hof.

1729 A.R.P. Antonius Buttolus, S.J., in der Kirche des Academischen Collegii S.J. gewöhnlicher Feyertags=Prediger.

1732 Hr. Georgius Bartholomaeus Sommer, Vicarius in Erdberg.

1733 A.R.P. Antonius à Resurrectione Domini, Augustiner Barfüsser=Ordens, und der Zeit Prior= des Kaiserl. Convents bey Maria Loreto in Wien.

---

9 P. Franciscus Sirowsky S.J., Feuriger Triumph=Wagen Domitiani ... Sonntag ... den 10 Februarii 1726, Wien, o.J. (1726), (Österr. Nationalbibliothek (ÖNB) 221.566-B.Adl.3).

P. Antonius Staudinger S.J., Heiliger Ertz=Hertzog Domitianus ... Sonntag den 9. Februarii, Wien, 1738, (Wiener Stadt- und Landesbibliothek (WStLB) 86.485-A).

P. Joseph Maria Theubner, O.Min.S. Franc., Heiliger Domitianus ... 9. Februarii ..., Wien, 1749, (ÖNB 221.566-B.Adl.4).

P. Thaddeaus Jovius S.J., Ehren=Red Des Heiligen Ertz=Herzogs Domitiani ... Sonntag, 8. Hornung, Wien, 1750, (ÖNB 221.450-B.Adl.2).

P. Franz Poschinger, Lobrede auf den heiligen Domitian ... 7. Hornung 1773, Wien, o.J. (1773), (WStLB 85.174-A).

P. Sidonius Keller, O.Franc., Lobrede auf den heiligen Domitian ... Sonntag 6. Hornung 1774, Wien, o.J. (1774), (ÖNB 300.133-B.Adl.7).

Don Felix Froschauer, Lobrede auf den heiligen Domitian ... 5. Hornung 1775, Wien, o.J. (1775), (ÖNB 300.133-B.Adl.8; WStLB 86.522-A).

Johann Lachenbauer, Lobrede auf den heiligen Domitianus ... 8. Februarius 1778, Wien, o. J. (1778), (ÖNB 300.133-B.Adl.9; WStLB 86.525-A).

Anton Gräbner, Lobrede auf den heiligen Domitianus ... 7. Februarius 1779, Wien, o.J. (1779), (WStLB 86.523).

1735 *A.R.D. Macimilianus Paulus Altenpek, SS. Theol. Cand. und der Wiener. Ertz=Dioeces weltlicher Priester.*
1736 *A.R.D. Antonius Xaverius Marxer, in der Wien. Univ. der Heil. Schrift Doctor, bey Wien. Ertz=Bischoffen würkl. Consistorial-Raht, Protonot. Apost. und derzeit in dem Kaiserl. Hof=spital Curatus.*
1737 *W.E.P. Bonaventura Blieml. O.Min.S.P. Francisci reform. Theologus ordinarius, Sonntag=Prediger bey St. Hieronymo.*
1738 *A.R.P. Antonius Staudinger, S.J., in dem Kaiserl. Academ. Collegio S.J. der Zeit gewöhnlicher Feyertags=Prediger.*
1739 *A.R.P. Liberorius à St. Barbara, Aug. Barf. Ord., in der Kais. Hof=Kirchen bey St. Maria Loreto der Zeit gewöhnlicher Sonntags=Prediger.*
1740 *A.R.P. Franciscus Schreiber, S.J. in dem Kaiserl. Acad. Collegio S.J. der Zeit gewöhnlicher Feyertags=Prediger.*
1741 *A.R. P. Don Pius Manzador, O.Cler. Regul.S.Pauli, ordinari Sonntags= Prediger in der Hof=Kirche bey St. Michael.*
1742 *A.R.P. Wolfgangus Ebenhecht, ordinari Feyertags=Prediger in dem Profeß=Haus S.J.*
1743 *A.R.P. Parthenius Oeffelbaur, Ord.Min.S.P. Franc. Reform. Theol. Praedicant. General. und dermaliger Sonntages=Prediger zu St. Hieronymo.*
1744 *A.R.P. Franciscus Borgias Tausch, des Coll. Acad. S.J. ordinari Sonntags=Prediger.*
1745 *W.E.P. Aegidius Maria Schmid, aus dem Orden deren Dienern Mariä gewöhnlicher Sonntag=Prediger bey Maria Verkündigung in der Rossau.*
1746 *A.R.P. Don Ferdinandus Maria Hochenfeld, Regulirter Priester, und ordinari Sonntags=Prediger apud S. Cajetanum.*
1747 *E.P. Edmund Fritz, S.J., in dem Accadem. Collegio ordinari Feyertags=Prediger.*
1748 *W.E.P. Cyrinus Liegler, Ord. Min.St. Franc. Reform. und dermalen gewöhnlicher Sonntags=Prediger bey S. Hieronymo.*
1749 *A.R.P. Theubner, Ord.Min.S.Franc. Conv., SS. Theol. Doct., Definitor perpetuus, in der Kirchen zum H. Kreuz Sonntags=Prediger.*
1750 *A.R.P. Thaddaeus Jovio, S.J.*
1751 *A.R.P. Eduardus Maria Fresacher, Ordens der Diener unser lieben Frauen bey Maria Verkündigung in der Rossau gewöhnlicher Sonntag=prediger.*
1752 *A.R.P. F. Marianus Schröckmayr, Ord.Min.S. Franc. Reform., gewöhnlicher Sonntags-Prediger zu St. Peter alda.*
1753 *R.P. Sebastian Hudelist, S.J., in dem Kais. Profeß-haus am Hof Sonntags Fruh=Prediger.*
1754 *R.P. Leonardus Weighart, ordinari Sonntag=prediger also (i.e. St. Peter).*
1755 *A.R.P. Antonius Wolfsegger, Hof=raht=Schwandtnerischer Beneficiat bey S. Peter und ordinari Sonntag=prediger alda.*
1756 *P. Benedictus Lanz, S.J., ordinari Feyertag=prediger in dem Kais. Profeß=haus.*

Eine "Lobrede" hielten:
1706 *der berühmte Ordinari=Sonntag=Prediger R.P. Christoph Zenegg, S.J. A.A. L.L. & Philosophiae Doctor.*
1707 *A.R.P. Guilielmus Vorster S.J. AA.LL. & Ph.Dr. Matheseos Professor und dermahlicher Feyertags=Prediger.*

1708 *der ordinari Sonntags=Prediger, A.R.P. Gotthardus Prandtmiller, S.J.*
1709 *der ordinari Sonntags=Prediger A.R.P. Gotthart Prandmüller S.J.*
1710 *der Sonntas Prediger A.R.P. Carolus Pfeiffersperg, S.J.*
1712 *der gewönliche Prediger, A.R.P. Henricus Kellerhaus, S.J.*
1713 *der gewöhnliche Sonntags=Prediger, A.R.P. Guilielmus Vorster, S.J.*
1715 *(Ebenso).*
1727 *A.R.P. Guilielmus Forster, S.J.*
1728 *A.R.P.F. Cyrillus Riga, des H. Prediger-Ordens, der H. Schrift Doctor, und Studii Generalis ad S. Mariam Rotundam Regens.*
1730 *A.R.P.Fr. Antonio à Resurrectione Domini, Augustiner=Baarfüsser, und ordinari Sonntags=Prediger in der Kais. Hof=Kirchen by Maria Loreto.*
0 *P. Bernhardin Steber, O.Min.Franc., gewöhnlicher Feyertags=prediger zu St. Hieronymo.*
1772 *P. Modestus Gast, O.Min.Franc. de Paula.*

Nach den erhaltengebliebenen Texten:
1773 *P. Franz Poschinger, des heiligen Predigerordens gewöhnlicher Sonntags=fruhprediger.*
1774 *P. Sidonius Keller, des heil. Franziskanerordens gewöhnlicher Sonntagsprediger in der Kirche zu St. Hieronymus.*
1775 *Don Felix Froschauer, regulierten Priester, und in der Kirche des heiligen Kajetans an der hohen Brücke Feyertagsprediger.*
1778 *Johann Lachenbauer, des ritterlichen Kreutzordens mit dem rothen Sterne in der kaiserlichen Kirche des heiligen Carolus Borromäus Sonntagsprediger.*
1779 *Anton Gräbner, des ritterlichen Creuzordens mit dem rothen Sterne in der Kaiserl. Kirche des heiligen Carolus Borromäus Prediger.*

Hinsichtlich der Pontificanten scheint man zeitweise auf illustre Persönlichkeiten Wert gelegt zu haben. Gelegentlich war auch ein Kärntner darunter, z.B. 1715 der Domprobst von St. Andrä, 1736 der Probst von Maria Rain, 1750 der Abt zu Gurk.

Pontificanten waren:
1706 *Herr Robert, des Hochlöblichen Stiffts des Heiligen Cistercienser Ordens Abbt zu Zwetl.*
1707 *Hr. Praelat von Mölck, O.S.B., und derzeit Rector Magnificus.*
1708 *Herr Praelat zum Heil. Creutz, O.Cist. und Vicarius Generalis.*
1709 *Herr Praitenbucher, hiesiger Dom=Probst.*
1710 *Herr Carl, Abbt zun Schotten, O.S.B.*
1712 *Bischof, Hr. Wilhelm Graf Leslie.*
1713 *Hr. Ferdinand, Probst zu St. Dorothe, C.R.S. Aug.*
1715 *Hr. Dom=Probst von St. Andre diesselben Lands (i.e. Kärnten).*
1716 *Hr. Gerhard, Abt zum H. Creutz, O.Cist.*
1717 *Bischof von Waitzen, Hr. Graf Leslie.*
1723 *Hr. Anton, Abt des alhiesigen Kaiserl. Stifts und Closters von Montserrat, O.S.B.*
1724 *(ebenso)*
1725 *Bischof, Hr. Peter Bachich de Lach, Bischof in Bosnien.*
1726 *Gf. von Windischgraetz, Abt zu Zanad, Domherr zu Bellafont, Hochfürstl. Passauerischer Hof=Raht, und Kaiserl. Pfarr=Herr zu Haimburg, ec.*

1727 *Hr. Ignatius Albinus, d.H.R.R. Grf. zu Seiz, Bischof zu Weglien, Probst zu Ofen, Dom=Herr zu Wien, und Jhrer Kaiserl. Majestät Raht in Ungarn e.*

1728 *Hr. v. Hornegk, ec.*

1729 *(ebenso)*

1730 *Hr. Frantz Georg von Beyer v. Binnen, AA.LL. & Phil Doct., der alhiesigen Metropolitan-Kirche Decano Praelato Jnfulato, des alhiesigen Hr. Ertz=Bischofens Consistorial-Raht.*

1732 *Bischof Hr. Leopold de Schorer, Jhrer Päpstl. Heiligkeit Clementis des XII. Praelatus domesticus & assistens, Bischof zu Helenopolis, und deren Missionen in Norden Vicarius generalis Apostolicus.*

1733 *Hr. Johann Michael, des Stifts und Closters deren Regulirten Chor=Herren S. Augustini zu St. Pölten Praelat, der Röm. Kais. Maj. Raht und Obrist=Erb=Hof=Caplan in Oesterr. unter der Enns, dann einer N.Oe. Landschaft Verordneter..*

1735 *Hr. Johannes Josephus Teiner, AA.LL. & Phil. Doct., des Hohen Dom= Stifts bey St. Stephan Dom=Herr, Cantor, Praelat, und Jhrer Majestät Eleonorae Seligster Gedächtnuß Verwittibten Kaiserin, Caeremoniarius.*

1736 *Hr. Johann Leopold d.H.R.R. Gf. v. Khevenhiller zu Eichelberg, Gf. zu hochen Osterwitz, Probsten zu Maria Raick (!), Dom=Herr zu Eichstatt.*

1737 *Hr. Johann Georg, des Stift Canon.Reg. Lateran.S.Aug. zu St. Florian ob der Enns Probst.*

1738 *Hr. Franciscus Matthaeus Böhm, des Freyherrlichen Ritter=Kreutz= Ordens mit dem roten Stern durch Böheim, Mähren, Schlesien, Hungarn, und Pohlen General, und Großmeistern im Königreich Böheim, Jnfulirter Praelat.*

1739 *Hr. Ernestus Amadeus, d.H.R.R. Gf. v. Athimis, Bischof zu Trachonien, beeder hohen Dom=Stiften Saltzburg und Passau Canonicus Capitularis, dann Cardinalen Bischoffen zu Passau in Spiritualibus Vicarius Generalis und Officialis unter der Enns.*

1740 *Hr. Joseph, des Kais.Lat.Chor=HerrenStift ad S. Dorotheam Probsten, d.Heil. Schrift Doct., Jhrer Rom. Kais. Maj. Raht, und einer N.Oe. Lanschaft würkl. Rait=Herr.*

1741 *Hr. Paulus, Abt zu Seitenstötten, O.S.B.*

1742 *Hr. Vitus Trauthson, d.H.R.R. Gf. zu Falkenstein, Herr d. Herrsch. Matteri, Kheya, Laa, Peyßbrunn, u. St. Pölten, Land=Gerichts=Herr d. Herrsch. u. Probstey Stainnach, Obrist=Erb=Land=Hof=Meister in Oesterr. unter und ob der Enns, u. Obrist=Erbland=Marschall der Fürstl. Grafsch. Tyrol, Regierer des Haus Trauthson, Infulierter Abbt zu Jambeck, und Praefect des Königreichs Hungarn, der beyden Hoch=fürstl. exempten Dom=Stiftern Passau und Ollmütz Dom= und Capitular-Herr.*

1743 *Hr. Simon Ambrosi Edler v. Stok, des Stifts der Metropolitian=Kirchen bey St. Stephan alhier Canonicus, und Cantor, Praelat, SS. Theol. Doct., und sein. Hochfürstl. Eminentz Consistorial=Raht.*

1744 *Hr. Nicolaus Stanislavich, Ord.Min.S. Franc. Reform., Bischof zu Csanad, und Temeswar, Jhro Päpstl. Heiligkeit Benedicti XIV. Praelatus Domesticus, und bey den Päbst. Thron assistirender Bischof, des Csänäder=Comitats Ober=Gespann, Jhro zu Hungarn, und Böheim Königl. Maj. Raht.*

1745 *Hr. Adrianus, des exempten Stifts Melk Abt, O.S.B., der H. Schrift Doct., Dero zu Hungarn und Böheim Königl. Maj. Raht, und einer N.Oe. Landschaft Rait=Herr.*

1746 *Hr. Romanus, des H. exempten Cistercienser Ordens zu Seissenstein Abt, Jhrer Röm. Kais. Kön.Maj. Raht, wie auch einer N.Oe. Landschaft erkiester Rait=Herr.*

1747 *Hr. Simon Ambrosius Edler v. Stock, d. H.R.R. Ritter, des alhiesigen Metropol. Dom=Stifts Dom=Herr, Cantor, und Jnfulirter Prälatus, des Cardinalen Ertz=Bischoffens alhier Consistorial=Raht, und der allhiesigen Univ. dermaliger Rector.*

1748 *Hr. Georg von Klimo, Bischoffen zu Novi, Abt unser L. Frauen zu Grannerfeld, Ertz=Dechant zu Sassuar, der Metropol.=Kirchen zu Grann Dom=Herr, und Sr. Kais. Kön.Maj. Hungarischer Hof=Raht, und Referendarius.*

1749 *Hr. Robertus Abt zum H. Kreutz in Oester., und St. Gotthard in Ungarn S.& exempt. Ord. Cister., wie auch ebbemeldten H. Ordens durch unter= und ober Oesterreich, Steyermarkt, und Ungarn Visitator und Vicarius Generalis, Jhro Röm. Kais. Kön. Maj. Raht, und einer N.Oe. Landschaft würklicher Ausschuß.*

1750 *Hr. Maria Joseph Frh. v. Rechbach, des Hoch=adelichen Dom=stifts deren regulirten Chor=Herren St. Augustini Lateranensischer Abt zu Gurg, Dom=Probst, und Ertz=Priester daselbst, der Röm.Kai.Kön.Maj. Raht, und Verordneter des grossen Ausschusses in Kärnten*

1751 *(Wie 1749).*

1752 *Hr. Aloysius Ferdinandus Mätz v. Spieglfeld, des Erz=dom=stifts bey St. Stephan Decanus, Praelatus und infulirter Probst ad S. Joannem Bapt. in Ofen ec.*

1753 *Hr. Simon Edler v. Stock, d. Heil. Schrift Doct., des alhiesigen Metropol.=Dom=stifts Canonicus, Prälatus, und Dom=cantor, erz=bischöfl. Consistorial=raht.*

1754 *(Wie 1752).*

1755 *Hr. Amandus, Abbt d. Kais. Stifts und Klosters de Monte=serrato, O.S.B.*

1756 *Hr. Johann Baptista d.H.R.R. Gf. v. Geisruck, der Heil. Schrift Doct., Hochfürstl. Salzburgisch= und Lavantischer Raht, Jnfulirter Probst zu Maria=Saal und einer Landschaft in Kärnten Verordneter des grossen Ausschuß ec.*

1770 *Hr. Anselm den Zweyten, des köänigl. Excellenz und Consistorialen Reichstifts Sallmanschweil Abbten, beeder k.k. apost. Majestäten wirkl. geheimen Rath, wie auch eines hochw. prälatischen Collegii in Schwaben Directors.*

1772 *Hr. Magnus, des k. freyen Stifts Göttwein (!), O.S.P.B. würdigsten Abten, wie auch der freyen Abtey ad S. Adrianum zu Szalawar in Hungarn Abten, Jhrer Röm. K.K. apostol. Maj. Raht, und einer N.Oe. Landschaft wirklich Verordneter.*

In den Jahren von 1723 bis 1772 wurde berichtet, daß ein Hochamt gefeiert wurde; dreimal wurde es als "musikalisches" genauer beschrieben (1723, 1727, 1728). Ergänzt bzw. bestätigt werden diese Meldungen durch Eintragungen in der undatierten, aber wohl der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zuzuordnenden "Specification Deren in St. Peters Gottes Haus alljährlich zu haltenden gewißen Gottes=

Diensten"[10]: "Das Carnerische Nation-Fest Sti=Domitiani (findet) in Pontificalibus (statt). Die Nation ladet den Pontificanten selbst ein."[11]
Aufschluß über den Verlauf eines solches Festes, zumindest für die Zeit der Mitte des 18. Jahrhunderts, gibt die mit 10. Okober 1753 präsentierte "Specification Deren in der St: Peters Kirchen das Jahr hindurch haltenden Ämtern und Gottes= Diensten"[12], die unter den "Jährlich(en)" Terminen im Januar vermerkt: "Den Sonntag nach dem Festtag des heil: Francisci Salesij celebrieret eine löbl: Savoijsche Nation das Fest auf folgendeweiß. vm 8 vhr halten die PP: Franciscaner das amt um 9 vhr ist die Votiv Meßß durch einen P: Franciscaner, und ein anderer Franciscaner bettet dem Volck von der Canzl den Englischen Roßenkranz vor, um halber 10 vhr ist eine Lob Predig, und um halber 11 vhr ein Hochamt, den Prediger, und Jnfulirten Pantificanten ladet die Nation ein, Nachmittag ist die andacht wie andere Sonntag." Diese ausführliche Zitierung des Gottesdienstes zum Franz-Sales-Fest wird durch die sich anschließende Eintragung gerechtfertigt: "Febr(uar): Den nächsten Sonntag nach den 5ten Febr. celebrirt die löbl. Cärntner: Nation das Fest ihres ErzHerzogs, und Patron Heil: Domitiani auf die nembl(ich)e art wie die Savoy. Nation."
Ein einzelner Hinweis auf kirchliche Stiftungen im Zusammenhang mit der Domitian-Verehrung in Wien, wahrscheinlich im frühen 18. Jahrhundert, ist im "Catalogus Nach welchem dermalen bey St. Peter die Messn gelesen werden"[13] nachweisbar: unter dem Titel "Nationis Carinthiae" wurden unter dem Monat "February" am Tage "Dominica" "in honorem S. Domitiani pro Benefactoribus vivis 18 Missae" verzeichnet, und am "Die Lunae post Festum pro Beneficatoribus defunctis 6".

Musik:

Bereits oben wurde erwähnt, daß das Hochamt fallweise musikalisch gestaltet wurde. Zum Gottesdienst zweier Jahre wurde auch gemeldet, wer die Musik dazu komponierte. Im ersten Jahr des Festes, 1705, war es Franciscus Ignatius Gyll, und vier Jahre später, 1709, Anton Rumpling. Leider konnte bisher zu den Lebensläufen dieser beiden Komponisten nichts ermittelt werden. Auch über verfaßte oder erhaltene Kompositionen dieser Musiker wurde bisher - vielleicht mit einer Ausnahme, die Gyll betreffen könnte - nichts bekannt.
Zur musikalischen Gestaltung des Festes in der Kirche wurden in fast allen Jahren Trompeten und Paucken eingesetzt, im ersten Jahrzehnt mehrmals in der Stärke eines doppelten Chores, ab 1723 fast durchwegs als dreifacher Chor. Nahezu gleichzeitig mit dieser Verstärkung wurde außerdem von der Verwendung von Instrumental- und Vokalmusik berichtet.

Weitere Landesgenossenschaften

Für die folgenden Ausführungen wurden die Berichte in der Wiener Zeitung über die Feste zu Ehren von Landespatronen weiterer österreichischer und ausländischer Landesgenossenschaften bzw. Nationen in Wien jahresweise von 1704 bis 1784 herangezogen. Zu den Ländern und Gebieten, die in Wien eine Landesgenossenschaft bzw. Nation gebildet haben und als solche aufgefaßt wurden, nämlich zu Savoyen, Ober- und Niederpfalz, Mähren, Oberösterreich, Ungarn, Erzstift Maynz, Schwaben, Franken, Bayern, Tirol, Krain, Steiermark, Sachsen, Salzburg, Böhmen, Schlesien, Rheinland, Österreich (i.e. Niederösterreich), und Mailand, ist fast ausnahmslos der jeweilige

---

10 WDA, Pfarre St. Peter, o.D.
11 Vgl. dazu auch Anm. 4 und 6.
12 WDA, Pfarre St. Peter, 10.10.1753.
13 WDA, Pfarre St. Peter, o.D. Ein nach Art der Katalogerstellung und Inhalt gleichlautendes Exemplar liegt im Archiv der Pfarre St. Peter, Wien, Fasc. XXXXVIII/Beilage G. vor.

Schutzpatron und der Tag seiner Verehrung angegeben worden. Vier Nationen unter den aufgelisteten unterschieden sich von den übrigen grundsätzlich und konstitutiv: es handelt sich dabei um die vier Nationen der Universität Wien, nämlich der Österreichischen, der Rheinischen, der Ungarischen und der Sächsischen Nation. Nach dem Wortlaut der Berichte in der Wiener Zeitung waren die Feste dieser vier Nationen von denen der übrigen fast nicht zu unterscheiden, weshalb sie auch in diese Übersicht aufgenommen wurden. Diese offensichtlich formale Gleichartigkeit ihrer Patronatsfeste mit denen der übrigen Nationen bzw. Landesgenossenschaften hat, wie noch gezeigt werden wird, offenbar sogar die höchste Hofstellen in die Irre geführt.
Werden die Daten, zu welchem Zeitpunkt das Fest einer Nation erstmals in Wien gefeiert wurde, verglichen, fällt sofort auf, daß es im zweiten Lustrum des 18. Jahrhunderts eine massive "Gründungswelle" von Landesgenossenschaften gegeben hat. Von mindestens acht derartigen Corporationen ist die Gründung in dieser Zeit jedenfalls gesichert. Einzelne Landesgenossenschaften wurden z.T. erst viel später gegründet, umso bemerkenswerter daher die Tatsache ihrer Gründung (s. unten, Bayern).
Zu zeitlichen Verschiebungen des Patronatsfestes konnte es gelegentlich durch irgenwelche profane Ereignisse kommen, die manchmal in den Berichten auch angeführt wurden. Zu den Lücken durch fehlende Zeitungsberichte erinnere ich an die oben ausgeführten Hinweise. Einzelne Landesgenossenschaften scheinen schon frühzeitig ihre Eigenständigkeit aufgegeben oder verloren zu haben, wie das einem Bericht zu entnehmen ist, daß "die alhiesige ... Bayrische / und deroselben einverleibte Landes=Genossenschaft" das Fest ihres Patrons feierten.[14] Von einer freiwilligen Auflösung einer Landesgenossenschaft, bzw. Vereinigung mit einer anderen, wurde nur einmal berichtet, als "eine ... hier befindliche Churbayrisch= und Oberpfälzische Landesgenossenschaft ihr vereinigtes Nationalfest ... zu Ehren der heil Henrici ... wie auch seiner Gemahlin der heil. Kunegund" gefeiert wurde.[15]

Ende der Verehrung

Das religöse und charitative Leben hatte im 18. Jahrhundert in Wien in Form verschiedener Andachtsübungen und durch eine Vielzahl kirchlicher und nichtkirchlicher Organisationen bzw. Vereinigungen vielfältigsten Ausdruck gefunden. Neben zahllosen dadurch ausgeübten Wohltätigkeiten blieb es nicht aus, daß auch zahlreiche Übertreibungen vorkamen, gegen welche die Regierung Maßnahmen setzte. Als vordringlichstes Ziel wurde es angesehen, die Urheber der sog. Auswüchse, die Bruderschaften, unter Kontrolle zu bringen.
Im Jahre 1771 wurde das Hofdekret erlassen,
„daß in das künftige gar keine Bruderschaft ohne allerhöchster Einwilligung wie ohnehin bis anhero hätte geschehen sollen: zu errichten gestattet, und in Absicht auf die verflossenen zeiten die schon bestelten Bruderschaften untersuchet, somit entdekt werdende Mißbräuche, und unnöthige Geld Einflüsse aufgehoben, oder doch dergestalten beschrenkt werden sollen, daß davon niemanden etwas übriges in Handen verbleibe, sondern alles für arme oder andere fromme Endzweke verwendet werde; wie dann auch jene Bruderschaften, welche entweder wider die Kirchen. oder den Staat

14 WZ, 20.7.1740, Nr. 58, S.670.
15 WZ, 23.7.1766, Nr. 59, S.7.

anstössige Sazungen enthalten befunden werden solten, nach vorläufiger Anzeige aufzuheben seyen"[16].

Alle Bruderschafts-Vorsteher wurden danach aufgefordert, binnen 14 Tagen auf Fragen über ihre Tätigkeiten, Ausstattungen, Geldmittel, etc., Stellung zu nehmen.[17] Den befohlenen Maßnahmen wurde jedoch nur zögernd entsprochen und diesbezügliche Erledigungen schleppten sich über Jahre hin. Außerdem beinhalteten dann viele Berichte mangelhafte Antworten, weshalb stets Nachträge angefordert wurden. In einer Stellungnahme zu den dann jährlich abzuliefernden Berichten der Bruderschaften wurde bei einer Gelegenheit beanstandet, daß „an Kapitalien dermahl weniger, als in den vorhin eingereichten Fassionen und Abrechnungen einbekennet" worden war[18], oder daß, wie das mehrere Bruderschaften ebenfalls unterlassen hatten, auch „Die Karntnerische National Versamlung ihr Kap(ital) zu 2600" Gulden „gar nicht fatiret" hatte. Dieser Stelle kann somit eindeutig entnommen werden, daß die hier „National Versamlung" genannte Landesgenossenschaft als Corporation zu diesem Zeitpunkt ein Kapital von (mindestens) 2600 Gulden besaß. Verzögerungen in der Berichtslegung kamen weiterhin vor, wie aus dem „Verzeichniß Der Bruderschaften, von welchen die jährlichen Rechnungsextrackte durch mehrere Jahre rückständig sind" [19] hervorgeht, wo unter dem Titel „Folgende Bruderschaften haben die Rechnungs Extrackte einmal eingereicht", auch die „Kärntner. Nationalversamlung" angeführt wurde.

Seit dem Regierungsantritt K. Josephs II. wurde die Befolgung der gesetzten Maßnahmen dann unverzüglicher und strenger gefordert als in den vorausgegangenen Jahren. Im Zuge des „Pfarreinrichtungsgeschäftes", der Neuorganisation der Pfarren, wurde „Den sament. ...H(errn). Kirchen Rektoren Kirchen und Bruderschaffts Vorstehern in der Stadt" [20] verordnet, „daß wegen der Natzional und Bruderschafftsandachten von allen den Kirchen, wo Natzionalfeste und Bruderschafftsandachten abgehalten werden, ein Ausweiß über diese Feste und Andachten, und deren jedesmalige Bekostigung unverweilt anverlanget, und nebst der Erklärung, ob diese Versamlungen noch beibehalten werden wollen, der hohen Regierung vorgeleget" werde, was „alles binnen 8. Tagen" zu erfolgen hätte.

In der eingeschlagenen Richtung der Religionspolitik wurde zügig weiter gegangen, dadaß schon mit dem „Allerhöchsten Befehl" vom 9. August 1783 K. Joseph II. verfügte, die damals bestandenen Bruderschaften aufzuheben[21]. Die Bruderschaften und Nationen hatten die Kosten ihrer Patronatsfeste nicht nur durch jedesmaliges zweckgerichtetes Sammeln von Geld abgedeckt, es wurden auch Stiftungen errichtet, von deren Erträgnissen die Festkosten bestritten wurden. Im Zusammenhang mit den Änderungen des Religions- und Wohlfahrtswesens durch K. Joseph II. wurden diese Corporationen genötigt, ihre gelegentlich nicht unbeträchtlichen Kapitalien (s. oben) dem Religionsfond zu überlassen. Die unmittelbar folgenden Maßnahmen der Regierung und ihre Auswirkungen brauchen hier im Einzelnen nicht dargelegt werden. Die Verordnungen wurden jedenfalls in dem Sinne exekutiert, daß die Landesgenossenschaften bzw. Nationen als Bruderschaften verstanden wurden, und deshalb ebenfalls der

---

16 WDA, Bischofsakten, Migazzi, fol. 86, Ex Consilia Regiminis Jnferioris Austriae, Wien den 27. Aug. 1771; Hofdekret erlassen 17./27.8.1771. Ob das Ausbleiben von Meldungen über das Fest der Kärntner Landesgenossenschaft in der Wiener Zeitung nach 1772 mit dem Wirksamwerden dieses Hofdekretes oder mit der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 zusammenhängt, ist ungewiß. Jedenfalls wurde z.B. über die Feste der Mährischen, Schwäbischen und Steiermärkischen Landesgenossenschaft in dieser Zeitung bis in die 1780-er Jahre weiterhin berichtet.

17 WDA, Bischofsakten, Migazzi, Fol. 89, Exp. 6.9.1771.

18 Ebd., fol. 115, 28.4.1775.

19 Ebd., fol. 123, 3./30.11.1776.

20 WDA, Bischofsakten, Migazzi, fol. 384, Concept, 30.12.1782; Verordnung 18./ps.26.12.1782.

21 AVA, Schachtel A. Cult. Bruderschaften, Vereine, in gen., 35/25/18, o.fol.

Aufhebung unterlagen, und daher ebenfalls ihre Kapitalien abzugeben hatten. Gegen diese Vorgangsweise protestierten die vier Nationen der Universität, da sie den Nachweis führten, in keiner Weise als Bruderschaft gelten zu können. Der Einspruch der Universität-Nationen wurde nach mehreren Ansuchen, Rückfragen und Stellungnahmen schließlich von K. Joseph II. akzeptiert, worauf „die höchste Entschliessung erfolg(te), dass bey der aufgeklärten Lage der Sache"[22] die Universitäts-Nationen nicht aufgehoben und ihnen ihre Gelder nicht abgenommen werden konnten. Mit Ausnahme der vier Universitäts-Nationen unterlagen die anderen Nationen bzw. Landesgenossenschaften jedenfalls der Aufhebung, und mußten ihre Gelder abgeben, da sie von der Regierung rücksichtlich der kaiserlichen Entschließung wie Bruderschaften behandelt wurden.
Im letzten Bericht der Wiener Zeitung über Patronatsfeste von Landesgenosssenschaften in Wien wurden die Auswirkungen der „höchsten Entschließung" folgendermaßen dargestellt (und werfen gleichzeitig ein helles Licht auf den Standpunkt dieser Zeitung): „Nach dem preiswürdigen Beyspiel der Schwäbischen Nation, hat nunmehr auch die Tyrolische ihr aus 4900 Gulden bestehendes Kapitel, das zur jährlichen Fexer ihres Nationalfestes bestimmt war, aus eigenem Antriebe, und mit der Überzeugung dem hiesigen Armeninstitute geschenkt, daß der Allerhöchste und die Heiligen, durch Befolgung des göttlichen Gesetzes, in werkübender Thätigkeit, mehr als durch Musik und Gespränge gelobet und verherrlichet werden."[23]
Nach der Besprechung der Angaben aus den Zeitungsberichten möchte ich vor dem abschließenden Überblick noch einige Einzelheiten zu Objekten zur Sprache bringen, die mit der Verehrung Domitians in Wien in Zusammenhang standen.

Ornat
Für die Kirche St. Peter in Wien sind aus dem 19. Jahrhundert mehrere Inventarien erhalten, das früheste aus dem Jahr 1824,[24]. Interessant für das vorliegende Thema wird jedoch erst das Inventarium von 1854. Dort findet sich unter dem Titel „Ornamente" an erster Stelle:
„No 1. Kärnthner´scher Ornat
Von weißem Gros de Naples mit gutem Gold und Silber und Seidenblumen broschirt, mit Ein Finger breiten Borten von außen und mit desgleichen breiten halb Goldborten, besteht aus einer Casel, 2 Dalmatiken, Pluviale, Eine Stola und Manipel, 2 Stück faconirte Goldgehänge jedes mit 3 Quasten und einem Pluviale, dann Quaste von Gold und Seide, dann 2 Pölster mit Gold gestickt."[25]
Gegenüber dem Inventarium von 1824 wurden in dem von 1854 die Ornate durch Herkunfts-, Namens- oder genauere Farb- und Stoffbezeichnungen unterschieden. Wegen der kargen Beschreibung der Ornate bzw. ihrer Bestandteile im Inventarium von 1824 ließ sich eine Verbindung eines dort genannten Ornates zum Kärnthner´schen Ornat des Inventariums von 1845 nicht herstellen. Auch alle anderen Fragen zum Ursprung dieses Ornates müssen derzeit offen bleiben. Selbst die zwar verführerisch naheliegende Überlegung, daß es sich bei diesem Ornat um ein Meßgewand handeln könnte, das noch mit den Festen zu Ehren Domitians des 18. Jahrhunderts in dieser Kirche zusammenhängt, ist so lange bloß eine Annahme, bis dafür eindeutige Beweise erbracht werden können.

---

22 Kink, Rudolf, Geschichten der kaiserlichen Universität zu Wien, Wien, 1854, 1. Bd., 1.T., S.596f, Nr. 201, Reg.Verord. 24.2.1785.
23 WZ, 21.7.1784, Nr. 58, S.2-3.
24 PfA St. Peter, Wien, Bücher, Nr. 7, Inventarium, Oktover 1824 (-1847).
25 Ebd., Bücher, Nr. 8, Inventarium, 1854.

Zwei Jahre nach dem zweiten erhaltenen Inventarium von St. Peter wurde dieser Ornat unter den „Paramenten" dieser Kirche in einem neuerlichen Inventarium auf Seite „18" unter der fortlaufenden „Post No 187." folgendermaßen beschrieben:
„I. Kärntner´scher Ornat; weiße Farbe. Selber ist von schweren Seidenstoff mit reichen Gold-Silber und bunten Seidenblumen eingearbeitet, und mit echtem Gold-Blaschborten bordirt; besteht in 1 Pluvial mit Spiegel und Quaste, 2 Dalmatiken mit 2 Gehängen a 3 Quasten, 1 Casel, 2 Stolen, 2 Manipeln, 1 Corporaltasche, 1 Palla, 1 Kelchtuch u 2 Pölster, gold gestickt . . 250 fl Conv.Mze"[26]
Seitlich dieses Textes wurde von anderer Hand dazu vermerkt:
„Dieser Ornat dürfte ergänzt u neu gefüttert werden" [27]. Weiters verwies diese Hand danach auf „Seite 75 Post. 5. u. 6. u. 7. 1867."
Auf Seite 75 finden sich als Inventars-Zugänge des Jahres 1867 zu Post-Nr. 5 und 6 die Eintragungen:
„2 Meßkleider verfertiget aus den 2 Dalmatiken des Kärntner Ornates. Die Casel, u. Pluvial u. Schild dieses Ornates wurden neu gefüttert und ausgebessert"
Der Text zu Post-Nr. 6 wurde dann wahrscheinlich von der anderen Hand gestrichen, und seitlich dazugesetzt: „im Ganzen 4 Caseln Pluvial zu 1 Casel u. zu Kölchtücher verwendet".
Zur Post-Nr. 7 wurde festgehalten:
„Der rothsamtne Ornat wurde neu gefüttert, und 1 neues Schoßtuch von rothen Samt zu selben angefertiget", und dazu seitlich von der anderen Hand vermerkt: „Seite 18. Post. 187." - was der Rückverweis auf den „Kärntner´schen Ornat" darstellt, und - wegen der Verbindung mit dem rotsamtenen Ornat - eine Unklarheit verursacht, die noch nicht beseitigt werden konnte. Die Gegenrechnung für diese Bestandsveränderungen wird anschließend unter dem Titel „Abfall" (Abgang) ersichtlich, wo unter Post-Nr. 6 steht:
„2 Dalmaticen des Kärntner Ornates: in 2 Caseln umgestaltet:", und dazu von der anderen Hand der Verweis „Seite 75 Post. 5. u. 6. u. 7." angebracht wurde. Diese Veränderungen im Inventarsbestand sind auch auf einem dem Inventarium beiliegenden losen Bogen mit dem Titel „Nachtrags-Inventarium 1867" [28] in ähnlicher Formulierung angeführt, fassen jedoch hinsichtlich des zur Sprache stehenden Ornates unter „Abfall" „Post.Nr 5 bündig zusammen:
„Der s. gen. Kärnthnerornat früher bestehend aus 1 Pluvial I Casula u. 2 Dalmaticen besteht gegenwärtig aus 1 Pluvial 3 Casulen samt Zugehör." Schließlich wurde die oben wiedergegebene Eintragung „Post No 187." von Seite „18" von einer dritten Hand zur Gänze gestrichen, und dazu beidseitig der Überschrift vermerkt: „Der unter Post N. 187 (Kärntner´schen Ornat, G. K.) ist als cassirt nicht mehr vorhanden."
Bestätigt wird das Verschwinden des Kärntner´schen Ornates aus dem Bestand der St. Peterskirche in deren „Kirchen Inventarium" von 1898, wo nach dem Titel „Paramente" als erstes festgehalten wurde:
„Die unterm Post No 187 ist als cassirt, nicht mehr vorhanden."[29]
Der letzte real bestehende Hinweis auf diesen Ornat ist auf einer Lade in einem der Schränke in der Sakristei der Kirche St. Peter zu finden, die noch immer ein Schild trägt, das die Aufschrift zeigt: „Weiss. Kärntner´scher Ornat und Caseln."

---

26 Ebd., Bücher, Nr. 10, Kirchen-Inventarium, 1856.
27 Die beiden zuletzt wiedergegebenen Eintragungen entsprechen fast genau dem Wortlaut, der in zwei weiteren erhaltenen Inventarien aus demselben Jahr zu finden ist: 1. PfA St. Peter, Wien, Bücher Nr. 9, Inventarium, August 1856. 2. WDA, Pfarre St. Peter, Inventarium, August 1856.
28 Datiert 31.12.1867.
29 WDA, Pfarre St. Peter, Kirchen Inventarium, 27.1.1898.

Einladungszettel
Wie aus dem Wortlaut dieser Einladungen hervorgeht, dienten sie dazu, für die Teilnahme am Patronatsfest der Kärntner Landesgenossenschaft in Wien zu werben, und den Termin des Festes bekanntzugeben. Auf die vorgedruckten Einladungen wurde der jeweilige Kalendertag, an dem das Patronatsfest stattfinden sollte, in dem dafür frei gelassenen Platz handschriftlich eingetragen. Das Exemplar im Kärntner Landesarchiv ist auf den 8. Februar ausgestellt, und nach den Daten der Feste in Aufstellung 1 kommen als Jahre, in denen dieser Zettel ausgestellt wurde, nur 1728, 1733, 1739, 1750, 1756 und 1778 in Frage.

Statue
Die Statue des "heiligen Domitian" auf der Brücke über den Wien-Fluß wird bei anderer Gelegenheit ausführlich behandelt werden.

Überblick
Wenn von dem Zeitungsbericht ausgegangen wird, daß das erste Fest zur Verehrung des Domitian in Wien im Jahre 1705 stattfand, scheint die Annahme nicht unberechtigt zu sein, daß diese Art der Verehrung nur innerhalb eines besonderen gesellschaftlichen Rahmens, und vor einem ganz bestimmten geistigen und politischen Hintergrund geschehen konnte. Der Unterschied zur vorausgegangenen Art der Verehrung des Domitian mag sich inhaltlich vielleicht gar nicht so deutlich von der nun neuen bemerkbar gemacht haben, allein der Rahmen ist noch unklar; ebenso die Beweggründe, einen solchen Rahmen zu schaffen; außerdem kann vorläufig nur vermutet werden, zu welchen Zwecken er dienen sollte; und offen blieben bisher alle Fragen nach den Initiatoren, nach den Personen, von denen die Organisierung dieses Rahmens ausgegangen sein muß.
Die durch einen weiten Blickwinkel erkannte massive Gründungswelle von Landesgenossenschaften in Wien zu Beginn des 18. Jahrhunderts wird vermutlich auch die Bedeutung der Gründung der Kärntner Landesgenossenschaft deutlichr erkennbar machen. Ein Beweggrund für die Gründung solcher Landesgenossenschaften konnte in den Zeitungsberichten nur in einem Fall festgestellt werden: Am 17. August 1704 feierte die "Tyrolerische Nation ... eine erstmalige Solennität und Dank= Fest wegen glücklicher Befreyung ihres Vaterlands von denen Bayrisch= und Frantzös. Waffen ..."[30] Mit diesem Jahr begannen die Tiroler Landesgenossenschaft die Zählung ihrer Feste, und in den Zeitungsberichten zu deren Festen mehrerer folgender Jahre wurde der Gründungsanlaß auch noch erwähnt, später jedoch nicht mehr.
Daß kriegerische Ereignisse die Landesgenossenschaften zu Aktivitäten veranlassen konnten, ist auch in einer Reihe weiterer Fälle nachweisbar, z.B. hat am 22. Sept. 1706 die "Savoysch= und Piemontesische Nation ... das Danck=Fest / wegen glücklichen Entsatz (von) Turin / auff das herrlichste begangen"[31]; Österreich befand sich damals mitten im Spanischen Erbfolgekrieg. Auch während späterer Kriege, besonders unter K. Maria Theresia, zeigten sich die Landesgenossenschaften als gottfällige Patrioten, z.B. 1741 als die Böhmische Landesgenossenschaft ein "feyerliche(s) Dank-Fest wegen glüklicher Eroberung (von) Prag" ansetzte[32]. Nur andeutungsweise soll wieder an

30 WZ, 16.-20.8.1704, Nr. 109, S. 2.
31 WZ, 22.-24.9.1706, Nr. 328, S. 2.
32 WZ, 23.1.1741, Nr. 7, S. 7.

die schon erwähnte Lobreden erinnert werden, in denen auch dazu aufschlußreiche Äußerungen gefunden werden können.
Landesgenossenschaften bzw. Nationen hat es außer den Universitäts-Nationen in Wien aber schon vor dem 18. Jahrhundert gegeben, zumindest wurde das von einer nachweisbar: Am 8. Juli 1744 "hat eine Löbl. Fränkische Nation ihr National=Fest deren Heil. Kiliani, Colonati, und Totnani ... gehalten, und da diese Nation solches ruhmwürdige Werk schon vor 136. Jahren angefangen, mithin die erste gewesen, so ausser ihren Vatterland deren H. Landes=Patronen hier in Wien verehret hat ...",[33] wurde das Fest dieses Jahres besonders feierlich begangen. Diese Nation hat somit ihre Feste im Jahre 1608 in Wien begonnen, zu einer Zeit, als im Verlauf der Gegenreformation zahllose Protestanten emigrieren mußten. Vielleicht kann diese Gründung auch im Zusammenhang mit dieser Politik ihre Erklärung finden. Offensichtlich politisch motiviert war die späte Gründung der Bayerischen Landesgenossenschaft, die am 12. Juli 1718 "auf Verlangen etlicher der Bayerischen National=Ehre sonderbaren Eyffereren das Fest des Heil. Kaisers Heinrichs / als grossen Bayerischen Landes Schutz=Patrons ..."[34] begangen hat. Die Tätigkeit dieser Landesgenossenschaft fand dann auch bei hohen und höchsten Instanzen Anerkennung, denn 1739 fand deren Fest "in Beyseyn des Chur=Bayerischen Herrn Gesandten"[35] statt, und bei dem Fest des Jahres 1765 war sogar K. Maria Theresia anwesend[36].
Von besonderer Einsatzbereitschaft scheinen nach den Zeitungsberichten Angehörige der Österreichischen Landesgenossenschaft gewesen zu sein, bemerkenswerterweise nicht in Wien, sondern außerhalb der Grenzen des damaligen Österreich unter der Enns. Aus Graz gelangten darüber seit 1731 Berichte an die Wiener Zeitung; dort beging 1737 "die alhier anwesende Oesterreichische Nation[37] das Fest des Heiligen Leopoldi, ... wobey sowol die Oesterreichische(n) Nationalisten / ...wie auch der gesamte alhiesige Hohe Adel / nebst übriger Pfarr=Menge ... erschienen seynd"[38]. Ein Jahr später, 1738, wurde von dort ausführlicher berichtet, daß "die alhier anwesende Oesterreichische Nation das Fest des H. Leopoldi / ... nicht allein um langwürig= und höchst=beglükte Regierung des Allerdurchleuchtigsten Ertz= Hauses / nicht weniger um glüklihen Fortgang deren Kaiserl. Waffen wider den Erb=Feind Christlichen Namens / sondern auch um eine denen gesamten Kaiserl. Erb=landen so gedeylich= als höchst=erfreuliche Succession / gleich vorigen 9. Jahren / und auch fürohin zu allergetreuester Bezeugung der allerunterthänigst=aufhabenden Schuldigkeit auf das feyerlichste zu halten sich verbunden erkennet / als ist verwichenen Samstag / den 15. (November dieses Fest) gehalten worden"[39].
Doch nicht nur in Graz, auch in Preßburg waren diese Oesterreichischen Nationalisten rührig: 1749 haben am Festtag des Heil. Leopold "die in aldasigen beeden hohen Dicasterien, dann Militar= und Civil=Charges, und Amtern befindliche Oesterreicher derenselben Lands=Patrons=Fest ... celebriret"[40]; die Lobpredigt wurde zum Druck befördert, um "zur jährliche(n) Aufnehmung dieser Oesterreichischen Andacht" dienlich zu sein.

---

33 WZ, 11.7.1744, Nr. 56, S. 7.
34 WZ, 9.-12.7.1718, Nr. 1559, S. 2.
35 WZ, 15.7.1739, Nr. 56, S. 577-578.
36 WZ, 17.7.1765, Nr. 57, S. 4.
37 Zur beachten ist, daß diese "Oesterreichische Nation" offensichtlich zu unterscheiden ist von jener Österreichischen Nation, die Teil der Universität Wien war.
38 WZ, 27.11.1737, Nr. 95, S. 12.
39 WZ, 26.11.1738, Nr. 95, S. 1050.
40 WZ, 22.11.1749, Nr. 94, S. 6.

In einer Zusammenschau der dargelegten Einzelheiten wird der Verlauf und die Bedeutung der Verehrung des Domitian im 18. Jahrhundert in Wien wohl erst richtig erfaßt werden können, wenn über die Landesgenossenschaften insgesamt mehr bekannt sein wird. Daß sich Domitian als "ehemaliger Landesfürst und Erzherzog von Kärnten ... im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus"[41] hervorragend als Landespatron eignete, darauf hat schon Wadl hingewiesen; m.E. mußte er dazu aber nicht "aufgebaut" werden, denn er war präsent, zumindest in Wien, denn K. Karl VI. hat ihn in seinem Gelübde zur Errichtung der Karlskirche gleicherweise angerufen wie Patrone anderer Länder ebenfalls.[42]. Eher würde ich sagen, daß Domitan "ausgebaut" wurde, und zwar um die Politik Habsburgs in Kärnten zu erleichtern. Ich meine, die Verehrung des Kärntner Landespatrons wurde vom Wiener Hof gefördert, um auf diese Weise das Verhalten der Verehrer des Patron lenken und kontrollieren zu können.
Wenn Burggraf Orsini-Rosenberg 1734 die neue Kapelle in der Klagenfurter Burg dem Landespatron Domitian stiftete, sollte überprüft werden, aus welcher Richtung die Anregung dazu kam[43]. Denn Orsini-Rosenberg war ein treuer Gefolgsmann der Habsburger, auch er vertrat in erster Linie die Interessen der Habsburger in Kärnten, als solcher favorisierte er wohl auch den von den Habsburgern anerkannten Domitian als Landespatron. Möglicherweise wurden die "heftigen Vorwürfe der Landstände"[44], die Wadl zur Sprache brachte - weil dieser für die Umbauten der landschaftlichen Burg in Klagenfurt landschaftliche Mittel "ohne ständischen Beschluß" verwendet hatte - von eher ständisch-autonomistischen Vertretern der Landstände, die ihre überlieferten Rechte gewahrt wissen wollten, gegen den eher absolutistisch-zentralistischen Orsini-Rosenberg erhoben.

Zum Abschluß, um sozusagen an den Ausgangort für diese Ausführungen zurückzukehren, bringe ich Ihnen einen Bericht zur Kenntnis, der aus demselben Jahr stammt, in dem das bisher letzte nachweisbare Fest der Kärntner Landesgenossenschaft in Wien stattfand:
"Anno 1779 den 22-ten Aug: als an dem ersten Sonntag nach Mariahimmelfahrt, an welchen schon durch 50 jahr die Votivprocession Zum HH Florian und Domitian nacher Müllstadt gegangen um Gott den allHöchsten, und den Schutzpatronen wegen gütigst abgewendeten Plagen der Verderblichen Feuersbrunsten den schuldigsten Dank zu sagen, und um ferneren Schutz anzuflechen, ist diese Procession, weil von ihrem Aufkommen ein halbes Saeculum var, mit einer besondern Feyerlichkeit, und Pracht gehalten worden.
Die ganze vorgehende Octav wurde um 8 uhr eine Segenmeß, und Abend nach Bethlauten vor ausgesetztem Hochwürdigsten Gut die Lÿtaneÿ gehalten.
Am besagten Sonntag fruh um ¾ auf 5. uhr zog die Procession hier aus, unter Abfeuerung 24 Pöller; am gewöhnlichen Orte war die Zusammenwartung, und von da weg zog die Procession unter Trompeten, und Pauken Schall durch den Markt Millstadt auf den Kalvariberg, allwo von H. cooperator ein H. Meß gelesen wurde, nach dieser war der Einzug in die Stiftskirche; dieser Procession wohneten Seine Hochfürstl: Durchlaucht ec ec selbst, die 4 H. Beneficiaten im Kohrröcken alle fürstl. Beamten beÿ, der Löbl

41 Wadl, 1981, S. 20.
42 Ogesser, Joseph, Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien, Wien 1779, bringt das Gelübde deutsch und lateinisch auf S. 242-245.
43 Vgl. z.B. oben 'Teilnehmer', 1730.
44 Wadl, 1981, S. 20.

Magistrat mit schwarzem Mänteln, die Bruderschafften mit allen ihren Fahnen, nebst einer grossen Volksmenge, alle mit brinnenden Wachskerzen, welche nebst dem andern Opfer sind geopfert worden. Seine Hochwürden, und Freÿherrrl: gnaden hielten ein Solemnes Ambt mit leviten, Seine Hochwürden H: Hauptpfarrer von Müllstadt hielten die Predigt, und die 4. Herrn Beneficiaten lasen da selbst ihre Messen.
Um 5 uhr abends war von der St. Anonij Capellen in die hissige Pfarrkirche der Einzug, hierauf folgten eine musicalische Lÿtaneÿ, nach dieser war der umgang mit dem höchsten gut um dem Platz, auf diesem das Te Deum Laudamus gehalten, alle diese Act unter immer fortdaurenden Krachen der Pöller, Trampeten und Paucken Schall, und Lautung aller glocken."[45]

45 GDA, PA Spittal an der Drau, Hs. 9, Liber conjugatorum parochiae Spital 1692-1788. S. 1.

Aufstellung 1

Quelle: (Wiener Zeitung, Ausgabe-Datum und Nummer, Seite)	Jahr	Datum Wochentag	Tag	Uhrzeit	Bezeichnungen Gebiet	Corporation
14.-16.2.1705, 161, 2	1705	So	15.		Cärnth.	Nation
6.-9.2.1706, 263, 1	1706	So	7.		"	"
5.-8.2.1707, 367, 2	1707	So	6.		"	"
4.-7.2.1708, 471, 2	1708	So	5.		"	"
2.-5.2.1709, 575, 3	1709	So	3.		Kärnt.	LdGen.
8.-11.2.1710, 681, 2	1710	So	9.		"	"
6.-9.2.1712, 889, 2	1712	So	7.		"	"
11.-14.2.1713, 995, 2	1713	So	12.		"	"
13.-15.2.1715, 1204, 1	1715	So	10.		"	"
8.-11.2.1716, 1307, 2	1716	So	9.		"	"
6.-9.2.1717, 1411, 2	1717	So	7.		"	"
10.2.1723, 12, 6	1723	So	7.	Vorm.	"	"
9.2.1724, 12, 7	1724	So	6.		"	"
17.2.1725, 14, 6	1725	So	11.		"	Nation
13.2.1726, 13, 7	1726	So	10.		"	"
15.2.1727, 14, 7	1727	So	9.		"	LdGen.
11.2.1728, 12, 5-6	1728	So	8.		"	"
9.2.1729, 12, 6	1729	So	6.		"	"
18.2.1730, 14, 7	1730	So	12.		"	"
13.2.1732, 13, 6	1732	So	10.		"	"
11.2.1733, 12, 6-7	1733	So	8.		"	"
9.2.1735, 12, 7	1735	So	6.		"	"
8.2.1736, 11, 7	1736	So	5.		"	"
13.2.1737, 13, 7	1737	So	10.	Vorm.	"	"
12.2.1738, 13, 134	1738	So	9.		"	"
11.2.1739, 12, 119-120	1739	So	8.		"	"
10.2.1740, 12, 123	1740	So	7	Vorm.	"	"
8.2.1741, 11, 118	1741	So	5.		"	"
14.2.1742, 13, 161	1742	So	11.		"	"
13.2.1743, 13, 6-7	1743	So	10.		"	"
12.2.1744, 13, 6-7	1744	So	9.		"	"
10.2.1745, 12, 6	1745	So	7.		"	"
9.2.1746, 12, 7	1746	So	6.		"	"
15.2.1747, 13, 7	1747	So	12.		"	"
14.2.1748, 13, 6	1748	So	11.		"	"
12.2.1749, 13, 7	1749	So	9.		"	"
11.2.1750, 12, 6	1750	So	8.		"	"
17.2.1751, 14, 7	1751	So	14.		"	"
9.2.1752, 12, 6-7	1752	So	6.		"	"
14.2.1753, 13, 4	1753	So	11.		"	"
13.2.1754, 13, 4	1754	So	10.		"	"
12.2.1755, 13, 5	1755	So	9.		"	"
11.2.1756, 12, 5	1756	So	8.		"	"
14.2.1770, 13, 7	1770	So	11.	Nach 9	"	"
12.2.1772, 13, 4-5	1772	So	9.	"	"	"
Lobrede (Druck)	1773		7.		"	
"	1774		6.		"	
"	1775		5.		"	
"	1778		8.		"	
"	1779		7.		"	

Jahr	Patron Attr.	Bereich	Funktionen		kirchl. Grad	weltl. Rang	Namen Domitian	Bezeichnung d. Festes	Ort d. Festes Kirche	Schmuck Hochaltar	Teil-nehmer
1705	großer	Landes=	Schutz=	Apostel	Sel.		D.	Ehrenf.	SJ		
1706	"	"	"	"	Hlg.		D.	"	"		
1707	"	"	"	"	"		D.	"	"		1
1708	"	"	"	"	"		D.	"	"		"
1709	"	"	"	"	"	Erzhg.	D.	"	"		"
1710	"	"	"	"	"		D.	"	"		"
1712	"	"	"	"	"	Erzhg.	D.	"	"		"
1713	"	"	"	"	"	"	D.	"	"		"
1715	"	"	"	"	"	"	D.	"	"		"
1716	"	"	"	"	"	"	D.	"	"		"
1717	"	"	"		"	"	D.	Fest	"		
1723		"	"	Apostel		Hg.	D.	"	St.Peter		
1724		Landes=u.	"		Hlg.		D.	"	"		
1725		"	"		"	Hg.	D.	"	"		
1726		Land=		Apostel	"	Erzhg.	D.	"	"		
1727		Land= u.	Schutz=				D.	"	"		
1728		"			Hlg.		D.	"	"		
1729		"			"		D.	"	"		
1730		"		Apostel in Kärnten	"	Erzhg.	D.	"	"		2
1732		"			"		D.	"	"		
1733		"			"		D.	"	"		
1735		"			"		D.	"	"		
1736		"			"		D.	"	"		
1737		"			"		D.	"	"		
1738		"			"		D.	"	"		
1739		"			"		D.	"	"		
1740		"			"		D.	"	"		
1741		"			"		D.	"	"		
1742		"			"		D.	"	"		
1743		"			"		D.	"	"		
1744		"			"		D.	"	"		
1745		"			"		D.	"	"		
1746		"			"		D.	"	"		
1747		"			"		D.	"	"		
1748		"			"		D.	"	"		
1749		"			"		D.	"	"		
1750		"			"		D.	"	"		
1751		"			"		D.	"	"		
1752		"			"		D.	"	"		
1753		"			"		D.	"	"		
1754		"			"		D.	"	"	3	
1755		"			"		D.	"	"	4	
1756		"			"		D.	"	"	3	
1770		Landes=			"		D.	"	"		5
1772		"		Apostel in Kärnten	"	Hg.	D.	"	"	6	

1 'vieler hoher und niederer Standspersonen'.
2 'zahlreiche Menge hochadeliger Compatrioten'.
3 'prächtig beleuchtet'.
4 'prächtigst beleuchtet'.
5 'große Anzahl hoher und niederer Standespersonen'.
6 'herrliche Beleuchtung'.

Jahr	Komponist	Musik Instrumental-musik	Chor Anzahl	Trompeten	Paucken	Vokal-musik
1705	Franc. Ign. Gyll			T.	P.	
1706						
1707				T.	P.	
1708						
1709	Anton Rumpling			T.	P.	
1710						
1712			doppelt.	T.	P.	
1713			"	T.	P.	
1715			"	T.	P.	
1716						
1717				T.	P.	
1723			dreifach	T.	P.	
1724		Instr.		T.	P.	Vok.
1725		"	"	T.	P.	
1726		"	"	T.	P.	Vok.
1727			"	T.	P.	
1728			"	T.	P.	
1729			"	T.	P.	
1730		Instr.	"	T.	P.	Vok.
1732		"	"	T.	P.	"
1733		"	"	T.	P.	"
1735		"	"	T.	P.	"
1736		"	"	T.	P.	"
1737		"	"	T.	P.	"
1738		"	"	T.	P.	"
1739		"	"	T.	P.	"
1740		"	"	T.	P.	"
1741		"	"	T.	P.	"
1742		"	"	T.	P.	"
1743		"	"	T.	P.	"
1744		"	"	T.	P.	"
1745		"	"	T.	P.	"
1746		"	"	T.	P.	"
1747		"	"	T.	P.	"
1748		"	"	T.	P.	"
1749		"	"	T.	P.	"
1750		"	"	T.	P.	"
1751		"	"	T.	P.	"
1752		"	"	T.	P.	"
1753		"	"	T.	P.	"
1754		"				"
1755		"				"
1756		"				"
1770		(fürtreffliche M.)				
1772		Instr.				Vok